

A DEBRECENI KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM  
NÉMET TANSZÉKÉNEK KIADVÁNYAI  
VERÖFFENTLICHUNGEN DES LEHRSTUHL  
FÜR DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR  
AN DER LAJOS-KOSSUTH UNIVERSITÄT DEBRECEN

NÉMET  
FILOLÓGIAI TANULMÁNYOK  
XVI.

ARBEITEN ZUR  
DEUTSCHEN PHILOLOGIE  
XVI.

KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM, DEBRECEN  
1985

A DEBRECENI KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM  
NÉMET TANSZÉKÉNEK KIADVÁNYAI  
VERÖFFENTLICHUNGEN DES LEHRSTUHL  
FÜR DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR  
AN DER LAJOS-KOSSUTH UNIVERSITÄT DEBRECEN

NÉMET  
FILOLÓGIAI TANULMÁNYOK  
XVI.

ARBEITEN ZUR  
DEUTSCHEN PHILOGIE  
XVI.

KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM, DEBRECEN  
1985

**Für  
Professor Némedi**

## INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort der Redaktion .....	5
BALKÁNYI, MAGDOLNA: Sujet und Figur im dramatischen Werk Friedrich Dürrenmatts .....	9
BEKE, KATALIN: Historische Hintergründe der Entlehnung aus dem Deutschen ins Ungarische im 16. Jh. ....	17
BERCZIK, ÁRPÁD: Raimund in Ungarn .....	25
BONDZIO, WILHELM: Einige Beobachtungen zu den Ersatzformen des attributiven Genitivs in der deutschen Gegenwartssprache .....	39
FRIED, ISTVÁN: Eine unzeitgemäße wissenschaftliche Zeitschrift am Ende des 18. Jahrhunderts .....	49
GÁRDONYI, SÁNDOR: Rufnamen aus Schemnitz /1364-1426/ .....	57
HAASE, HORST: Zu zwei Erzählungen von Andreas Latzko .....	65
JUHÁSZ, JÁNOS: System, Norm, Sprachgebrauch - und Gesellschaft	71
KOCZSÁNY, PIROSKA: Aphorismus, Reflexion und Fragment als Texttypen .....	85
LICHTMANN, TAMÁS: Der antifaschistische deutsche historische Roman .....	95
MÁDL, ANTAL: Goethe und Schiller im Urteil des späten Thomas Mann .....	105
MOLLAY, KARL: Die Antrittsvorlesung des ersten Professors für deutsche Sprache und Literatur in Ungarn .....	117
MOLNÁR, ANNA: Deutsch-ungarische sprachliche Beziehungen. Entlehnungen aus dem Deutschen im 18. Jh. ....	127
RITTER, HEIDI: Notizen zu Ungarn-Darstellungen in Werken der DDR-Literatur der siebziger Jahre .....	137
RUDOLF, HELMUT: Alltagsproblematik und Literaturwürdigkeit in den Erzählungen des ungarndeutschen Schriftstellers Ludwig Fischer .....	145
SPIEWOK, WOLFGANG: Luther und die deutsche Literatur .....	155
STRELLER, SIEGFRIED: Karibrik und Lateinamerika im Werk von Anna Seghers .....	167

## AUTOREN DIESES BANDES

- M. BALKÁNYI, Oberassistentin an der Universität Debrecen  
K. BEKE, Oberassistentin an der Universität Debrecen  
Á. BERCZIK, em. Professor der Universität Szeged  
W. BONDZIO, Professor an der Humboldt-Universität Berlin  
I. FRIED, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Széchényi-Landesbibliothek Budapest  
S. GÁRDONYI, Dozent an der Universität Debrecen  
H. HAASE, Professor an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Berlin  
J. JUHÁSZ, Dozent an der Universität Budapest  
P. KOCSÁNY, Oberassistentin an der Universität Debrecen  
T. LICHTMANN, Oberassistent an der Universität Debrecen  
A. MÁDL, Professor an der Universität Budapest  
K. MOLLAY, em. Professor der Universität Budapest  
A. MOLNÁR, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universitätsbibliothek Debrecen  
H. RITTER, Lektorin an der Universität Debrecen  
H. RUDOLF, Mitarbeiter am Weiterbildungskabinett Halle/S.  
W. SPIEWOK, Professor an der Universität Greifswald  
S. STRELLER, Professor an der Universität Berlin

## Geleitwort der Redaktion

Band XVI der Arbeiten zur deutschen Philologie ist Prof. Dr. Lajos Némédi gewidmet, der nach einer Tätigkeit von mehr als vier Jahrzehnten im Dienste des ungarischen Hochschulwesens emeritiert wurde.

Professor Némédi ist in der Ungarischen Tiefebene in einer Lehrerdynastie geboren. Von 1930 bis 1935 studierte er Germanistik und Romanistik an der Universität Debrecen. Nach Abschluß seiner Studien absolvierte er als Stipendiat weitere vier Semester in Leipzig. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er an der Universität Debrecen als Assistent bzw. Oberassistent ohne Honorar eingestellt. Von 1939 bis 1942 arbeitete er in der Übungsschule der Universität, in den darauffolgenden Jahren war er als Gymnasiallehrer dem Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur unterstellt. 1948 erhielt er den Auftrag, den Unterricht an der neugegründeten Pädagogischen Hochschule in Eger zu organisieren; diese neue Institution leitete er 13 Jahre lang als Direktor. Mit Beginn der Reorganisation der Germanistenausbildung wirkte er zunächst als Dozent, seit 1968 als ordentlicher Professor am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Lajos-Kossuth-Universität zu Debrecen.

In den 30er Jahren beschäftigte er sich in erster Linie mit Fragen der Germanistik und der Geschichte der deutsch-ungarischen literarischen sowie kulturellen Beziehungen. Die Ergebnisse der Kontaktforschung sind in einer Promotions- bzw. Habilitationsarbeit zusammengefaßt und veröffentlicht worden. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre (Arbeitsdienst, Kriegsgefangenschaft) bedeuteten in der geistigen Entwicklung des begabten jungen Germanisten eine ungünstige Zäsur. Nachdem sich die äußeren Verhältnisse normalisiert hatten, wurden viele Energien und kostbare Zeit durch Organisations- und Verwaltungsarbeiten an der neuen Hochschule absorbiert. Zugleich erwies sich letzterer Einschnitt als fruchtbar: Professor Némédi meisterte hervorragend die wissenschaftlich-administrativen Aufgaben und wirkte führend bei der Auseinandersetzung und Lösung brennender Probleme mit, die im damaligen Ungarn den akademischen Lehrern von der beinahe vernachlässigten Hochschulpädagogik aufgezwungen wurden. Als Ergebnis dieses pädagogischen Exkurses liegen mehr als zehn Aufsätze vor, die in ungarischen Fachzeitschriften erschienen sind.

An der Hochschule las Professor Némédi vor allem über die Periode der ungarischen Literatur, die von der europäischen Aufklärung - vorwiegend durch deutsche Vermittlung - fruchtbare Anregungen erhalten

hatte. Die romanistisch-germanistische Bildung und die komparatistische Methode haben seinen Blick geschärft für die authentische Beurteilung der literarischen Tätigkeit führender Persönlichkeiten der ungarischen Aufklärung (Aranka, Kármán, Batsányi, Kazinczy und vor allem Bessenyei), für die Vermittlerrolle Wiens, für entlehnte Motive und Vorbilder. Ein beredtes Zeugnis dafür ist die Bilanz der Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Hungarologie: mehrere selbständige Bände, Textausgaben, etwa 60 Studien.

Seit Anfang der 60er Jahre widmete Professor Némédi – vom Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre geleitet – seine Aufmerksamkeit vorrangig wieder der deutschen Literaturgeschichte. Vom Werk einiger Schriftsteller des 19. und 20. Jahrhunderts abgesehen (politische Lyrik von 1848-49, Seghers, Werfel, A.M. Guttenbrunn), lag der Akzent auf dem 18. Jahrhundert. Die Erfahrungen der langjährigen Lehrtätigkeit und die Ergebnisse der Forschung sind in der "Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert" (Budapest 1976) zusammengefaßt worden, die sich an der Universität bis heute auch als Lehrbuch ausgezeichnet bewährt. In diesem Buch über die hervorragendsten Vertreter der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts und um die Jahrhundertwende (Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin) wird die deutsche Aufklärung als organischer Teil des gesamteuropäischen literarischen Prozesses dargestellt, die die westeuropäischen Tendenzen auf einer höheren Stufe zusammenfaßt und sie Südost-Europa vermittelt. Die Neubewertung der Kategorie "Deutsche Klassik" bedeutet eine grundlegend neue Konzeption. Ebenso verhält es sich mit der hieraus folgenden literarischen Periodisierung, die präziser, prägnanter ist als die traditionelle und das Umreißen eines nuancierteren Gesamtbildes ermöglicht. Dieses umfassendere Gesamtbild ergibt sich z.T. daraus, daß der Anteil des süddeutschen Sprachgebietes (Österreichs, der Schweiz) an der Entwicklung der deutschen Literatur höher gewertet wird.

1949 wurde die Ausbildung von Germanisten an der Universität Debrecen unterbrochen. Die Reorganisierung des Unterrichts und des Lehrstuhls für Deutsch ab 1957 ist in erster Linie das Verdienst von Professor Némédi, der mit Engagement und richtigem pädagogischen Ethos ans Werk ging. Auf Grund seiner reichen Erfahrungen im Hochschulwesen war er fähig, vorübergehende Schwierigkeiten schnell zu beseitigen, Methoden und Mitarbeiter richtig auszuwählen, das Wesentliche mit wenig Worten hervorzuheben, komplizierte literarische Prozesse in einer einfachen und doch präzisen Sprache darzustellen. Er bestach in seinen Vorlesungen besonders durch Klarheit

und Prägnanz, die Inhalt und Methode des Vortrags bestimmten, und wurde dadurch Vorbild für seine Mitarbeiter. Nicht zuletzt deshalb hatte er auf Vortragsreisen (Lancaster, Rostock, Österreich) und im Debrecener Sommerkurs große Resonanz bei den Zuhörern.

Philologen sind selten gute Organisatoren. Professor Némédi besaß ausgezeichnete Organisationstalente; in einigen Jahren schuf er einen gut funktionierenden Lehrstuhl mit einer zweckmäßig eingerichteten kleinen Bibliothek. Durch die Gründung der Schriftenreihe "Arbeiten zur deutschen Philologie" (ab 1965), die die erste, bescheiden ausgestattete, in größeren Abständen, aber regelmäßig erscheinende germanistische Veröffentlichung der Nachkriegszeit in Ungarn gewesen ist, hat er nicht nur Publikationsmöglichkeiten für den allmählich heranwachsenden wissenschaftlichen Nachwuchs geschaffen, sondern zugleich auch die internationale Zusammenarbeit von Philologen gefördert. Deshalb erachten wir es als unsere ehrenvolle Pflicht, im Namen der Schüler, Mitarbeiter sowie der in- und ausländischen Fachkollegen Professor Némédís dem vorliegenden Band einige Worte des Dankes vorauszuschicken für die jahrzehntelange erfolgreiche Tätigkeit im Dienste des ungarischen Hochschulwesens und insbesondere der Germanistik in Lehre und Forschung.



MAGDOLNA BALKÁNYI

Sujet und Figur im dramatischen Werk Friedrich Dürrenmatts  
(Versuch einer Typologie)<sup>1</sup>

Sujet und Figur sind unserer Meinung nach die zwei wichtigsten kompositorischen Elemente, durch die im Drama das Weltbild des Autors am deutlichsten hervortritt, denn das Drama kann als Modell für Verhältnisse und Kämpfe von bestimmten Lebenskräften und Idealen stehen. Durch die Untersuchung des dramatischen Sujets werden die Bewegungen, das Kräftespiel im Drama beschrieben und im Falle der Figur werden die Dramenfiguren untersucht, durch die diese Bewegung verwirklicht wird. Diese Handlungsträger nennen wir im weiteren Helden.

Wenn nun versucht wird, die 16 untersuchten Dramen Dürrenmatts auf Grund ihres Sujets zu typisieren, ist folgendes festzustellen:

1. Einen Typ bilden die Dramen, in denen sich innerhalb eines semantischen Systems (das ist bei Dürrenmatt meistens die Moral) mehrere semantische Felder voneinander unterscheiden. Eine solche Struktur weist das erste Drama Es steht geschrieben (1947) auf, ebenso dessen Bearbeitung Die Wiedertäufer (1966) sowie Die Ehe des Herrn Mississippi (1952) und Der Mitmacher (1973).

Aufgrund des semantischen Systems im jeweiligen Drama läßt sich diese Gruppe weiterhin untergliedern. In den ersten zwei Dramen wird je eine von einer Dramenfigur verkörperte Verhaltensweise und die dahintersteckende Wertordnung zentral und scheint sich am Ende des Dramas gegen alle anderen eindeutig durchzusetzen, erscheint also als gültig. In beiden Dramen vollzieht sich also eine Art Umstrukturierung: in dem ersten im Zeichen einer positiven (d.h. vom Autor bejahten), in dem zweiten im Zeichen einer negativen (d.h. vom Autor negierten) Idee. In beiden Dramen ist die Struktur dynamisch zu nennen, indem sie ein grundsätzliches Veränderungsmoment enthält. Das ist von den anderen zwei Dramen nicht mehr zu sagen. Es gibt zwar auch in diesen gerichtete Bewegungen, die durch verschiedene Dramenfiguren getragen werden, von denen sich aber keine durchsetzt. In der fiktiven Welt des Dramas ist

am Dramenende dieselbe Wertordnung herrschend wie am Anfang. So kann hier von einem Umschlag, d.h. von einer strukturellen Veränderung in der dramatischen Welt trotz der Handlungsmomente nicht gesprochen werden.

2. Zu dem zweiten Typ gehören die Dramen, in denen - meistens innerhalb eines semantischen Systems - zwei, voneinander klar abweichende semantische Felder zu beobachten sind. In diesen hinsichtlich der Dramenanfänge dem klassischen Drama am nächsten stehenden Typ sind die meisten Dramen der 50er, eines der 40er bzw. drei der 60er Jahre einzureihen: Der Blinde (1948), Romulus der Große (1957/1964), Ein Engel kommt nach Babylon (1953), Die Physiker (1962), Herkules und der Stall des Augias (1963), König Johann (1968). Eigentlich gehört hierher auch Der Besuch der alten Dame (1956), in dem aber die polaren Gegensätze nicht nur innerhalb eines semantischen Systems, sondern auf drei verschiedenen Ebenen bestehen, und zwar auf der gesellschaftlichen, auf der moralischen, und auf der ritualen.

Würde dieser Typ der Dramenstruktur so wie die Tragödie funktionieren, würde die eine oder die andere gegensätzliche Partei am Ende siegreich hervortreten. Diese Dramen Dürrenmatts werden aber eben dadurch gekennzeichnet, daß sie nur in der Struktur ihrer Anfänge dem traditionellen Konflikt drama ähnlich sind. Die Bewegung, anders gesagt, der Kampf zwischen den zwei Parteien - die eine ist immer eine Gruppe, die andere eine alleinstehende Dramenfigur - wird hier zwar in Gang gesetzt, sogar die Richtung der Bewegungsprozesse ist eindeutig, das erwartete entscheidende Ereignis jedoch, d.h. das Beherrschendwerden des einen semantischen Feldes, bleibt aus. Eine Ausnahme bildet in mancher Hinsicht Der Blinde, indem dort in der Schlußszene die vom Autor bejahte Denk- und Verhaltensweise doch ein gewisses Übergewicht erlangt. (Es ist aber zu betonen, nur in der Schlußszene!)

Im Romulus-Drama wird der Konflikt z.B. so gelöst, daß der potentielle Held des Dramas vor der entscheidenden Tat zurückweicht. Am Ende besteht der Kontrast zwischen den beiden polaren Denkweisen genauso wie am Anfang. Der Gegensatz zwischen den zwei Parteien des Dramas wird so aufgehoben, daß sich die vom Helden vertretene Wertordnung als ungültig, schwach erweist.

Das Drama Ein Engel kommt nach Babylon hat einen offenen Schluß, indem der Kampf zwischen den zwei einander gegenüberstehenden Kräften nicht entschieden, sondern nur eingestellt wird. Im König Johann erstarrt der Grundgegensatz zu einem unauflösbaren Paradoxon.

Im Besuch der alten Dame werden die auf drei Ebenen ausgetragenen Konflikte verschieden gelöst. Der gesellschaftliche Widerspruch wird

infolge der Bewegung der Güllener aufgehoben, indem sie die von der alten Dame vetretene Wertordnung annehmen. Auch auf der Ebene des Rituals ist eine ähnliche Bewegung zu beobachten: Das Volk bringt das von der Göttin verlangte Opfer. Nur im Hinblick auf die individuelle Moral vollzieht sich eine Bewegung in die gegensätzliche Richtung: Ill nimmt die Sühne auf sich. Ein solcher doppelter, einander widersprechender Schluß charakterisiert auch das Hörspiel und spätere Bühnenwerk Herkules und der Stall des Augias. Auch dort sind am Ende des Werkes zwei Sphären - die gesellschaftliche und die des Einzelnen - voneinander getrennt, denn Dürrenmatt geht davon aus, daß zwei verschiedene Maßstäbe unabhängig voneinander Gültigkeit besitzen.<sup>2</sup> Hauptcharakteristikum dieser Dramen ist, daß die Umstrukturierung im Sinne der positiven Kräfte ausbleibt. Immer stärker wird aber im Werk die Tendenz, daß der Zusammenstoß einer positiven und negativen Wertordnung mit dem Sieg der negativen ausgeht.

Ein Beweis für diese Tendenz kann das Drama Die Physiker sein, wo den negativen Kräften nur das eindeutig schwache Anders-Denken der Physiker gegenübergestellt werden kann.

3. Ein dritter Sujet-Typ wird erkennbar, wenn die Dramen Frank der Fünfte (1959), Der Meteor (1965), Play Strindberg (1969), Titus Andronicus (1970) einander zugeordnet werden. In diesen Dramen sind keine voneinander klar abweichenden semantischen Felder zu finden. Anders gesagt: in den Motivationen der dramatischen Figuren ist weder ein moralischer noch ein gesellschaftlich-politischer oder ein weltanschaulicher Unterschied festzustellen. Die dramatische Welt ist eigentlich homogen. Um so auffälliger ist das scheinbare Gegenüberstehen der einzelnen dramatischen Figuren. Obwohl auch diesen Dramen eine Art innerer Bewegung nicht abzuspüren ist, muß festgestellt werden, daß das Hauptcharakteristikum der Bewegungen in diesen Dramen eben das Ungeordnete ist. Die Bewegungen der Figuren haben nämlich keine feste, (bestimmte) Richtung. Das hängt natürlich mit der Grundeigenschaft dieser dramatischen Welt zusammen. Die Homogenität zeigt sich als Mangel an einer Alternative zum Handeln. Die Folge davon ist, daß sich in diesen Dramen eine grundsätzliche strukturelle Veränderung der dramatischen Welten nicht vollzieht. Die vielen Bewegungen an der Oberfläche (z.B. die Häufung der Todesfälle) können nicht darüber hinwegtäuschen, daß es in diesen Dramen an eigentlicher Dynamik fehlt.

Zu diesem Typ gehört auch das Drama Porträt eines Planeten (1971), obwohl dieses Werk ein wesentliches Moment der Veränderung, ein grundsätzliches Ereignis, enthält. Dieses Moment ist eine kosmische Erscheinung, die sich unabhängig vom menschlichen Wirkungskreis vollzieht. In der

irdisch-menschlichen Sphäre des Dramas gibt es kein Ereignis. Die Bewegungen, die hier zu registrieren sind, addieren sich nicht und führen zu keiner Veränderung.

Unter dem Gesichtspunkt der semantischen Felder ist nun zusammenfassend zu sagen, daß die drei oben beschriebenen Grundtypen eine Tendenz aufweisen, die von klarer Gegliedertheit in Richtung einer stärkeren Homogenität zeigen.

Auch die Art der Bewegung in den Dramen ergibt eine Dreiteilung des dramatischen Werkes. Die erste Phase, in der sich das eine semantische Feld am Ende des Dramas als gültig erweist, in der sich also noch eine Veränderung vollzieht; die zweite Phase, in der die Handlungsmomente der dramatischen Figuren in Richtung einer Umstrukturierung der dramatischen Welt zeigen, die aber doch ausbleibt, entweder infolge der Zurücknahme der dramatischen Tat oder weil diese Tat keine allgemeingültige Folge hat; und die dritte Phase, die mit ihrem Sujet die Unmöglichkeit der strukturellen Veränderung aufzeigt.

Gehen wir nun weiter und betrachten die Dramenfiguren, die Träger dieser Bewegungen sind, so kommen wir zu den folgenden Ergebnissen:

1. Die erste Gruppe bilden die Figuren, die die oben beschriebene Bewegung der semantischen Feldsysteme verwirklichen. Diese Handlungsträger könnte man wirkliche Helden nennen. Diese Benennung sollte aber mit Vorsicht betrachtet werden, weil diese Figuren den leidenschaftlichen Helden des klassischen Dramas nicht ähnlich sind. Knipperdollinck und der blinde Herzog aus den ersten zwei Dramen sind viel mehr den Märtyrer-Typen des Barock-Dramas verwandt. Die wichtigsten Kennzeichen dieser Helden sind Passivität und Verzicht auf irdische Werte, in ihnen ist also eine abstrakt-moralische Wertordnung verkörpert. Und nicht zuletzt unterliegen diese Figuren der Gefahr der Entheroisierung. Ihr dramatisches Handeln wird infolge des künstlerischen Weltbildes nur vom Ergebnis her als Tat gewertet. An den Rand dieser Gruppe ist Akki aus dem Ein Engel kommt nach Babylon zu setzen, und zwar deshalb, weil infolge der Unentschiedenheit des Kampfes zwischen den Parteien am Ende des Dramas die Wirkung seiner Taten nicht eindeutig einzuschätzen ist.

Eine besondere Stellung nimmt Bockelson, die Figur aus den Wiedertäufern im System der zentralen Dramenfiguren ein. Er ist die einzige Figur im Werk Dürrenmatts, die als Verkörperung einer negativen Gesinnung und Verhaltensweise an die zentrale Stelle gerückt worden ist. Er trägt deutlich die Merkmale des negativen Helden.

2. Eine viel größere Gruppe bilden die zentralen Figuren, die trotz ihrer Veranlagung nicht zu wirklichen Helden werden können. Sie sind die Beinahe-Helden. Hier sind aber noch weitere Untergruppen zu bilden.

A. Romulus und der Bastard (König Johann) sind zwar Handelnde, die aber infolge ihrer "Weisheit" vor der entscheidenden Tat zurückschrecken, also ihre eigene Position aufgeben und ihre Schwäche gegenüber dem dramatischen Gegner eingestehen.

B. Als ein gescheiterter Ausbruch aus der negativen Umwelt ist das Handeln Überlohes (Die Ehe des Herrn Mississippi), Ottilie Franks oder Böckmanns (Frank der Fünfte), der Intellektuellen - des Lehrers, des Arztes (Der Besuch der alten Dame) oder des Mönches (Die Wiedertäufer) - zu charakterisieren. Die Zahl dieser Figuren könnte noch ergänzt werden. Um aber ihren Protest wirksam zu machen, reicht das Bewußtsein über die tieferen Zusammenhänge der gegebenen Situation bei ihnen nicht aus.

C. Es gibt eine bedeutende Gruppe von solchen Figuren (Mississippi, Ill, Möbius, Augias und Cop), die ihre Opferbereitschaft in die Tat umsetzen können. Trotz dieser Tat werden sie aber nicht zu wirklichen Helden. Sie erkennen die Unhaltbarkeit der moralischen Ordnung der gegebenen Welt und sie verleihen ihrem Protest auch Ausdruck, indem sie sich aus dieser Welt "ausschließen", aber diese Tat bewirkt die Veränderung der Umwelt nicht. Deshalb kann sie unter dem Gesichtspunkt des Einzelnen zwar positiv beurteilt werden, objektiv gesehen ist sie aber folgenlos, d.h. sie ist keine wirkliche, eine Veränderung auslösende Tat zu nennen. Diese Figuren bezeichnen wir als individuelle Bewußtseinshelden und nicht als wirkliche, handelnde Helden.<sup>3</sup> Innerhalb dieser Gruppe ist noch auf das Spezifische des Heldenhaften bei der Figur Cop aus dem Mitmacher-Drama hinzuweisen. Seine Opfertat hat insoweit eine andere Qualität als die der anderen individuellen Helden, daß nämlich durch seinen Tod keine Wertordnung bejaht wird, denn er ist gar nicht im Besitze einer solchen. Er verneint die herrschende Wertordnung der gegebenen Welt, da er aber dagegen keine andere setzen kann, gerät er in ein Wertvakuum. Deshalb scheint es uns berechtigt, ihn ironischen Helden zu nennen.<sup>4</sup>

3. Die meisten Dramen nach den Physikern sind unter dem Gesichtspunkt der Handlungsträger nur schwer zu beschreiben. In vielen Dramen (Der Meteor, Play Strindberg, Titus Andronicus, Porträt eines Planeten, Der Mitmacher) sind nicht einmal "Heldenkandidaten" zu finden, die sich für ein Ideal einsetzen würden. Diese Erscheinung ist besonders in den

Bearbeitungen auffallend, wo diese Helden in ihrer ursprünglichen Form noch nicht fehlten. Gemeinsamer Zug dieser Dramen ist, daß es ihnen an solchen Figuren fehlt, die der allgemeingültigen, aber negierten Wertordnung eine alternative Haltung entgegensetzen würden. Die Zentralfiguren dieser Dramen sind entweder (wie z.B. Schwitter im Meteor und Doc im Mitmacher) solche, die zwar die Unzulänglichkeit ihrer Umwelt klar sehen (soweit sind sie noch den individuellen Bewußtseinshelden der früheren Periode ähnlich), die aber keine Opferbereitschaft aufweisen, sich gegen diese einzusetzen, oder solche (wie z.B. das Ehepaar im Play Strindberg oder Boß im Mitmacher), die die negative Wertordnung ihrer Welt verkörpern. Die meisten Dramen dieser Periode entbehren also die Dramenfiguren, die in Richtung einer Veränderung der gegebenen Welt weisen würden, die meisten Figuren, sogar die zentralen sind unbeweglich, begehen keine Tat und so haben sie die Funktion, die Struktur der gegebenen Welt zu bestätigen.

Auch die Helden betreffend läßt sich das dramatische Werk in drei Phasen gliedern. In den frühen Dramen sind noch wirkliche Helden, die im Sinne abstrakter moralischer Werte transzendentaler Färbung ihren Weg gehen und zum Ziel kommen. Für die mittlere Periode (50er und frühe 60er Jahre) sind die individuellen Bewußtseinshelden charakteristisch, die ihren Weg vor dem entscheidenden Moment abbrechen oder handelnd wirkungslos bleiben. Ab Mitte der 60er Jahre ist in den Dramen eine Tendenz zu beobachten, die als Abwesenheit von Helden beschrieben werden kann. Es fehlen also solche Dramenfiguren, die in den Dramen eine gerichtete Bewegung verwirklichen würden.

Die hier beobachteten Tendenzen zeigen eine Parallelität mit denen, die sich bei den Sujet-Typen herausbildeten. Außer der Dreiergliederung des Werkes ist für die dramatische Welt Dürrenmatts eine immer abnehmende Dynamik kennzeichnend. Auch in den bisher letzten Dramen gibt es eine Art Bewegung, wie bei den Sujet-Typen zu sehen war, aber hier fehlt es schon an wirklich dynamischen Elementen in der künstlerischen Welt Dürrenmatts. Damit rückt das dramatische Schaffen Dürrenmatts, das die Kritiker und er selbst dem Absurden gegenübergestellt haben, deren Dramentyp doch immer näher. Auch bestimmte spezifisch Dürrenmattsche Züge des dramatischen Werkes, wie das Bevorzugen nicht-alltäglicher Lebenssituationen und besonderer historischer Ereignisse als Stoff, die ziemlich hohe Zahl der dramatischen Figuren, die vielen Krimi-Elemente und die verschiedensten Formen des Komischen usw. können dieser Veränderung der letzten Jahre nicht verdecken.

Die bei Dürrenmatt nie krassen, aber doch sich deutlich abzeichnenden Veränderungen innerhalb des dramatischen Werkes hängen mit Gattungsfragen zusammen, auf die wir hier nicht eingehen können, auf die aber doch hinzuweisen ist. Den drei beschriebenen Phasen, die sich durch die Sujet- bzw. Heldentypen ergeben, entsprechen - wieder als Tendenz verstanden - drei unterschiedliche Dramenformen, nämlich die Tragödie, die groteske Tragikomödie und die philosophisch-kosmische Farce, wobei die letztere bereits in Richtung der Auflösung des Dramas weist.

Den gegenwärtigen Prozeß der Veränderungen im künstlerischen Schaffen Dürrenmatts verfolgen wir mit großem Interesse, und wir sehen es als unsere zukünftige Aufgabe an, über diese Tendenzen auch im größeren Zusammenhang nachzudenken und zu berichten.

#### Anmerkungen

1. Der vorliegende Artikel ist Teil einer in ungarischer Sprache verfaßten Doktorarbeit über Friedrich Dürrenmatts dramatisches Werk. In der Dissertation wurden 16 Dramen Dürrenmatts (chronologisch bis zu Der Mitmacher - 1976) untersucht. Den geeigneten Ausgangspunkt für die Analyse hat die Verfasserin in der theoretischen Grundlegung Jurij Lotmans (Die Komposition des Wortkunstwerkes. In: J. Lotman: Die Struktur literarischer Texte. UTB. München 1972, S. 300-402.) gefunden, und dessen allgemeine theoretische Bemerkungen zum literarischen Kunstwerk als solchem auf die Dramen bezogen. Die Einzelanalyse schien keine geeignete Form der Aufarbeitung des dramatischen Werkes zu sein, deshalb wurden die Untersuchungen des Gesamtchaffens in den einzelnen Kapiteln jeweils unter einem anderen Teilaspekt durchgeführt. Von den Elementen, die nach Lotman für den Aufbau des literarischen Kunstwerkes von großer Bedeutung sind (der Rahmen, d.h. der Anfang und das Ende, der künstlerische Raum, das Sujet; die Figur, der Charakter und die Einstellung, der Blickpunkt des Textes) wurden die ausgewählt, die das spezifisch Dramatische am meisten zum Ausdruck zu bringen vermögen. So bekam in der Arbeit die Analyse von Sujet und dramatischer Figur einen zentralen Platz. Der vorliegende Aufsatz ist diesem Kapitel entnommen und kann als dessen Zusammenfassung angesehen werden.

2. Diese Eigenschaft der Dürrenmattschen Dramen in den 50er Jahren hebt Ulrich Profitlich durch den Vergleich mit Brecht besonders hervor. In: U. Profitlich: Friedrich Dürrenmatt. Komödienbegriff und Komödienstruktur. Stuttgart 1973, S. 79.
3. Hier, an diesem Punkt unterscheidet sich die Auffassung der Verfasserin von der U. Profitlichs, der dieselben Eigenschaften des Heldenhaften dieser Figuren beschreibt, der aber trotz der Einschränkungen, was den Radius ihrer Tat betrifft, sie Helden nennt. Wir halten dagegen die Wirkungslosigkeit der Tat, also den objektiven Gesichtspunkt des Heldenhaften bei der Beurteilung für bedeutend, deshalb nennen wir diese Figuren "nicht wirkliche Helden".
4. Siehe dazu die ausführlichen Erörterungen von M. Balkányi: Der ironische Held - das Ende des Dramas? (Tendenzen im dramatischen Schaffen Friedrich Dürrenmatts in den 70er Jahren). In: Arbeiten zur deutschen Philologie 14 (1980), S. 79-99.

KATALIN BEKE

Historische Hintergründe der Entlehnung  
aus dem Deutschen ins Ungarische im 16. Jahrhundert

Nach der Niederlage bei Mohács /1526/ brach das Gefüge des ungarischen Staates auseinander. Der Zerfall des ungarischen Reiches hatte die Zeit des Doppelkönigtums zur Folge; der Kleinadel wählte den Ungarn János Szapolyai zum König, während der Hochadel Ferdinand von Habsburg auf den Thron erhob, der auf Grund des Heiratsvertrages zwischen Österreich und Ungarn auf den ungarischen Thron Anspruch hatte.

Von ungarischer Seite erkannte man die Wichtigkeit der deutschen Unterstützung gegen die Türken; die Aristokratie erhoffte von den Habsburgern, daß sie die drohende türkische Gefahr abwenden würden.<sup>1</sup> Mit diesem Ereignis entsteht in den Beziehungen zwischen Deutschen /Österreichern/ und Ungarn in gewisser Hinsicht eine neue Lage, durch die der deutsche kulturelle, politische und sprachliche Einfluß in Ungarn viel stärker als in den vorhergegangenen Jahrhunderten gefördert wird.

Ferdinand I. erstreckte die Zentralregierung auch auf Ungarn; dieses blieb zwar auch nach 1526 formal ein selbständiges Königtum, fiel aber durch die Personalunion in die Gewalt der Wiener Regierungsorgane. Die Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten des Landes lag in der Hand des Wiener Hofes<sup>2</sup>. Infolgedessen kamen viele deutsche, in erster Linie österreichische Beamte und ein gut funktionierendes administratives Personal in ständig wachsender Zahl nach Ungarn. Dazu gesellte sich noch eine andauernde Beeinflussung seitens des Militärwesens und der Militärverwaltung.

Zahlreiche Ungarn traten während der Regierung Ferdinands in seine Dienste. Durch die politische Verbindung ergab sich vor allem für die ungarische Aristokratie immer wieder Veranlassung nach Wien zu reisen; nachdem Wien der ständige Aufenthaltsort des Königs geworden war, war es nämlich unvermeidlich, daß ungarische Adlige in der einen oder anderen

Angelegenheit nach Wien kommen mußten. Diese Magnaten hielten sich oft und lange in Österreich auf, manche besaßen in Wien oder in Niederösterreich auch Häuser, Schlösser oder Güter /wie z.B. Tamás Nádasdy/. Der Zuzug des ungarischen Adels nach Wien und Niederösterreich war besonders in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts groß. Es entstand zum Beispiel in Wien förmlich eine ungarische Kolonie<sup>3</sup>. Adelsfamilien setzten sich auch in anderen österreichischen Ländern fest, die Beziehungen zwischen dem österreichischen und ungarischen Adel nahmen ständig zu und führten zu gesellschaftlichen Verbindungen, manchmal auch zu Verschwägerungen.

Die Bekanntschaft mit den neuen Kulturformen kam damit von selbst. Hatten die ungarischen Magnaten die in Wien herrschenden Formen einmal kennengelernt, so lag der Wunsch nahe, sich diesen anzugleichen. Der Einfluß Wiens war auf allen Gebieten des Lebens zu spüren.<sup>4</sup>

Die Herrschaft der Habsburger ermöglichte, daß die Produkte der österreichischen Industrie und Landwirtschaft in Ungarn einen guten Markt fanden. Wien spielte im Handelsverkehr eine außerordentlich wichtige Rolle. Durch Wien sind aus Österreich und Süddeutschland viele Produkte zum alltäglichen Leben importiert worden; auf dem Gebiet der Industrie erfolgten 67,95 % der gesamten Einfuhr aus deutschsprachigen Gebieten; hier sind vor allem Textilien, Gewürz- und Metallwaren, verschiedene Hausgeräte und Waffen als die wichtigsten Importartikel zu nennen.<sup>5</sup>

Österreichische Kaufleute lieferten unter anderem auch Getreide nach Ungarn. Der Handel war aber nicht einseitig, auch Ungarn lieferte dem Westen bestimmte Waren. Von großer Bedeutung im Handelsverkehr mit Österreich war der Viehhandel. Ungarische Viehhändler trieben große Viehherden aus Ungarn in Richtung Wien-Regensburg-Augsburg-Nürnberg. Als wichtigster Auslandsmarkt des Viehhandels galt in dieser Zeit Wien, aber auch die erwähnten süddeutschen Städte.<sup>6</sup>

Nicht nur Vieh, sondern auch Getreide wurde von Ungarn auf die oben genannten Märkte transportiert. Zum Beispiel ließ Tamás Nádasdy Getreide auf die Märkte von Marburg, Graz und Tirol transportieren.<sup>7</sup>

Bei der Untersuchung der etwa 300 deutschen Lehnwörter im Ungarischen des 16. Jahrhunderts tauchen viele Fragen auf. Interessant ist es zum Beispiel, wann, wo und bei wem der erste schriftliche ungarische Beleg eines Lehnwortes nachzuweisen ist. In einer Arbeit<sup>8</sup> wurde die chronologische Analyse der Lehnwörter dargestellt. Dort wurde festgestellt, daß die Übernahme der deutschen Elemente das ganze Jahrhundert hindurch beinahe gleichmäßig erfolgt. Für diese Periode ist eine dauer-

hafte Wirkung der deutschen Sprache auf das Ungarische charakteristisch. Einige Jahre zeichnen sich jedoch durch eine übergroße Anzahl von Lehnwörtern aus: vor allem die vierziger und fünfziger Jahre, das heißt die Mitte des Jahrhunderts. Interessant ist es weiterhin, woher diese Sprachdenkmäler stammen; die meisten Entlehnungen dieser Jahre kommen in Westungarn /Transdanubien/ vor, und die meisten schriftlichen Quellen, die diese Lehnwörter enthalten, stammen von Tamás Nádasdy.

Tamás Nádasdy war ein Vertreter des neuen Menschentypus des 16. Jahrhunderts. In seiner Gestalt spiegelt sich in voller Harmonie die ungarische und die westliche Kultur wider. Er ist eine der größten politischen Persönlichkeiten des Jahrhunderts. Im Ausland -- in Bologna, Rom und auch in Graz -- hat er studiert und dort die westliche Kultur kennenlernen können. Nach der Niederlage bei Mohács trat er für Ferdinand ein und hat mit ihm als erster Verhandlungen geführt. Er blieb ihm treu, weil er der Meinung war, daß nur die Habsburger in der Lage sind, die türkische Gefahr zu beseitigen.<sup>9</sup>

Durch seine Heirat mit Orsolya Kanizsay bekam er große Güter in Transdanubien /z.B. Kapuvár, Sárvár, Csepreg usw./, die zum kulturellen Mittelpunkt Westungarns wurden. Er war ein gebildeter Mann, der auf seinen Gütern Schulen und Druckereien gründete und sich darum kümmerte, daß sein Sohn und auch seine jungen Verwandten irgendwo im Ausland, in erster Linie in Wien, studierten.

Zum Glück sind uns eine Menge von Briefen Nádasdys in ungarischer Sprache erhalten geblieben; es gab damals kaum eine große Persönlichkeit, mit der er nicht im Briefwechsel gestanden hat. Für die Lehnwortforschung dienen seine Briefe und Rechnungsbücher als sehr inhalts- und lehrreiche, alle Lebensgebiete umfassende Quellen. An Hand seiner Briefe können wir den im 16. Jahrhundert erfolgten politischen und kulturellen Wandel im Großteil von Transdanubien /in den Komitaten Sopron, Moson, Vas und Somogy/ verfolgen. Aus seinen Briefen wird uns klar, wie stark sich der Einfluß Österreichs in allen Lebensbereichen /auch in der Sprache/ auf den westungarischen Adel auswirkte. Die Beziehungen zum Westen sind hier stärker hervorgetreten als in irgendeiner anderen Landschaft Ungarns.

Sowohl die Materialien der Rechnungslegung aus dem Nádasdyarchiv<sup>10</sup> als auch sein Briefwechsel<sup>11</sup> erfassen alle Sektoren der materiellen Kultur; zahlreiche Aufzeichnungen beziehen sich auf die Wohnungs-, Ernährungs-, Bekleidungs-, Verkehrs-, Gewerbe- und Handelsverhältnisse. Mancherorts gewähren sie auch Einblicke in das Familienleben und in das Brauchtum /Verlobung, Hochzeit, Begräbnis, verschiedene Spiele,

Jagd, Empfang und Bewirtung von Gästen, festliche Veranstaltungen u.ä./.

Am Beispiel von Tamás Nádasdy läßt sich in Bezug auf die Handelsbeziehungen zwischen Österreich und Ungarn behaupten, daß es immer gebräuchlicher wurde, Waffen aber auch andere Bedarfsartikel wie Stoffe, Zubehör zu Kleidern, Schmuck, Haushaltswaren, Werkzeuge und Früchte aus Wien zu beziehen. Die Verfeinerung und Hebung des Lebensstandards hing mit der Übernahme sozialer Vorbilder der benachbarten westlichen Kulturlandschaften zusammen. Diese ausländischen Waren wurden in erster Linie durch Wiener Händler bezogen, aber viele ungarische Händler waren auch in Wien ansässig, es gab auch Dienstleute ungarischer Adliger, die sich ständig in Wien aufhielten, um die Einkäufe laufend zu erledigen.<sup>12</sup>

Selbst Nádasdy berichtet darüber in seinen Briefen aus dem Jahre 1559<sup>13</sup>, daß es sich nicht mehr lohne, seinen Diener, namens Márton Péchy, nach Venedig zu schicken, sondern eher nach Wien, weil man dort sehr gut einkaufen könne. In einem anderen Brief vom 2. Oktober 1559 heißt es<sup>14</sup>, daß es in Krems ein Jahrmarkt abgehalten werde, wo man sicher sehr gut einkaufen könne.

Es sollte außer den Handelsbeziehungen der Besuch der Wiener Universität und der Wiener Gymnasien durch ungarische Studenten aus Transdanubien erwähnt werden; nicht weniger bedeutend war der Kinder-austausch, der aus einigen Orten, wie aus Csepreg, an der österreichisch-ungarischen Grenze bezeugt ist. 1568 wurden aus diesem Ort Kinder nach Wien geschickt, von dort kamen Kinder nach Csepreg, um sich das Ungarische anzueignen.<sup>15</sup> Selbst Tamás Nádasdy läßt seinen Sohn Ferenc in Wien studieren, davon zeugen die Briefe von Ferenc Nádasdy an seine Mutter aus den Jahren 1567-68.<sup>16</sup>

Von den untersuchten etwa 300 deutschen Lehnwörtern im Ungarischen des 16. Jahrhunderts sind über ein Drittel in den Materialien von Tamás Nádasdy belegt. In seinen Briefen und Rechnungslegungen sind nicht nur deutsche Lehnwörter nachweisbar, sondern auch andere solche Fremdwörter, die sicherlich durch die Vermittlung der deutschen Sprache ins Ungarische entlehnt worden sind. Bei Nádasdy tauchen viele sog. Gelegenheitsübernahmen und viele Wanderwörter auf, die sich im Ungarischen nicht eingebürgert haben /z.B. holehipper /Hohlhippel/, hauszgezind /Hausgesinde/, hüter /Hüter/, hauszknéht /Hausknecht/, trinkgelt /Trinkgeld/, sprinc /Sprinz/.

Die deutschen Lehnwörter im Ungarischen des 16. Jahrhunderts "betreffen alle Beziehungen und Verhältnisse der Menschen. Die Lehnwörter umspannen den ganzen Umkreis der Sachen, das private Leben, Haus und

Hof, Familie und Sitte".<sup>17</sup> Wenn man die deutschen Lehnwörter dieser Zeit nach der Konzeption von Bárczi-Benkő-Berrár<sup>18</sup> in verschiedene Begriffsgruppen einordnet, läßt sich aufgrund der Materialien von Tamás Nádasdy folgendes feststellen.

In ihnen sind viele Lehnwörter überliefert, die sich in die Gruppe Handwerk und Handel einordnen lassen: viele Berufsbezeichnungen wie pintér /Binder/, borbély /Barbier/, pék /Bäcker/; viele Fachwörter des Handwerks, z. B. Benennungen verschiedener Geräte und Produkte: messzely /b-ö. Massl/, pánt /Band/, kályha /Kachel/, borosta /Bürste/, cérna /Zwirn/, hébér /Heber/, lőcs /Leuchse/, gépely /Göppel/, zsinór /Schnur/, rokka /Rocke/, kanna /Kanne/, törköly /Torkel/, kanóc /Knote/; aus dem Bereich des Handels Bezeichnungen für Geldeinheiten wie tallér /Taler/, silling /Schilling/, gulden /Gulden/, rénes /rheinischer Gulden/ und einige Maß- und Gewichtsangaben wie pint /Pinte/, kuf /Kufe/, ejtel /Achtel/ usw. Diese deutschen Lehnwörter scheinen zum Teil aus dem ungarländischen Deutsch entlehnt worden zu sein, während einige Benennungen aus dem Bereich des Handels /z.B. einige Geldsorten/ in erster Linie in seinen Briefen belegt sind, die er im Ausland geschrieben hat.

In seinen Briefen sind solche Lehnwörter in großer Anzahl zu finden, die sich in die Begriffskreise Gesellschaftsleben, Verwaltung, Mode und Gesundheit einordnen lassen. Zu dieser Gruppe gehören viele Wörter der Verwaltung wie fullajtár /Vorreiter/, cálmester /Zahlmeister/, ferbész /Verweser/, was mit dem Umbau der Verwaltung Ungarns nach österreichischem Vorbild zusammenhängen kann.

Bei Nádasdy lassen sich Lehnwörter aus dem Wortschatz der Mode in großer Zahl nachweisen, zum Beispiel francli /Franse/, szamit /Samt/, zsinór /Schnur/, boqlár /Buckel/, moher /Mohär/. Modewaren ließ er sich aus Wien und aus Süddeutschland kommen, davon zeugen seine Briefe und die seiner Frau.<sup>19</sup> Was man früher aus Italien bezog, ließ man sich im 16. Jahrhundert aus deutschen Städten kommen. Die begüterten Magnaten haben sich in Ungarn nach westlicher Mode gekleidet, die meist durch Deutschland, aber hauptsächlich durch Wien vermittelt wurde. Die Damen der Gesellschaft scheinen die österreichische Mode stärker nachgeahmt zu haben. Wiener Modewaren dürften sich beim ungarischen Adel ziemlich großer Beliebtheit erfreut haben.<sup>20</sup>

Viele Entlehnungen sind in der Terminologie der Küche nachzuweisen, z.B. hering /Hering/, stokfis /Stockfisch/, semling /Sälmling/, gobhal /Koppe/, cimer /Zämer/, hole hipper /Hohlhippel/, zsufa /mhd. sufe/, spinát /Spinat/ kuhon /Kuchen/, was wieder darauf zurückzuführen ist, daß man viele Gebrauchsartikel wie Küchengeräte, Rezepte aus Wien besorgte.

Die engere Anlehnung an Österreich im 16. Jahrhundert wirkte sich förderlich auf dem Gebiet des Gesundheitswesens aus. Ärzte und Arzneien wurden gleichfalls aus Wien geholt. Vornehmere aus Westungarn suchten Wiener Ärzte auf, von denen man sich Arzneien verschreiben ließ.<sup>21</sup> Diese enge Beziehung spiegelt sich in vielen Lehnwörtern wider, was auch durch die Briefe von Tamás Nádasdy bestätigt wird: wir finden solche Wörter wie csuz /Schuß/, recept /Rezept/, szirup /Sirup/, spikinárd /Spikinarde/.

In der Korrespondenz Nádasdys sind weiterhin einige Lehnwörter des Militärwesens belegt: lanckenét /Landsknecht/, régent /Regent/, lódíng /Ladung/, mordálypuska /Mörder/ usw. Zu dieser Zeit vermehren sich die Lehnwörter dieses Themenkreises im Ungarischen. Bei Nádasdy finden wir nicht viele davon, das läßt sich damit erklären, daß die Forschung bisher nur seine Privatbriefe, Inventurlisten, Rechnungsbücher als Quellen berücksichtigt hat, welche meistens für die übrigen Gebiete des Lebens ein reiches Material bieten.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß auch die Briefe und die übrigen studierten Materialien von Tamás Nádasdy die Tatsache zu beweisen scheinen, daß in den deutsch-ungarischen sprachlichen Beziehungen des 16. Jahrhunderts der immer stärkere Einfluß des Auslandes, in erster Linie Wiens, in den Vordergrund rückt. Die Klärung dieses Problems bedarf selbstverständlich weiterer Untersuchungen, die zu neuen Ergebnissen führen und weitere Zusammenhänge erschließen können.

#### Anmerkungen

1. Vgl. B.Hóman-Gy.Szekfű: Magyar történet /Gesch. Ungarns/. Budapest 1935-38,<sup>3</sup> Bd. 3, S.16.
2. Vgl. Magyarország története /Gesch. Ungarns/. Bd. 2. Hrsg. von É.H.Balázs-L.Makkai. Budapest 1972,<sup>2</sup> S.33.
3. E. Veress: Berzewiczzy Márton. Budapest 1911, S.67.
4. Siehe Fr. Valjavec: Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa. Bd.2: Reformation und Gegenreformation. München 1958, S. 91.
5. Vgl. Magyar művelődéstörténet /Kulturgesch. Ungarns/. Bd.3. Hrsg. von I.Lukinich. Budapest 1940, S. 206.
6. Vgl. Magyarország története, a.a.O. S.71,188.
7. Ebd. S. 188.

8. K.Beke: Zur Frage der deutschen Lehnwörter im Ungarischen des 16. Jh. In: *Budapester Beiträge zur Germanistik* 4/1978/, S.33-41.
9. Siehe Hóman-Szekfű, a.a.O. S. 184-188.
10. Kultúrtörténeti szemelvények a Nádasdyak 1540-1550-es számadásából/ Kulturgeschichtl. Proben aus den Nádasdy-Rechnungen, 1540-1550/. In: *Történeti-Néprajzi Füzetek* 1-2. Budapest 1959.
11. Nádasdy Tamás nádor családi levelezése /Familienbriefe v. Palatin T. Nádasdy/. Hrsq. von Á.Károlyi-J. Szalay. Budapest 1882.
12. Siehe Valjavec, a.a.O. S.108 f.
13. Nádasdy Tamás nádor családi levelezése, a.a.O. S. 54.
14. Ebd. S.44.
15. Dazu: Ö. Szelényi: A magyar evangélikus nevelés története a reformációtól napjainkig /Gesch. der evangelischen Erziehung in Ungarn von der Reformation bis zur Gegenwart/. Pozsony 1917, S. 251.
16. Vgl. Nádasdy Tamás nádor családi levelezése, a.a.O. S. 107-216.
17. Th. Thienemann: Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache. In: *Ungarische Jahrbücher* 2/1922/, S. 101 ff.
18. S. dazu G. Bárczi-L. Benkő-J. Berrár: A magyar nyelv története /Gesch. der ung. Sprache/. Budapest 1967, S. 292.
19. Vgl. Nádasdy Tamás nádor családi levelezése, a.a.O. S. 1-107.
20. B.Radvánszky: Magyar családélet és háztartás a XVI-XVII. században /Familienleben und Haushalt in Ungarn im 16.-17. Jh./. 3 Bände. Budapest 1896, Bd.1, S.74.
21. E.Mályusz: Az Országos Levéltár Nádasdy-levéltárának magyar levelei /Ung. Nádasdy-Briefe im Landesarchiv Bp./. Levéltári közlemények. Budapest 1927, S.93 f.



ÁRPÁD BERCZIK

Raimund in Ungarn

1. Am Anfang des 19. Jh. war Wien unter der Herrschaft der Habsburger sozusagen der kulturelle Mittelpunkt der deutschsprachigen Länder. Österreich hat den großen Kampf gegen Napoleon begonnen, 23 Jahre lang mit wechselnden Verbündeten geführt und siegreich abgeschlossen. 1804 wurde Österreich selbständiges Kaiserreich und seine Hauptstadt spielte sich als Sachwalterin und Sprecherin Europas auf. Hier, in Wien entstand eine hohe Kultur des Bürgertums, der Aufstieg einer Bildung, die bewußte Eigenschöpfung war, und die neue Richtungen, junge Schöpfer der Musik und der bildenden Künste, einen Aufschwung der Wissenschaften, eine vollkommene Theaterkunst neuen Stils ins Leben rief. All dieser Glanz verbreitete sich auch über die Grenzen des neuen Kaiserreichs, nicht nur auf die deutschen Länder, sondern auch über die ungarischen Grenzen hinaus.

Besonders im Theaterwesen war Wien in führender Stellung, und auf der Bühne rollte eigentlich die seelische Handlung dieser Großstadt ab. Wien bekam die besten Schauspieler von der Bühne des Josefstädter Theaters. Hier hatte sich Ferdinand Raimund seit 1814 allmählich einen eigenartigen komischen Stil geschaffen. Bis dahin aber war sein Weg mühsam und holprig und führte über schwere Prüfungen, die Raimund teilweise in Ungarn durchlebte.

2. Raimund, über dessen sehr wechselvolles Leben soviel Studien und sogar ein Roman entstanden,<sup>1</sup> ist durch manche Fäden mit Ungarn verbunden. Diesmal möchten wir nicht untersuchen, was die ungarischen Zauberspieldichter - an ihrer Spitze der größte, Mihály Vörösmarty - von dem größten Kenner des sentimental Zauberspiels Raimund gelernt haben, wir wollen auch nicht der Frage nachgehen, wie lang seine Feenstücke Kassenerfolge des ungarischen Theaters geblieben sind, wir möchten bloß den allmählich verblassenden Erinnerungen an die Jahre nachgehen, die Raimund in unserer Heimat zugebracht hatte.

Seine österreichischen und deutschen Biographen haben bisher

nicht erkannt, daß eigentlich Ungarn als die Wiege für die Kunst des großen Dichter-Schauspielers gelten muß. Sein Vormund hat ihn bei dem auf der alten Freyung arbeitenden bekannten Zuckerbäcker Jung als Lehrling angestellt, von hieraus besuchte er täglich mit seinen Süßigkeiten den Zuschauerraum des Burgtheaters und anderer Schauspielhäuser Wiens. Obwohl er in kurzer Zeit die Zuckerbonbons in einer Umhüllung verkaufte, auf der seine eigenen Gedichte zu lesen waren, - was den Umsatz seines Brotherrn bedeutend erhöhte und auch auf die Zukunft des Lehrlings hätte fördernd wirken können -, hat ihn diese Beschäftigung nicht befriedigt. Von Kindheit auf war sein heißer Wunsch - gegen alle Hindernisse, gar gegen den väterlichen Fluch - die Laufbahn eines Schauspielers einzuschlagen. 1808 hat er dann - nach langer Überlegung - einen Entschluß für sein ganzes Leben gefaßt: er hat noch eine von seinem Brotgeber ihm zum Kandieren anvertraute Portion Grännüsse vorbereitet und mit dem Verslein "Diese vierzig Nuß sind meine letzte Buß'" die Werkstatt für immer verlassen.<sup>2</sup>

3. Mit diesem gewagten Schritt begannen Raimunds Wander- und Lehrjahre, die er größtenteils in Ungarn verbrachte. Sein erstes Ziel war Meidling bei Wien, wo zu dieser Zeit unter Direktor Kralitschek eine Wandertruppe tätig war. Er wurde aber wegen seines Sprechfehlers - er ratschte, und dieser Fehler begleitete ihn sein Leben lang - abgewiesen. Jetzt führte ihn sein Glückstern nach Westungarn.

Um die Wende des 19. Jh. waren in den größeren Städten der westlichen Komitate Ungarns die deutschen Schauspieler die Tonangeber.

In den Schauspielshäusern von Preßburg /ung.:Pozsony/, Ödenburg /Sopron/, Raab /Győr/ und Steinamanger /Szombathely/ wurden deutsche Dramen von Schauspielern aus Österreich aufgeführt. Die österreichischen und böhmischen Wandertruppen - sicher nicht die besten - sind aber über die Ansiedlungen mit gemischter Sprache hinausgekommen und manchmal bis zu den östlichen deutschsprachigen Inseln Szatmár, Nagykároly, Nagybánya vorgedrungen, aber auch in den ungarischen Städten wurden sie - in Ermangelung eines ungarischen Theaters - günstig aufgenommen.<sup>3</sup> Wir dürfen aber nicht an Truppen mit hohen künstlerischen Ansprüchen denken, diese fahrenden Truppen waren in ihrer Heimat größtenteils ausgediente Schmierentheater, die ihre Zuschauer oft mit obszönen Improvisationen unterhielten. Auch ihr Privatleben war nicht tadelfrei: ihre skandalösen Ausschweifungen waren sozusagen sprichwörtlich, und die ungünstige Meinung über die "Komödianten" war nicht vollkommen unbegründet. Und doch, diese hergelaufenen Berufsgruppen mit schwankender Moral übten mit ihren Dramen auf die Entwicklung des

ungarischen Theaters einen wesentlichen Einfluß aus. Freilich, eine jede Aktion löst eine adäquate Reaktion aus: nicht nur die ungarische Literatur entlehnte Motive, Märchen, sogar Werke aus der österreichischen Literatur, sondern auch sie bereicherte den unmittelbaren westlichen Nachbarn mit literarischen Stoffen, - wir mögen bloß an Grillparzers Drama "Ein treuer Diener seines Herrn", an Lenaus Puszta-Lieder, an seine ungarischen Figuren erinnern.

Ein Zentrum des Theaterwesens in Ungarn war Anfang des 19. Jh. Preßburg, die ehemalige Krönungsstadt.<sup>4</sup> Besonders in der Zeit, wo Regierungsbehörden ihren Sitz in der Stadt gehabt hatten, war Preßburg der Mittelpunkt eines blühenden Theaterlebens. Als dann Josef II. die Landesämter nach Ofen versetzte, ging es mit dem Theaterwesen in Preßburg abwärts, doch zur Zeit Raimunds war das Niveau hier, in Wiens Nähe noch immer verhältnismäßig hoch. Zur Zeit von Raimunds Flucht brauchte das deutsche Theater von Preßburg einen Komiker. Der Theaterdirektor fuhr nach Wien, um einen zu engagieren. So traf er auf den nach dem Meidlinger Mißerfolg ziellos herumspazierenden Raimund. Dem Theaterfachmann gefiel der begeisterte Jüngling. Es wurde eine kurze Probe gehalten: Raimund mußte einige allgemein bekannte Arien von Perinet /1765-1816/ in der Manier des beliebten Burgtheater-Schauspielers Hasenhut vorsingen, und da sie aneinander Gefallen gefunden hatten, nahm der Direktor den jungen Schauspielernovizen sofort nach Preßburg mit. So kam Raimund nach Ungarn /1808/.

In Preßburg hat das kunstliebende Publikum dem Auftreten des jüngsten Mitglieds der Schauspielertruppe mit großen Erwartungen entgegengesehen. Als eine erste Aufgabe bekam Raimund die Rolle des Onuphrius in dem Schauspiel "Politischer Zinngießer". Der Jüngling büffelte seine Rolle gewissenhaft ein, doch die Premiere verzögerte sich um einen Monat. Während dieser Zeit hat der Theaterdirektor seinen lang erwarteten Komiker in einer geschlossenen Gesellschaft vorgestellt: Dieser mußte komische Lieder vorsingen und Soloszenen rezitieren. Der Erfolg hätte ihm Selbstsicherheit geben sollen, doch die Ungewißheit des langen Wartens, das Lampenfieber des ersten Auftritts und der ungünstige Umstand, daß er seine Rolle noch nie auf der Bühne gesehen hatte, haben seinen Auftritt wesentlich beeinflusst. Und tatsächlich, der erste Auftritt war ein niederschmetterndes Fiasko. Die zuerst wohlwollenden Zuschauer haben in den ersten Szenen mit weitgehender Nachsicht dem Zappeln des so sehnsüchtig erwarteten Schauspielers zugesehen, dann riß ihnen die Geduld, und Raimund wurde ausgepiffen. Sein Mißerfolg war so eindeutig, daß die Direktion gar nicht an eine Rettung zu denken wagte: Raimund bekam

Reisegeld und wurde nach Wien abgeschoben.<sup>5</sup>

Er war wieder auf seiner Ausgangsstation! Das Fiasko hat seine trübe Stimmung verschlechtert, er wollte gar nicht daran denken, daß er beim Zuckerbäcker Jung wieder Marzipan kneten sollte. Nein, seine Welt bedeutet fortan die Bühne. Er verschmähte die guten Ratschläge seiner Gönner und verdingte sich bei Scherzer, dem berüchtigten Theaterleiter von Wiener Neustadt, - und zwar zur Intrigantenrolle. Im Ritterspiel "Genoveva" trat er in tragischer Rolle auf, weil er todernst überzeugt war, daß er zur Intriganten- und Bösewichterrolle geschaffen sei, - mit wehmütiger Selbstironie charakterisierte er sich: "Ich bin zum Tragiker geboren, mir fehlt dazu nix als die G'stalt und 's Organ". Doch dem jungen Akteurs-Kandidaten wuchsen die Bäume nicht gleich in den Himmel: der Mißerfolg von Preßburg wiederholte sich in gesteigertem Maße: er mußte jetzt auch Wiener Neustadt schleunigst verlassen, aber diesmal ohne Reisegeld und "per pedes apostolorum".

4. Er ließ sich aber in seiner Überzeugung nicht ins Wanken bringen; er verdingte sich wieder nach Ungarn, diesmal nach Steinamanger, beim Theaterleiter Hain. Hier konnte er endlich einige Monate bleiben und einen tieferen Blick ins Theaterleben werfen. In Steinamanger mußte er ziemlich alles und jedes hinunter bis zu Pierrot im Mimenspiel mitmachen. Im Theater vom Direktor Hain hat er gründlich gelernt, was ein Künstler, Schauspieler, Theaterdirektor und Regisseur wissen muß. Das dortige Schauspielhaus war schwach besucht, so mußte das Repertoire reichhaltig sein. Raimund war also gezwungen, in den verschiedensten Rollenkreisen aufzutreten. Das hat ihn gewissermaßen vom ungesunden Kopieren befreit und zu individueller Auffassung und selbständiger Anschauung genötigt. Tatsächlich, in Steinamanger hat er mit gesteigerter Sicherheit gespielt, sein Gedächtnis hat sich erfreulicherweise verbessert, die körperliche und geistige Beweglichkeit entwickelt. Diese Bühne war aber auch eine gute Schule für den angehenden Dramatiker; die zeitgenössischen Quellen erwähnen, daß der strebsame Jüngling in den Dramen eindrucksvolle Veränderungen durchgeführt, den Text mit würzigen Späßen, geistreichen Wendungen gespickt hat.

Hains Truppe hat sich 1809 aufgelöst. Jetzt soll Raimund seinen österreichischen Biographen zufolge von Steinamanger nach Raab (Győr) gegangen sein. Ein Beleg aus dem Stadtmuseum in Ödenburg läßt aber vermuten, daß er einen kurzen Abstecher in diese Stadt gemacht hat, wo unter Direktion von Felix Frasel eine Truppe von gutem Rufe spielte. Auf einem Theaterzettel vom 5. März 1810 ist auch Raimunds Name verzeichnet: er hat in der vergessenen Märchenoper von Leopold Huber

und Josef Müller "Der eiserne Mann oder die Druidenhöhle im Wienerwald" die Rolle des Schlossermeisters Hämmerling gespielt. Das Stück wurde zugunsten des Schauspielers Franz Salinger aufgeführt.

Da wir nachher in Ödenburg keine weiteren Belege finden können, müssen wir annehmen, daß Raimund nach kurzem Aufenthalt in Ödenburg nach Raab weitergezogen und in die Truppe des Direktors Kunz aufgenommen wurde. Christophel Kunz war eine interessante Figur in der ungarischen Theatergeschichte. Er stammte aus Teschen, war Major und verließ aus Liebe für die Bühne die Offizierslaufbahn. Am 15. September 1773 hat er die ungarische Staatsangehörigkeit erworben, in den Jahren 1787-1788, dann 1810-1813 die Pacht des Raaber Sommertheaters bekommen und mit seiner Truppe die eine Hälfte des Jahres in Raab, die andere in Ödenburg gespielt. Die Pacht durfte kein großes Geschäft gewesen sein: Kunz kämpfte ständig mit Schulden, einmal ist er vor einer Schuld von 54 Gulden nach Hermannstadt /ung.: Nagyszeben/ geflohen, doch trieb der dortige Rat den besagten Betrag erbarmungslos ein. Die Truppe des gutmütigen und begeisterten Kunz war auch nicht von den bereits erwähnten Ausschweifungen frei. So hat der Statthalterrat von Ofen mit der Verordnung Nr. 3979 vom 25. Februar 1812 Kunz verboten, auf der Bühne mit zotenhaften Improvisationen die Sitten der Bürger, besonders aber die der Jugend zu verderben. Anstelle der Improvisation wurde ihm das erprobte Repertoire der Wiener, Ofner und Pester Theater empfohlen. Kunz' theatralische Laufbahn hört 1814 auf: im September dieses Jahres bekommt Direktor Hübner die Pacht des Raaber Theaters.<sup>6</sup>

Künstlerisch ziemlich hochstehend war das vom Grafen Károly Pejachevich unterstützte und mit dem Ödenburger Kasino verbundene Wintertheater, wo in den Jahren 1788-1814 ständig eine Truppe spielte. Kunz' Auftreten in Ödenburg wird durch eine Angabe im Stadtarchiv belegt, in der die Liste der durch Kunz' Truppe zu spielenden Bühnenstücke verzeichnet wurde /13. Juli 1813/. Das Register zählt neben 19 Opern Trauerspiele, Lustspiele, Possen auf, so unter den Klassikern Heinrich IV. von Shakespeare, Zriny von Körner, die modischen Kotzebue und Schikaneder, den Wiener Meisl, in dessen Bühnenstücken Raimund später große Erfolge erzielte. Einige Dramen sind nur mehr dem Titel nach bekannt; aber eben der Titel verrät manchmal den wahren Charakter des Dramas: "Alles in Uniform für unseren König", "Johannes Faust, Erfinder der Buchdruckerkunst", "Der leichtsinnige Lügner", "Scheinverbrechen", "Ein trübes Wölkchen am Ehestandshimmel" usw.<sup>7</sup>

Auf Empfehlung seines alten Wiener Freundes, des späteren Burgtheater-Schauspielers Josef Kindler, nahm der brave Theaterleiter Kunz den

Jüngling mit schmutzigem Hemd liebevoll auf, - er hat wohl seine Begabung erkannt. Ursprünglich wollte Kunz ihn als Intriganten einstellen, aber als er Raimunds Zungenfehler erkannt hatte, wollte er den Vertrag sofort lösen und nur auf Raimunds Flehen hat er ihn als Komiker eingesetzt. In diesem Rollenkreis bewährte sich der Jüngling glänzend.

Aus dem Theaterleben Westungarns haben wir im frühen 19. Jh. nur wenig Belege: einige Souffleurbücher, Theaterzettel, Protokolle der Stadträte. In diesen Schriftstücken ist Raimunds Name nirgends verzeichnet. So sind wir auf Raimunds Selbstbiographie, auf die Rückerinnerungen der Zeitgenossen und auf die spärlichen Aufzeichnungen verwiesen. Es ist zu ermitteln, daß der erste erfolgreiche Auftritt des Schauspielers Raimund zur Zeit der Kunzschen Truppe erfolgte, u. zw. in Ödenburg: hier hatte er in der Posse "Parteiwut" von Ziegler die komische Rolle von Gottlieb Loke mit soviel Charme gespielt, daß er sechsmal vor den Vorhang gerufen worden ist. Nur noch einmal wird sein Name auf einem Theaterzettel in Ödenburg erwähnt: unter 16 anderen Mitgliedern der Kunzschen Truppe wurde er mit Namen genannt, als die Truppe am 31. Januar 1814 die Märchenoper "Das alte Weib im Schneeberg" vorstellte, in der Raimund die Rolle der stehenden Figur der Wiener Volksbühne Kasperl gespielt hat.

5. Zum Thema "Raimund in Ungarn" gehört auch sein literarischer Nachklang. Die Theaterzettel der Städte Westungarns sind im Wirbel der Zeiten verschollen, oder sie befinden sich unbearbeitet in verschiedenen Stadtarchiven. Nur Ödenburg bildet eine löbliche Ausnahme: hier können wir einige Spuren des späteren Raimund verfolgen. Nachdem er Ungarn verlassen hatte und seine Laufbahn in Wien steil emporstieg, wurden seine Stücke auch in Ödenburg aufgeführt, so "Der Barometermacher auf der Zauberinsel" /1. Januar 1828/, "Der Bauer als Millionär" /17. februar 1829 /, "Die gefesselte Phantasie" /15. Oktober 1832 /, "Der Alpenkönig und der Menschenfeind" /14. Oktober 1833 /. Zwei Feenstücke wurden erst nach dem Ableben des Autors aufgeführt: "Der Verschwender" /14. November 1839 / und "Der Diamant des Geisterkönigs" /8. Januar 1840).

Nach dem Aufschwung von Ofen und Pest konnten die Provinztheater kaum mit den Bühnen der Hauptstadt Schritt halten. Nur das neue, moderne Ödenburger Schauspielhaus aus dem Jahre 1841 hat in seinem Repertoire aus 20 Dramen 4 von Raimund aufgeführt, z.B sind in den Jahren 1846-1848 8 Aufführungen von Feenstücken belegt. Auch die Tagespolitik spielte mit hinein; Ende 1849 läßt der ungarnefreundliche Theaterleiter

zugunsten der Haynau-Stiftung "Das Mädchen aus der Feenwelt" aufführen, doch nur unter der Bedingung, daß ein Teil des Einkommens zugunsten der verwundeten Honvéds verwendet werde. In den düsteren Jahren der Bach-Ära, besonders nach dem Ausgleich /1867/ wurden Raimundsche Feenstücke in Ödenburg in deutscher Sprache kaum mehr gespielt.

Doch die Erinnerung an den berühmten Sohn Wiens lebte noch lange in dieser Stadt. Im Jahre 1832, also noch zu Lebzeiten Raimunds schreibt Ludwigh, ein junger Edelmann aus Güns /ung.: Kőszeg/ über seine "Reise in Ungarn im Jahre 1831" und erwähnt das Ödenburger Theater als eine Anstalt, wo solche Schauspieler großgezogen wurden wie Raimund.

Manche seiner Stücke sind auch ins Ungarische übersetzt worden, so wurden "Der Alpenkönig" und der "Verschwender" sogar im Nationaltheater in Pest mit der möglichst besten Besetzung gegeben und auch in der Oper aufgeführt.

6. Trotz Raimunds relativer Anonymität haben sich um ihn Anekdoten gesponnen, die bald wehmütig, bald lustig wirken. Arm war er, seine Armut konnte er nur mit seiner Berufsmoral wettmachen. Dieses Berufsbewußtsein ist nicht nur in seinen Rollen vorzufinden, sondern auch in zahlreichen kleinen Episoden seines Wanderlebens. In einem Stück mußte ein Bettler auftreten. Der Kollege, der diese Rolle spielte, bat in ernstester Form Raimund, ihm für das Spiel seinen Frackmantel zu borgen. Raimund kam der Bitte ohne die leiseste Spur des Unwillens nach, er fand es selbstverständlich, daß sein Frack der Kleidung eines Bettlers vollkommen entspreche. Und im Register der Requisitenkammer wurde eingetragen: "Ein Bettlermantel - Herrn Raimunds Frack".

Einmal mußte er in Schillers "Wilhelm Tell" Geßler darstellen. Nach den Bühneninstruktionen mußte aber Geßler zu' Pferde erscheinen /4. Aufzug, 3. Szene/. Raimund bestand darauf, den Weisungen Schillers bis ins einzelne nachzukommen. Direktor Kunz war dagegen, er argumentierte damit, daß die Bühne klein und wackelig sei und verweigerte den Mietbetrag für das Pferd. Sein Schauspieler aber hat aus eigener Tasche einen alten Klepper gemietet und erschien hoch zu Roß; er hat etwa zwanzigmal geprobt, wie der verwundete Geßler rücklings vom Pferde fällt, - zur Heiterkeit seiner Kollegen. Doch Raimund wurde dadurch nicht schwankend, todernst sagte er: "Ja, für die Kunst müssen Opfer gebracht werden. Sonst bleibt man ewiger Pfuscher".

Wehmütig stimmt uns eine kleine Episode aus Steinamanger. Hier hatte er sich bei einem alten Mütterchen, der Witwe eines kleinen Stadtpensionärs einquartiert. Bei seiner Abreise hätte er seine Schuld

- die inzwischen auf 16 Gulden gestiegen war - ausgleichen sollen. Geld aber hatte er keines, so ließ er seinen abgewetzten Mantel zurück, dessen Wert aber nicht einmal das Viertel seiner Schuld ausmachte. Nach Jahren erinnerte ihn ein Leidensgenosse an diesen Vorfall. Raimund eilte nach Hause, bat seine ehemalige Mieterin in einem Entschuldigungsbrief um Verzeihung und schloß seinem Schreiben 50 Gulden bei.

Was den Menschen im allgemeinen Freude, Wonne, Befriedigung bringt, nämlich die Liebe, bedeutete auch für Raimund meist eine Kette von Enttäuschungen. Er selbst schreibt: "Die Liebe ist ein brennender Strahl, der unser Herz berührt, und wir wissen nicht, von wannen er kommt".

Die erste richtige Liebe hat er in Ungarn kennengelernt. Hedwig Keller hieß das Mädchen, das im Künstler den Menschen und im Menschen den lebenswürdigen reinen Jüngling liebgewonnen hatte. Raimund hat sich mit der für ihn so bezeichnenden Leidenschaft in diese Liebe gestürzt, eine Liebe, deren Unschuldigkeit bis zum traurigen Ende bewahrt worden ist. In Werthers Manier haben die Liebenden zusammen musiziert, Goethe, Schiller, Byron gelesen, und Raimund rezitierte oft aus seinen Lieblingsrollen. Die Eltern aber haben auch dieses Geschwisterverhältnis schief angesehen und den Freund lebenswürdig, aber entschieden abgewiesen. Hedwig wurde durch dieses Verbot dermaßen erschüttert, daß der Kummer sie aufs Lager warf, - sie starb nach langem Siechtum. In Raimunds unglücklichem Liebesleben war dies vielleicht der einzige Fall, wo eine Frau für ihn litt, sonst mußte er für kurzes Liebesglück teuren Preis bezahlen.

Das nächste Liebesabenteuer war nicht mehr so unschuldig und romantisch, sondern in seinem Ablauf und in den Folgen eher tragikomisch: tragisch für den jungen Liebhaber, komisch für den Pöbel, der den blamierten Liebenden gegenüber immer erbarmungslos ist.

Raimund hat in Raab ein Bürgermädchen kennengelernt, von dem wir nur den Vornamen Erzsi /Liesel/ kennen. Sie hatte sich in Raimund verliebt, in Raimund, den Künstler. Wieder standen die Eltern dazwischen, sie wollten von einer Heirat zwischen ihrer Tochter und dem offiziell als unsittlich abgestempelten Kunstnovizen nichts hören. Das junge Liebespaar hatte sich einen romantischen Plan ausgeheckt: sie wollten heimlich durchbrennen und in Preßburg heiraten. Raimund hatte in diesen Plan seinen Freund, einen Kaufmann aus Pest, namens Kovácsi, eingeweiht. Dieser Freund übernahm, die kleine Brautkandidatin aus Raab nach einem nächstliegenden Dorf zu entführen, wo sie den Herrn Bräutigam nach dessen Abendauftritt - der brave Raimund wollte selbst in solchen

Sternstunden seines Lebens die Kollegen nicht im Stich lassen - treffen wollte. Nur mit einer Sache hatte Raimund nicht gerechnet: Kovácsi, der anscheinend schon früher ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, plauderte so lange über die ungesicherte gesellschaftliche und materielle Lage eines Schauspielers, bis das Paar an dem angegebenen Orte nicht einmal haltmachte, sondern nach Pest weitereilte und dort heiratete.

Raimunds in den Selbstmord mündende, gesteigerte, krankhafte Empfindlichkeit ist allgemein bekannt; er hat geringfügige Unannehmlichkeiten, die von anderen lächelnd aufgenommen worden wären, todernst auf sich bezogen und als vom Schicksal gegen ihn gerichtetes Attentat betrachtet. Wir können uns seinen Seelenzustand vorstellen, als er am angegebenen Orte weder Braut noch Freund vorfand. Seine Unsicherheit wurde noch gesteigert, als er von den Eltern der Tochter zur Rede gestellt wurde. Für Raimund war es auch nicht tröstlich, als er nach nervenaufreibenden fünf Tagen erfuhr, was geschehen war; sein Glauben an die Gerechtigkeit, an die weibliche Treue wurde noch mehr ins Wanken gebracht. Seine Niedergeschlagenheit wurde noch gesteigert, als sein Mißgeschick von seinem Publikum mit Schadenfreude aufgenommen wurde.

Das bittere Glas mußte aber bis zur Neige ausgetrunken werden! Als der treulose Freund und die noch viel ungetreue Braut - jetzt schon als Eheleute - nach Raab zurückkehrten, hat die Truppe eben Perinets Posse "Neues Sonntagskind" aufgeführt, in der Raimund die Hauptrolle spielte. Als der arme, gequälte Schauspieler die Hauptarie des Stückes sang: "Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus", brachen die Zuschauer in schallende Beifallskundgebung aus, wodurch sich Raimund natürlicherweise noch viel mehr gekränkt fühlte. Auf die provokative Beifallsbezeigung antwortete er in der Manier des großen Burgtheaterschauspielers Ochsenheimer: mit einer verzerrten Farce und wurde dafür vom Publikum jetzt aufrichtig umjubelt.

Während seines Aufenthalts in Ungarn war Raimund noch einmal Opfer einer Liebesaffaire. Die Jugend ist gierig und vergeßlich. Auch Raimund vergaß sein schnödes Liebesabenteuer mit Erzsi und verliebte sich in eine zierliche Jungfer, die seine zarten Empfindungen reichlich erwiderte. Der gutgläubige Jüngling erfuhr erst nach einiger Zeit, daß er bei seiner Auserwählten nicht der einzige Begünstigte war. Bei seinen Vorwürfen wurde Raimund durch ihren Zynismus außerordentlich schockiert: er sollte sich über die erhaltenen Begünstigungen freuen, sie hätte sich eine Ehe mit einem clevereren Herrn vorgestellt. Durch dieses scham-

lose Benehmen regte sich Raimund dermaßen auf, daß er sich nach einer Flasche Wein - in den Fluß Raab stürzte. Zu seinem Glück wurde er von seinem Radmantel über Wasser gehalten, bis ihn die herbeieilenden Freunde aus dieser heiklen Lage retteten und er mit einer Lungenentzündung davonkam.

Um Raimund, sein widerspruchsvolles, unausgeglichenes Leben richtig verstehen zu können, wollen wir bei diesem Liebesabenteuer für einen Augenblick stehenbleiben. Er ist dreiundzwanzig Jahre alt, hat den Selbstmord bereits versucht und sich ihn wer weiß wie oft vorgestellt. Nach weiteren dreiundzwanzig Jahren wird ein Selbstmord seinem hoffnungsvollen Leben ein Ende machen. Nach der Meinung mancher Psychiater gibt es keinen geborenen Irren, man bringt bloß die Anfälligkeit mit auf die Welt, und die Krankheit selbst wird durch ein äußerliches Ereignis zum Ausbruch gebracht. Wenn wir dieser Theorie beipflichten, können wir feststellen, daß es in Raimunds bisher kurzem Leben gar viele Erschütterungen gab, die geeignet waren, der schleichenden Krankheit zum Ausbruch zu verhelfen.<sup>8</sup>

Raimund hat dieses Raaber Abenteuer nie vergessen; das Motiv des Ertrinkens kam in einigen seiner Dramen vor. In seinem tiefsten und poetischsten Feenstück "Alpenkönig und Menschenfeind" /Uraufführung 6. Juni 1828/ gerät Rappelkopf, der misanthropische Hauptheld - in dem er sich selbst darstellte - durch den Alpenkönig in einen Wolkenbruch, das Wasser steigt, und - um sein Leben zu retten - klettert er auf einen Baum. Die Flut steigt weiter, das schmutzige Wasser reicht ihm bis zum Mund. Raimund hat das Zappeln des um sein Leben kämpfenden Menschenfeindes so lebensecht dargestellt, daß wir hinter dieser Szene die Erinnerung an die Unüberlegtheit seiner Jugend vermuten müssen /3. Aufzug, 7. Szene/.

7. Auch Raimunds Debüt als Schriftsteller fällt in die Jahre seines Aufenthaltes in Ungarn. Bei den Wandertruppen war es üblich, daß den erfolgreichen Schauspielern von der Direktion die gesamte Einnahme eines Theaterabends als Benefiz überlassen wurde. Es war gang und gäbe, daß der Benefiziat an einem vorhergehenden Theaterabend vor den Vorhang trat und das hochgeehrte Publikum zu seiner Benefizvorstellung einlud und zur Überzahlung anspornte.

Zwei solche Theaterreden besitzen wir von Raimund, beide aus Raab. Zwar sind die Witze noch nicht besonders geistreich, auch die Verse entbehren die sonst bei ihm bewunderte Tiefe, doch kann man stellenweise die Stimme des späteren Volksdichters heraushören.

In einer ebenfalls undatierten Theaterrede nimmt Raimund von den

kunstliebenden Ödenburger Zuschauern für ein halbes Jahr Abschied /in der anderen Jahreshälfte spielt die Truppe in Raab/. Er berührt mit einigen gefühlvollen Worten das mit schweren Kämpfen verbundene Leben der Wunderschauspieler und bekennt sich zu seinem Beruf.<sup>9</sup> Schon diese kurze Abschiedsrede läßt den moralischen Ernst fühlen, den Raimund weder in den Wechselfällen der ersten Jahre noch in den Kämpfen seines späteren Lebens verloren hatte, sondern als teuren Schatz bis zu seinem tragischen Ende bewahrte.

Fast 6 Jahre dauerte Raimunds Lehrzeit in Ungarn. In den ersten Monaten 1814 finden wir ihn -- wieder auf Empfehlung seines treuen Freundes Josef Kindler -- in Wien beim Josefstädter Theater. Ungarns Boden betrat er nie mehr.<sup>10</sup>

8. Raimund hat aus Ungarn zwar keine unmittelbaren literarischen Motive mitgenommen, doch sind diese Jahre weder im komplexen Prozeß des Menschenwerdens noch in der Entwicklung des Schauspielers und des Dichters spurlos verschwunden.

Als er 1808 nach Ungarn kam, war er mit seinen 18 Jahren noch ein Jüngling, der bei uns zum Manne heranreifte, hier bekam er jene menschlichen Züge, die für sein späteres Wesen so bezeichnend waren. Davon möchten wir jetzt nur sein Schwärmen und die Leidenschaftlichkeit hervorheben, die auf sein Leben, besonders aber auf das Liebesleben den Stempel aufgeprägt haben.

Mit dem Menschen entwickelte sich auch der Theaterfachmann in diesen Jahren. Bei den verschiedenen Wandertruppen hat er jene Gattung kennengelernt, in der er seine größten Erfolge erzielte: das zu jener Zeit modische Feenstück. Hier gewann er Einblick in die Arbeit nicht nur des Schauspielers, sondern auch in die des Theaterleiters und des Regisseurs. Auch hier hat er die Kunst der Improvisation kennengelernt, die ihm später auf der Wiener Bühne so viel Erfolg einbrachte.

Abschließend hat sich auch die Welt des Dichters in Ungarn entfaltet, hier hat er sich seiner literarischen Richtung zugewendet, die sich später nur durch neue Motive bereicherte. Während seiner Wanderung ist er oft mit dem Volk in Berührung gekommen. Daran erinnern uns seine volksnahen Figuren, diese vollblütigen, von Leben strotzenden und doch so poetisch gestalteten Haupt- und Nebenhelden, die alle

nach Güte und Reinheit streben. Und auch in Ungarn fand er die Elemente zu seinem manchmal verblüffenden Realismus, der von der oberflächlichen Gestaltungsart in den zeitgenössischen, leichtfertigen sog. Lokalpossen so scharf abstach.

Sein Andenken ist in seinem Vaterlande, besonders aber in Wien auf vielerlei Art verewigt. Diese Zeilen sollen seine Verehrer an die in Ungarn verbrachten Lehr- und Wanderjahre des Menschen, des Künstlers und des Dichters Raimund erinnern.

### Anmerkungen

1. L.A. Frankl: Zur Biographie F. Raimunds. Wien, Pest, Leipzig 1884; E. Castle: Einführung in F.Raimunds Werke. Leipzig 1903; W.Börner: F.Raimund. Leipzig 1905; H.v.Wollzogen: F.Raimund, Großwerden. O.J.; E.Nicolini: Raimund hatása a magyar drámaidomra /Raimunds Einfluß auf das ung. Drama/. Budapest 1912; O. Rauscher: F.Raimund. Leipzig 1936; E.P.Danszky: Da leg'ich meinen Hobel hin. Berlin-Wien-Leipzig 1945. Ungarischerseits: I. Vatter /Vértés/: A soproni német színészet története /Gesch. der Ödenburger Schauspielerkunst bis 1841/: Német Philológiai Dolgozatok, Budapest 1929; E. Csatkai: Wiener in Ödenburg. In: Ödenburger Zeitung, 28.9. 1922; ders.: A soproni német színészet története. 1841-1950 /Geschichte der Schauspielerkunst in Ödenburg. 1841-1950/. Sopron 1960; J. Krammer: Ferdinand Raimund Sopronban /F.R.Raimund in Ödenburg/. In: Soproni Szemle 20/1966/, S.247-251. Krammer beruft sich auf eine handschriftliche Dissertation aus dem Jahre 1921-22: Raimund és a magyarországi színészet /Raimund und die Schauspielerkunst in Ungarn/. Die Dissertation ist in den Wirbeln des zweiten Weltkriegs verschollen. - Á.Berczik: Raimund pályakezdetek hazánkban /Raimunds Debüt in Ungarn/. Szeged 1958.
2. Raimunds Werke. Hrsg. von R.Fürst. Berlin-Leipzig- Wien-Stuttgart O.J. Bd. 1, S. VIII.
3. J. Kádár: Die Anfänge der ungarischen Schauspielerkunst und das deutsche Theater in Ungarn. In: Deutsch-Ungarische Heimatsblätter 1 /1929/; J. Pukánszky-Kádár: Geschichte des deutschen Theaters in Ungarn. München 1933, S. 243.

4. Vgl. Pukánszky-Kádár, a.a.O. S.37; Benyovszky: A pozsonyi német színház története /Gesch. des Schauspielhauses in Preßburg/. Bratislava 1926; E. Kaltenburg: Geschichte des deutschen Theaters im 18. Jahrhundert in Preßburg. 1912.
5. V.Koltai: Győr színészete /Schauspielerkunst in Raab/. Budapest 1917, S. 83-85.
6. Ebd. S. 88.
7. Ödenburger Stadtarchiv. Fasc. XXIV, Nr. 427.
8. D.F. Reibenstorffer: F. Raimund, Charakterzüge und Episoden aus seinem Leben. Österreichisches Morgenblatt 1841, S. 112-125.
9. Raimunds Werke, a.a.O. 3. Teil, S. 174-176.
10. Ein Teil von Raimunds Biographen versetzt seine Rückkehr nach Wien in das Jahr 1813. Dagegen spricht der erwähnte Theaterzettel aus Ödenburg.



WILHELM BONDZIO

Einige Beobachtungen zu den Ersatzformen des attributiven  
Genitivs in der deutschen Gegenwartssprache

1. Die Beobachtungen, die ich nachfolgend mitteilen möchte, richten sich auf folgende Erscheinungen:  
Neben /Vaters Hut/ steht /dem Vater sein Hut/, neben /ein Glas ungarischen weines/ steht /ein Glas ungarischer Wein/, neben /die Dehnbarkeit dieses Gummis/ steht /die Dehnbarkeit von Gummi/, neben /die Reparatur beschädigter Lastkraftwagen/ steht /die Reparatur von beschädigten Lastkraftwagen/, neben /der Keller des Hauses/ steht /der Keller im Hause/. Die deutschen Grammatiken notieren zwar in der Regel diesen Tatbestand, geben aber insgesamt keine befriedigende Beschreibung und nur ansatzweise Regeln für die Verwendung der einen oder der anderen Form.<sup>1</sup> Die Ursache für diese Unzulänglichkeit besteht u.a. darin, daß hier gleichermaßen synchronische und diachronische Aspekte eine Rolle spielen, gleichzeitig - und in engem Zusammenhang damit - die Verteilung auf verschiedene Funktionalbereiche der deutschen Sprache. Hinzu kommt außerdem, daß semantisch-funktionale Gesichtspunkte mit grammatisch-formalen vermischt werden. Zunächst ist es notwendig, das ganze Problem unter einem diachronischen Gesichtspunkt zu betrachten. Der synchronische Untersuchungsbefund zeigt nämlich, daß in der Gegenwartssprache dieser Teil des grammatischen Systems sich in einem labilen Zustand befindet. Es ist daher gerade auch in pädagogisch-praktischer Hinsicht notwendig, die Entwicklungstendenzen im Auge zu behalten. Ich will mich dabei auf eine sehr grobe Skizzierung beschränken. Historisch gesehen hat der casus genitivus das Schicksal der anderen Kasus und des deutschen Kasussystems überhaupt geteilt. Im Deutschen wie in anderen germanischen Sprachen hat bekanntlich die Abschleifung der Auslautsilben dazu geführt, daß die Kasusmorpheme teilweise oder vollständig - wie im Englischen - verschwunden sind. Die Funktion dieser Elemente wurde von anderen sprachlichen Mitteln übernommen. Als primäre Ursache wird gewöhnlich die germanische Festsetzung des Akzents auf den Wortstamm

bzw. auf die Anfangssilbe des Wortes genannt. Der jetzt erreichte Entwicklungsstand beim deutschen Genitiv ist folgender: In den Dialekten und in der Umgangssprache gibt es fast keinen Genitiv mehr.<sup>2</sup> In der Hochsprache (Schriftsprache, Literatursprache) ist er zwar erhalten, aber im Vergleich zu älterem Sprachgebrauch reduziert. Als reiner Kasus ist er nur noch dann eindeutig gekennzeichnet, wenn das Morphem /-s/ bzw. /-es/ auftritt, was bekanntlich bei den sog. starken Mask. und Ntr. der Fall ist, wie bei /des Baumes/, /des Kindes/. Nur hier ist er auch eindeutig von anderen Kasus abgehoben. In allen anderen Flexionstypen gibt es einen mehr oder weniger großen Zusammenfall mit anderen Kasusendungen. Aber auch das Genitiv-s ist von weiterem Verfall bedroht. Wie die bis heute grundlegende Arbeit von LJUNGERUD gezeigt hat<sup>3</sup>, besteht z.B. die Tendenz, bei Namen nur noch dann die s-Endung zu benutzen, wenn der Kasus nicht schon durch andere Mittel, z.B. durch den Artikel, gekennzeichnet ist. Daher heißt es weitgehend /der Geburtstag unseres Michael/. Aber selbst bei bloßen Namen schwankt der Gebrauch und tendiert teilweise zur endungslosen Form, z.B. /innerhalb Leipzig/. Ähnliches findet sich auch bei terminologisch gebrauchten Wörtern, wobei wir hier die Umgangssprache im Auge haben. ADMONI hat bekanntlich treffend von einer Tendenz zur Monoflexion gesprochen.<sup>4</sup> Damit soll die Neigung gekennzeichnet werden, in einer Nominalgruppe die Kasuszeichnung einem Glied der Gruppe zu überlassen. Dies ist möglich, weil in der Hochsprache die Flexion von Artikel, Pronomen und von Adjektiv noch verhältnismäßig gut intakt geblieben ist.

Der Rückzug des Genitivs ging im attributiven Bereich Hand in Hand mit der Herausbildung typisch attributiver Ersatzformen.

(1) Der sog. possessive Dativ, z.B. /dem Vater sein Hut/, /der Sabine ihre Tasche/. Ausgangspunkt für diese Ersatzform sollen Sätze mit freiem Dativ gewesen sein wie in /er hat dem Nachbarn den Zaun repariert/; hinzu trat ein verdeutlichendes /Possessivpronomen.<sup>5</sup> Solche Sätze sind ihrer semantisch-logischen Struktur nach tatsächlich verwandt mit attributiven Genitivkonstruktionen, vgl. /er hat den Zaun des Nachbarn repariert/. Diese Ersatzform ist jedoch auf die Dialekte und auf die inhaltlich anspruchslosere Umgangssprache beschränkt. Sie hat auch kaum Aussichten, in die Hochsprache einzudringen, da ihre besonderen strukturellen Bedingungen bestimmte syntaktische Ausgestaltungen der Nominalgruppe nicht zulassen. So ist z.B. für /dieses Haus seines Nachbarn/ ein Dativ-Ersatz unmöglich. Für die Erörterungen der Verhältnisse in der Hochsprache kann man daher diese Ersatzform außer acht lassen.

(2) Die apposive Ersatzform, z.B. /ein Glas Wasser/, /ein Meter Stoff/. Sie ist unmittelbar aus der Genitivkonstruktion entstanden, also aus /ein Glas Wassers/ und /ein Meter Stoffes/. Man nimmt an,

daß die Entwicklung hier von solchen Fällen ausgegangen ist, bei denen es schon früher keine eindeutige Kasuszeichnung gab wie in /ein Korb Kirschen/.<sup>6</sup>

(3) Die Ersatzform mit /von/, z.B. /die Dehnbarkeit von Gummi/. Als Ausgangspunkt werden hier solche Konstruktionen angenommen, bei denen das Attribut die Herkunft bezeichnet wie in /ein Geruch von Fleisch/.<sup>7</sup> Möglich sind hier aber auch fremdsprachliche Einflüsse, so des franz. /de/ oder des engl. /of/. Als Entstehungszeit der drei Konstruktionen wird gewöhnlich das Frühneuhochdeutsche angenommen.

2. Für den Sprachgebrauch in der Hochsprache sind, wie schon gesagt, die possessive Ersatzform und der Ersatz mit /von/ relevant. Für beide Formen muß jedoch beachtet werden, daß sie auch in der Umgangssprache vorkommen, wobei der Verwendungsumfang differiert. Für die Analyse der hochsprachlichen Verhältnisse ist es daher notwendig, den nur umgangssprachlichen Gebrauch zu eliminieren, was die bekannten damit verbundenen Probleme impliziert. Vor den Einzelheiten soll an einige theoretische Voraussetzungen erinnert werden; dies betrifft vor allem die Art der Übereinstimmung, die mit der Ersatzform gegeben sein muß. Es handelt sich um eine Äquivalenz von grammatischen Funktionen, wie sie sich mit gewissen Einschränkungen durch Substitution nachprüfen läßt. Besser läßt sie sich durch Relationsanalysen ermitteln, denn die Funktionen der attributiven Konstituenten sind identisch mit der Rolle dieser Konstituenten innerhalb der jeweiligen Relation, was sich mit Hilfe von Transformationen in Sätze sichtbar machen läßt. Für /die Dehnbarkeit dieses Gummis/ gilt dann "dieser Gummi (besitzt) hat eine Dehnbarkeit"; es liegt eine haben-Relation vor, wie sie auch für den sog. Genitivus possessivus angenommen werden muß. Läßt sich diese Transformation auch auf die Nominalgruppe mit Ersatzform anwenden, haben wir es mit der gleichen Relation und damit mit der gleichen Rolle des Attributs zu tun; z.B. /die Dehnbarkeit von Gummi/ und "Gummi hat eine Dehnbarkeit". Bei /eine Tonne hochwertigen Stahls/ handelt es sich um eine messen-Relation und um ein Attribut der gemessenen Substanz, diese Transformation gilt auch für /eine Tonne hochwertiger Stahl/.

Wenden wir uns nun dem Gebrauch der beiden Ersatzformen zu. Der Gebrauch der Apposition beschränkt sich in Übereinstimmung mit älteren Aussagen zum sog. partitiven Genitiv eindeutig auf Nominalgruppen mit messen-Relation, nämlich einer Beziehung zwischen einem Kernglied, das eine mehr oder weniger genaue Maßangabe (Mengenbezeichnung) repräsentiert, und einer Konstituente, die ganz allgemein eine Substanz bezeichnet, z.B.:

(1) eine Tonne Stahl/, (2) /ein Ballen Stoff/, (3) /ein Korb Kirschen/. Statt von Substanz sollte vielleicht besser von generalisiert auftretenden Größen gesprochen werden, da es sich nicht nur um eine materielle Substanz, sondern auch um nichtmaterielle Größen handeln kann wie in (4) /eine Stunde Schlaf/, (5) /zwei Stunden Arbeit/.

In jedem Fall muß aber die betreffende Größe die Eigenschaft haben, in Einzelmengen zerlegbar zu sein und damit auch meßbar. Völlig klar ist dies für (1), (2) und (3); in (4) und (5) können 'Schlaf' und 'Arbeit' in zeitlich begrenzte Einzelportionen zerlegt werden. Vgl. auch /zwei Wochen Urlaub/. Dann, wenn eine Zerlegung und Messung nur sehr allgemein erfolgen kann, ergeben sich Überschneidungen vor allem mit der bilden-Relation, so in /eine Menge Ideen/, /eine Portion Unverschämtheit/; daher auch /eine Menge von Ideen/.

Da die attributive Konstituente eine generalisiert auftretende Größe sein muß, darf sie kein sprachliches Element begleiten, das diese Größe (Substanz) begrenzt, also kein Artikel oder verweisendes Pronomen. So ist sowohl <sup>+</sup>/ein Kilo dieses Fleisches/ als auch <sup>+</sup>/ein Kilo dieses Fleisch/ ungrammatisch. Andererseits sind qualitative Bestimmungen (z.B. in Form von Adjektiven) zugelassen wie in /eine Tonne hochwertigen Stahls (hochwertiger Stahl)/.

Der attributive Genitiv erscheint hier nur noch als Relikt. Die Apposition tritt - und nur sie - immer dann auf, wenn die attributive Konstituente kein attributives Adjektiv bei sich hat. Dies gilt für Hochsprache und Umgangssprache. Treten bei der attr. Konstituente adjektivische Attribute auf, so wird in der geschriebenen Hochsprache häufig noch die Genitivform benutzt; sie gilt als stilistisch höherwertig. In der gesprochenen Hochsprache und in der Umgangssprache und im Dialekt herrscht auch hier die Apposition. Schon in der spontan gesprochenen Hochsprache würden Genitive geschraubt klingen. Aus diachronischer Sicht zeigt sich also, daß die konservativere Schriftsprache ein völliges Verschwinden aus diesem Bereich verhindert hat. Die Verhältnisse bei der Ersatzform mit /von/ sind erheblich komplizierter<sup>8</sup>. Es wird zwar verschiedentlich behauptet, daß auch diese Ersatzform auf bestimmte attributive Relationen beschränkt sei; prinzipiell kann sie jedoch alle Genitivrelationen ausdrücken mit Ausnahme der messen-Relation. Vgl.

/die Dehnbarkeit von Gummi/, /das Rathaus von Weimar/ mit haben-Relation;  
/ein Bild von Rembrandt/ mit produzieren-Relation;  
/eine Gruppe (Kreis) von Studenten/ mit bilden-Relation;  
/dieser Komplex von Fragen/ mit bilden-Relation;

/die Gefahr von internationalen Konflikten/ mit ist-Relation;  
/ein Jüngling von hohen Gaben/ mit charakterisieren-Relation;  
/das Nahen von Menschen/ mit intransitiver verbaler Relation;  
/die Produktion von Stahl/ mit transitiver verbaler Relation.  
Wenn auch die Ersatzform mit /von/ bei der messen-Relation ausgeschlossen ist, so kann es doch zu gewissen Überlappungen kommen. Neben /eine Gruppe Matrosen/ kann auftreten /eine Gruppe von Matrosen/. Tatsächlich kann /Gruppe/ sowohl eine unbestimmte Maßbezeichnung als auch eine Zusammenfassung von Individuen sein, wie es für eine bilden-Relation (im letzteren Fall) notwendig ist. /Kreis/ dagegen kann nicht als Maßbezeichnung auftreten, die Apposition ist ausgeschlossen, vgl. + /ein Kreis Studenten/. Als ein Anhaltspunkt kann u.a. hier angesehen werden, daß /ein/ nicht durch Numeralien ersetzt werden kann.

Wichtig ist außerdem, daß nicht alle attr. Konstruktionen mit /von/ Genitivrelationen enthalten. So kann /von/ in Nominalgruppen z.B. ein lokales Distanzverhältnis kennzeichnen wie in /der Wind von der See/, d.h. 'der Wind kommt von der See'; in /eine Schale von Porzellan/ steckt die Relation 'die Schale besteht aus Porzellan'. Eine ganz andere Art von Beziehungen findet sich in Fällen wie /die Abweichungen vom Normalwert/. Daß hier keine Genitivbeziehung vorliegt, zeigt z.B. die mögliche Expansion der Nominalgruppe zu /die Abweichungen der Meßwerte vom Normalwert/ o.ä. Beide substantivischen Attribute stehen in direkter Beziehung zum Kernglied. Noch deutlicher erkennbar wird hier die Art dieser Beziehung, wenn man das Substantiv /Abweichung/ neben das Verb /abweichen/ stellt. In einem größeren theoretischen Zusammenhang, in den auch der Begriff der Valenz gehört<sup>9</sup>, läßt sich dieser Tatbestand folgendermaßen erklären: Die genannte Nominalgruppe enthält eine intransitive Relation mit zwei Leerstellen, deren Träger Abweichung ist. Die eine Leerstelle (für den Akteur) muß mit einem Genitiv (bzw. mit dessen Ersatzform), die andere (für das Patiens) dagegen mit einem Attribut mit /von/ besetzt werden. Ähnliches gilt auch für /die Befreiung von der Unterdrückung/ aus 'die Befreiung des X durch Y von der Unterdrückung'.

Kommen wir nun zu den Regeln für den Gebrauch der Ersatzform mit /von/; dabei ist es notwendig, den umgangssprachlichen Gebrauch abzugrenzen. Es sind mehrere Fälle zu unterscheiden.

2.1. Bedingungen, unter denen /von/ in der Hochsprache nicht stehen kann.

2.1.1. Der bestimmte Artikel bei der attr. Konstituente läßt kein /von/ zu; ihr Gebrauch ist höchstens in der Umgangssprache möglich; z.B.

/der Ausgangspunkt der Operationen/ und /der Ausgangspunkt von den Operationen/, /das Dach des Hauses/ und /das Dach von dem Haus/, /die Freundin von dem jungen Mann/, /die Gabe des Gesanges/, /die Gefahr eines Krieges/. In der Belletristik wird denn auch der von-Ersatz in solchen Fällen als Charakterisierung von Umgangssprache benutzt; vgl. /ein Teil von dem Unglauben/ (B.Brecht, Puntila). - Allerdings gibt es hier gewisse Überschneidungsmöglichkeiten mit solchen von-Konstruktionen, in denen eine Distanzbeziehung besteht und die kein Genitiversatz sind, z.B. /ein Stück von der Zitrone/.

2.1.2. In der Hochsprache ist /von/ auch dann weitgehend ausgeschlossen, wenn der unbestimmte Artikel oder andere Artikelwörter auftreten. Vgl. /die Gültigkeit einer Verordnung/ und /die Gültigkeit von einer Verordnung/. Bei Pronomina wie /dieser, jener, gewisser, derartiger, derselbe, derjenige/; vgl. /die Gültigkeit dieser Verordnung/ und /die Gültigkeit von dieser Verordnung/, /die Behauptungen jener Leute/ und /die Behauptungen von jenen Leuten/. Bei Possessivpronomina; vgl. /die Gültigkeit ihrer Verordnungen/ und /die Gültigkeit von ihren Verordnungen/, /die Benachrichtigung seiner Kollegen/ und /die Benachrichtigung von seinen Kollegen/.

Ähnlich bei indefiniten Numeralen wie /jeder, alle, sämtliche, mehrere, manche, einiße, etliche/; vgl. /die Benachrichtigung sämtlicher Kollegen/ und /die Benachrichtigung von sämtlichen Kollegen/. Hier scheinen jedoch größere Schwankungen aufzutreten.

2.2. Genitiv und von-Ersatz sind fakultative Varianten, wenn beim attr. Substantiv ein Adjektiv auftritt; vgl. /die Produktion hochwertigen Stahls/ und /die Produktion von hochwertigem Stahl/, /die Festigkeit hochwertigen Stahls /und /die Festigkeit von hochwertigem Stahl/, /ein Komplex schwieriger Probleme/ und /ein Komplex von schwierigen Problemen/. Diese Regeln komplizieren sich jedoch dadurch, daß der Genitiv in der Hochsprache immer noch stilistisch höherwertig ist. In stilistisch anspruchsvollen Texten wird daher häufig die Genitivform bevorzugt, z.B. in poetischen Texten und ganz deutlich in der Lyrik. In solchen Texten dagegen, in denen es auf eine sachlich klare und übersichtliche Darstellung ankommt, wird häufiger die von-Ersatzform benutzt. Dies trifft z.B. für wissenschaftlich-technische Texte zu und dort auffällig bei Stoffbezeichnungen als attr. Substantiv wie /Leder, Eisen, Stahl, Gold/ usw.; vgl. /die Gewinnung von reinem Sauerstoff/ statt /die Gewinnung reinen Sauerstoffes/, /die Farbe von echtem Gold/ statt /die Farbe echten Goldes/. Zahlenmäßig befindet sich aber auch in solchen Texten der Genitiv mit 60 % bis 75 % (nach meinen Zählungen) in der Überzahl.

Es gibt Faktoren, die die Verwendung des von-Ersatzes fördern können. Dies sind

(a) Besonderheiten der Flexion des attr. Substantivs, insbesondere dabei auftretende Auslautschwierigkeiten; daher statt /die Verwendung künstlichen Eiweißes/ eher /die Verwendung von künstlichem Eiweiß/ (dies vor allem in der gesprochenen Sprache).

(b) Besonders komplexe Attribute wie in /Vertreter von mehr als 100 Exportfirmen/, /Fälle von übergroßer Stupidität und gemeinem Interesse/ (Th.Mann).

(c) Wenn zwei attr. Genitive aufeinanderfolgen, wird in einem Fall - wenn möglich - gern /von/ gebraucht; vgl. /die Untersuchung der Strahlung radioaktiver Substanzen/ und /von radioaktiven Substanzen/.

Andererseits gibt es auch Faktoren, die die Verwendung des Genitivs begünstigen; so z.B. wenn bei Verwendung von /von/ auch eine nicht-gemeinte lokale Distanzbeziehung in den Vordergrund treten könnte wie in /Vergaser modernster Rennmaschinen/.

2.3. Bedingungen, unter denen nur /von/ stehen kann.

2.3.1 Dies ist der Fall, wenn das attr. Substantiv keinen Artikel oder ein anderes Artikelwort und kein kongruentes Adjektiv bei sich hat. Vgl. /die Wahrheit von Urteilen/, /die Festigkeit von Stahl/, /die Produktion von Gummi/, /ein Mann von Charakter/, /die Tochter von Vaters Schwester/.

2.3.2. /Von/ muß ebenfalls stehen, wenn die attributive Konstituente ein alleinstehendes Pronomen ist, z.B. /Äußerungen von ihm/, /eine Dummheit von mir/, /einen Teil von diesem/.

2.3.3. Entscheidend ist nicht, daß das Attribut überhaupt allein auftritt; so muß /von/ auch stehen, wenn beim attributiven Glied nur ein unflektierbares Element auftritt. Vgl. /die Flucht von sieben Häftlingen/ aber /die Flucht dreier Häftlinge/ und /die Flucht von drei Häftlingen/. Bekanntlich gibt es von den Numeralien /eins, zwei, drei/ noch Genitivformen. Unter diese Regel fällt auch /eine Ahnung von etwas Besserem/. Wenn ein unflektierbares Element vor einem flektierbaren auftritt, wird /von/ bevorzugt wie in /nach dem Eintreffen von vier finnischen Sportlern/ (ND); hyperkorrekt wirkt /nach dem Eintreffen vier finnischer Sportler/. - Aufschlußreich ist, daß auch die Voranstellung untergeordneter Genitivattribute die Regel für den von-Gebrauch nicht aufhebt; vgl. /die Tochter von Mutters Schwester/.

2.4. Einige Besonderheiten ergeben sich dann, wenn die attr. Konstituente ein Name ist oder wie ein Name gebraucht wird. Diese Elemente haben als attr. Glieder innerhalb der Nominalgruppe überhaupt einen Sonderstatus. Bekanntlich können sie entgegen der sonst üblichen Regel ohne weiteres vor das Kernglied treten, z.B. /Ottos Buch/, /Vaters

Garten/; dagegen wirken andere Voranstellungen nicht mehr normal-sprachlich wie /des Feuers Macht/. Daß diese Stellungseigentümlichkeit nicht einfach als Relikt älterer Stellungsregeln betrachtet werden darf, beweist die Tatsache, daß etwa 75% der Vorkommen diese Voranstellung bevorzugen, was eine Parallele im sog. sächsischen Genitiv des Englischen hat. Mit dieser Stellungseigentümlichkeit muß wohl auch die morphologische Erscheinung in Verbindung gebracht werden, daß nämlich feminine Substantive dieses Typs in der Voranstellung das Genitiv-s der starken Maskulina und Neutra übernehmen, vgl. /Sabines Geburtstag/, /Mutters Tasche/.

Die Ersatzform mit /von/ kann im übrigen nur bei Nachstellung dieser Namen auftreten, z.B. /der Geburtstag von Sabine/; dann allerdings wird /von/ bevorzugt, aber daneben ist auch der Genitiv möglich; vgl. /der Geburtstag Sabines/, /das Haus Walters/, aber /der Anzug von Otto/, /das Auto von Klaus/, /die Wohnung von Meier/. - Bei dieser generalisierten Regel ist es überflüssig, einige besondere Namengruppen hervorzuheben.

Zusammenfassend läßt sich über den Gebrauch der Ersatzform mit /von/ sagen, daß sie teils als obligatorische, teils als fakultative Variante des attr. Genitivs auftritt. Wenn wir oben von einem instabilen Zustand in diesem Teil des Sprachsystems gesprochen haben, so muß allerdings auch bedacht werden, daß dieser Zustand über viele Jahrzehnte angedauert hat und andauern wird und insofern zum Charakter einer natürlichen Sprache zu gehören scheint.

### 3. Zu anderen präpositionalen Ersatzkonstruktionen

Neben der Ersatzform mit /von/ werden auch andere Präpositionen als Ersatzformen angeboten, z.B. die Präposition /in/, z.B. /der Keller im Hause/ für /der Keller des Hauses/. Zweifellos liegen hier gewisse semantische Übereinstimmungen vor, doch muß geprüft werden, ob solche Ausdrücke in der gleichen Weise als grammatische Ersatzformen von attr. Genitiven gelten können wie die Ersatzform mit /von/. Die Ausdrücke /der Keller der Brauerei/ und /der Keller in der Brauerei/ können nur dann als semantisch äquivalent gelten, wenn für die Genitivkonstruktion ausgeschlossen ist, daß es sich um einen Keller handelt, der zwar der Brauerei gehört, aber nicht Teil des Brauereigebäudes ist, was die Genitivkonstruktion selbst nicht ausschließt. Diese Beschränkung müßte der Kontext liefern. Umgekehrt muß für die Konstruktion mit /in/ ausgeschlossen sein, daß der Keller, der sich in der Brauerei befindet, einem anderen Besitzer gehört, was wiederum die in-Konstruktion nicht festlegt. Während es sich also bei der in-Konstruktion nur um ein ganz spezielles Teil-Ganzes-Verhältnis handelt (ein Teil befindet sich innerhalb eines Ganzen), be-

zeichnet der attr. Genitiv ein sehr allgemeines Teil-Ganzes-Verhältnis und darüber hinaus ein Zugehörigkeitsverhältnis überhaupt. Die Konstruktion mit /in/ kann daher nur dann einen attr. Genitiv ersetzen, wenn der Kontext ein Enthaltensein eines Teils innerhalb eines Ganzen determiniert; dies ist der Überschneidungsbereich beider Relationen. Entsprechendes gilt für attr. Ausdrücke mit anderen Präpositionen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß der Gebrauch der Präposition /von/ unter den angegebenen Bedingungen schon weitgehend grammatikalisiert ist; ich bezeichne dies als wirkliche grammatische Synonymie. Anders bei den anderen Präpositionen, also auch bei /in/. Hier handelt es sich um eine allgemeine, pragmatische Äquivalenz; ich nenne sie Parallelität.

4. Auf der Grundlage der vorangegangenen Erörterungen ist eine Prognose über den weiteren Rückgang des attr. Genitivs möglich. Die entscheidende Ersatzform dürfte neben der Apposition in einem Teilbereich die Ersatzform mit /von/ bleiben. Alle anderen Möglichkeiten sind entweder auf Dialekt und Umgangssprache beschränkt und genügen nicht den Ansprüchen der Hochsprache oder sie zeigen, wie die anderen Präpositionen, keine Ansatzpunkte für eine Grammatikalisierung. Da auch keine Notwendigkeit zu erkennen ist, andere Präpositionen als /von/ zu grammatikalisieren, muß mit einem weiteren Vorrücken der Präposition /von/ gerechnet werden. Alle genannten Ersatzmöglichkeiten gehören im übrigen zu den verschiedenen Registern der deutschen Sprache.

#### Anmerkungen

1. Ansätze zu einer konsequenteren Beschreibung finden sich in neueren Grammatiken, u.a. in der Duden-Grammatik, hrsg. von P. Grebe, Mannheim 1959 und in der Grammatik der deutschen Sprache von W.Jung, Leipzig 1969; Teilaspekte, insbesondere der von-Ersatz ausführlicher in der Deutschen Grammatik von G.Helbig und J.Buscha, Leipzig 1977. Vgl. im übrigen die umfassende Analyse in 'Untersuchungen zum attributiven Genitiv und zur Nominalgruppe in der deutschen Gegenwartssprache' von W.Bondzio, Berlin 1968.
2. Vgl. dazu u.a. O.Behaghel: Geschichte der deutschen Sprache. Straßburg 1916, S.321 f. - V.M.Schirmunski: Deutsche Mundartenkunde (Übers. a.d. Russ.). Berlin 1962, S.433 f.

3. I.Lungjerud: Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900. Lund u.Kopenhagen 1955.
4. W.Admoni: Der deutsche Sprachbau. 3.Aufl. Leningrad 1972, S. 89 ff.
5. Vgl. O.Behaghel: Deutsche Syntax. Bd.1. Heidelberg 1923, S. 638 f.
6. Vgl. O.Behaghel: Deutsche Syntax, a.a.O. S.531 f.
7. Vgl. O.Behaghel: Deutsche Syntax, a.a.O. S.531 f.
8. Vgl. auch die jüngste Übersicht über den von-Ersatz bei J.A.Pfeffer u. J.Lorenz: Der analytische Genitiv mit 'von' in Wort und Schrift. In: Muttersprache 89 (1979), H. 1/2, S.71-96.
9. Vgl. zuletzt in: W.Bondzio: Skizze eines valenzorientierten syntaktischen Modells. In: Germanistik 1980, H.2, S. 133-143.

ISTVÁN FRIED

Eine unzeitgemäße wissenschaftliche Zeitschrift  
am Ende des 18. Jahrhunderts  
/Neues Ungarisches Magazin<sup>1</sup>/

Eine charakteristische Persönlichkeit mit typischem Lebensschicksal in der Kulturgeschichte Ungarns im 18. Jahrhundert war Karl Gottlieb Windisch /1725-1793/, Fortsetzer des pietistischen Erbes, Anhänger der Wiener gemäßigten Aufklärung, der, hauptsächlich durch die zeitungsherausgebenden und wissenschaftsvermehrten Bestrebungen von Klemm und Sonnenfels angeregt, Versuche unternahm, die ungarische /jedoch nicht in erster Linie ungarischsprachige/ wissenschaftliche Welt zu organisieren, Zeitungen neuen Typs, in Ungarn bis dahin nur aus anderen Ländern bekannte moralische Zeitschriften zu gründen. Er fiel nicht durch die Einbürgerung des kritischen Geistes oder Forschungen von großer Tragweite auf, sondern vor allem dadurch, daß er ein Forum für den Meinungs- und Informationsaustausch schuf; dadurch, daß er -- in bescheidenem Rahmen -- den "Strukturwandel der Öffentlichkeit"<sup>2</sup> vorbereiten half. Und was seine anderen Werke anbelangt, bestand auch ihr Verdienst nicht in einer selbständigen Urteilsbildung, sondern in der Kenntnisvermittlung und -verbreitung auf hohem Niveau.<sup>3</sup> Seine geographiegeschichtswissenschaftsbezogene Tätigkeit ist noch zum Großteil die Fortsetzung der sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts entfaltenden Ansätze, in erster Linie der heimatkundlichen Forschungen Matthias Béls, der sich die gründlichere Bekanntmachung des Landes zum Ziel setzenden, rationalistischen Geistigkeit. Sein Trachten aber, das sich in Zeitungsgründungen /er gab im Jahre 1764 die Pressburger Zeitung heraus/, in der Orientierung an die Zeitschrift Klemms Die Welt /er war ihr Mitarbeiter/ bzw. in seinen eigenen Zeitschriften /deren Titel schon bezeichnend sind: Der Freund der Tugend, 1767-69; Der vernünftige Zeitvertreiber, 1770; Pressburgisches Wochenblatt, 1771-73/ realisierte, kann schon unabstreitbar unter dem Stichwort gemäßigte Aufklärung eingeordnet werden. Das läßt sich nicht bloß damit erklären, daß Windisch als Preßburger Bürger vornehmlich Wiens geistige Bewegungen, die

österreichische Variante der Wolffschen Philosophie, verfolgte. Dazu wurde er auch durch seine Lage, seine Umgebung, den Kontext in Ungarn bewegt. In der Mitte des 18. Jahrhunderts und später in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts setzen sich die Philosophie der Aufklärung bzw. immer mehr Varianten des Rationalismus in einer immer breiteren Zone durch. Auch die ungarischsprachige Literatur tritt zu dieser Zeit vor die Öffentlichkeit. Seit 1780 steht eine ungarischsprachige Zeitung Magyar Hírmondó /'Ungarischer Kurier'/ im Dienste der nationalen Kultur. Das josephinische Jahrzehnt bringt eine nie erfahrene Belebung des geistigen Lebens in Ungarn. Gründungen von Zeitungen,<sup>4</sup> Pläne für Zeitschriften, Vorbereitungen zur Gründung gelehrter Gesellschaften, überall verstärkte Absichten, mit dem europäischen Denken Schritt zu halten und damit verbunden, gesellschaftliche und wirtschaftliche Bewegungen, in Flugblättern zu Wort kommende aufgeklärte Unabhängigkeits- und Reformgedanken: die adeligen Reformer und später die sich ihnen anschließenden Intellektuellen lassen da ihre Stimme hören; das selbständige geistige Leben Ungarns bildet sich, nunmehr nicht in Wiens Schatten, sondern -- nicht selten -- gegen Wien, heraus.

Windisch gründete im Jahre 1781 seine wissenschaftliche Zeitschrift unter dem Titel Ungarisches Magazin, die bis 1787 existierte. /Zwischen 1781-83 erschienen vier Bände, im Jahre 1787 erschien ein Band./ In der Zeitschrift spiegelt sich das allgemeine Streben in Ungarn wider: in Europas wissenschaftliches Leben einzutreten. "Es gibt Männer in unserem Vaterlande, deren Gelehrsamkeit [...] bekannt ist, [...] aber es fehlt ihnen meistens an Gelegenheit sie [...] gemeinnützig zu machen" -- verkündet der programmbestimmende Aufruf, der vom 21. Dezember 1780 datiert.<sup>5</sup> Die Schlüsselwörter des Satzes sind: Vaterland, Gelehrsamkeit und gemeinnützig, nehmen wir noch den Terminus ungarische gelehrte Republik hinzu.<sup>6</sup> Es stimmt überhaupt nicht, -- was Fr. Valjavec eingeben möchte -- daß Windisch ein Vertreter der deutschen kulturellen Bestrebungen in Ungarn sei.<sup>7</sup> Sein Verhalten und seine Mentalität sind das Verhalten und die Mentalität eines vorsichtig selbstbewußten, an die Volk- und Nation erziehende Kraft der Wissenschaften glaubenden hungarus-Bürgers,<sup>8</sup> der nicht in einer Sprachnation, sondern in Land und Regierung dachte und dessen Interesse all jene Länder erfaßte, die einst unter der Oberhoheit der ungarischen Krone standen. Und wie weit die geographischen Grenzen sind, so weit ist auch der Kreis der Disziplinen, denen das Ungarische Magazin in seinen Spalten Raum geben will.

Die Zeitschrift von Windisch ist eigentlich keine richtige Zeitschrift. Sie ist eher eine Aufsatz- oder Artikelsammlung, die trotz der Bemühungen der eifrigen und meistens auf einem hohen Niveau stehenden Mitarbeiter von der geistigen Wallung, von dem aufregenden Erneuerungsprozeß die für die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts charakteristisch waren, wenig aussagt. Wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten: Eine Zeitschrift mit einer solchen Thematik hätte auch zehn Jahre früher schon in Ungarn herausgegeben werden können. Ihre bescheidenen Zielsetzungen können wir dem Gründungsentwurf einer Zeitschrift des Geschichtsschreibers und Rechtshistorikers Martin Georg Kovachich /1744-1821/ gegenüberstellen. Aus dem "Entwurf" von Kovachich kann man das Wort neuer Zeiten heraushören: "Die Zeitungen sind überhaupt ein schickliches, sicheres, wirksames, und das einzige Mittel, wodurch gewisse Grundsätze, Wahrheiten, Meynungen, Bemerkungen, Entdeckungen, Erfindungen, Vorfällenheiten, Gesetze, Verordnungen, Vorschriften, Beyspiele, Mittel, Warnungen, Bekehrungen, und überhaupt nützliche und nothwendige Kenntnisse, ja die ganze Aufklärung schnell und allgemein bekannt und ausgebreitet werden können." Im späteren: "Die gelehrten Zeitungen insbesondere können das Meiste beytragen, die Kenntnisse zu verbreiten, und die Aufklärung allgemeiner zu machen."<sup>9</sup> Es ist eine andere Frage, daß auch bei der Zeitschrift von Kovachich eher das Programm, die Zielsetzung, die einleitenden Erörterungen interessant und vielsagend sind als die Zeitschrift selbst.

Im Ungrischen Magazin sind die Abhandlungen von Dániel Cornides /1732-1787/, der mit der annalenartigen Geschichtsschreibung programmartig Schluß machte und die historischen Hilfswissenschaften zeitgemäß begründete, am ehesten von Bestand.<sup>10</sup> Übrigens nahm Cornides als Berater an der Redaktion teil.

Man erlebt aber noch mehr Überraschungen, wenn man im erneuerten Neuen Ungrischen Magazin blättert. Im Jahre 1787 hörte auch die Zeitung von Kovachich auf, also übernahm wieder Windisch die Aufgabe, der deutsch lesenden Welt die Ergebnisse des ungarischen wissenschaftlichen Lebens zu vermitteln. Seit 1781, aber noch mehr zwischen 1787 und 1791 machte die Welt einen großen Wandel durch. Joseph II. widerrief seine Verordnungen, und Leopold II. versucht den ungarischen /adeligen/ Widerstand mit einer neuen Methode zurückzudrängen. Aus dem Adel scheidet unterdessen eine mit bestimmten Zielsetzungen ins Feld ziehende Gruppe von Reformern aus, der sich auch die Intelligenz von nicht-adeliger Herkunft anschließt. Nun werken sie nicht mehr im Banne des Ideensystems des aufgeklärten Absolutismus von Joseph II. Sie haben weitgreifendere Ziele. Sie arbeiten einen neuen Konstitutionsentwurf aus, äußern ihre kritische

Meinung über die Lage des Landes in Flugblättern, in Reden auf dem Landtag und in Gedichten, verkünden in historischen Aufsätzen das in alten Gesetzen verankerte Recht des Landes auf die freie Königswahl. Von alledem spiegelt sich nichts in der Zeitschrift von Windisch wider, von der lediglich zwei Bände erscheinen, und der eine von den beiden erst nach dem Tod des Herausgebers. Das Programm ist das alte, die Zielsetzung ist bescheiden: "Freylich wird man auch in diesem Magazine nicht lauter Meisterstücke antreffen, aber doch gewiss eine Menge brauchbarer Materialien finden, die den künftigen Schriftsteller in den Stand setzen können, solche zu liefern." Auch die Mitarbeiter sind größtenteils die alten, ein bedeutender Teil der Beiträge wird von Windisch selbst geschrieben. In dieser Zeitschrift von Windisch kann man aber doch die Bestrebung, die Topographie der nördlichen Komitate zu veröffentlichen, klar wahrnehmen. Es ist kein Zufall, daß man sich auf Bél bezieht. Die Verhältnisse in der Zips werden mit lebhaften Farben und die Traditionen der Zipser Deutschen in Schutz nehmend gemalt. Die Schilderung des Zustandes der Gerlsdorfer Deutschen verdient besondere Aufmerksamkeit: "da aber ihre Mitunterthanen Schlawaken sind, und sie von der Zeit an, da sie keinen eigenen Prediger haben, den schlawakischen Gottesdienst in dem benachbarten Orte Bottsdorf, der auch vor Zeiten deutsch war, besuchen; so haben sie durchgängig die schlawakische Sprache erlernt, und sie bey ihren Kindern die Muttersprache vergessen werden lassen. Jetzt, da sie vollends einen schlawakischen Schul-lehrer angenommen haben, ist es zu vermuthen, dass das noch übrige Deutsch in wenig Jahren völlig aussterben werde".<sup>11</sup>

All dies wird aber in keinem apologetischen Ton, sondern mit der beobachtenden Sachlichkeit des Wissenschaftlers vorgetragen. Für diesen Artikel, aber auch für die anderen, ähnlichen Abhandlungen sind die besonnene Intonation und die Sachlichkeit charakteristisch. Man kann getrost behaupten, daß diese leidenschaftslose Vortragsweise dem bedeutendsten Historiker der Zeitschrift, dem ebenfalls aus der Zips stammenden Johann Christian Engel /1770-1814/, nicht eigen ist. Der Schlözer-Schüler, der auch in Göttingen war, tritt uns auch in seinen in dieser Zeitschrift veröffentlichten polemischen Beiträgen als Vertreter der aufgeklärten, pragmatisch-kritischen Geschichtsschreibung entgegen. Er setzt sich mit der Geschichtsschreibung der Vorgänger und der Zeitgenossen auseinander, berichtigt Ungenauigkeiten und macht den Vorschlag, eine neue Quellenbasis zur Untersuchung der altungarischen Geschichte hinzuzuziehen.<sup>12</sup> Er liest auch selbst die von Schlözer herausgegebenen russischen Jahrbücher und feuert seine Landsleute, die slawische Spra-

chen können oder von einer slawischen Muttersprache sind, an, guten Mutes zu den Werken der russischen Historiker zu greifen, um deren Ergebnisse zum Nutzen der ungarischen Geschichtsschreibung zu verwenden. Die methodische Einleitung zu seiner aus kurzen Artikeln bestehenden Serie charakterisiert gut Engels Methode: "Von einer mikrologischen Untersuchung über Ladislaws Genealogie wollen wir ausgehen, und mit dem Ursprunge eines für sich bestehenden Volks, eines eigenen heutigen Vasallenstaates schliessen; zum Beweise des Satzes: dass oft dem ersten Anblicke nach geringfügig scheinende gelehrte Spitzfindigkeiten, zu grossen und wichtigen Resultaten führen können."<sup>13</sup> Andernorts kritisiert er das oberflächliche und leicht in die Irre führende Etymologisieren. In einer anderen Abhandlung geht er von einem Privatbrief von Dániel Cornides aus. Damit und mit der Tatsache, daß er die Herausgabe der Werke von Cornides übernahm, dokumentiert er, daß er sich als Fortsetzer der pragmatischen Geschichtsschreibung von Cornides fühlt. Deshalb untersucht er die historischen Quellen mit diplomatischer, genealogischer, sprachwissenschaftlicher und mit historischer Methode in engerem Sinne.<sup>14</sup>

Eigentlich ist Engel der einzige, der die neueren Methoden vertritt, auch ein anderer namhafter Mitarbeiter, der spätere Bibliothekar der Széchényi-Nationalbibliothek, Jakob Ferdinand Miller /1749-1823/ gehört zu den Verfassern älteren Schlages.

Es ist zu bemerken, daß mehrere Abhandlungen mit topographischem, historisch-geographischem Thema von Preßburg handeln. Besonders die Chronologie des Theaters zu Preßburg hat Quellenwert. Der Verfasser des Artikels hält die Bestrebungen des Preßburger Theaters für wichtig, "da sie einen Beweis giebt: dass Ungern mit den Nachbarländern in Ansehung des litterarischen Geschmacks gleichen Schritt gegangen sey."<sup>15</sup> Während sich andere Zeitschriften selbstbewußt die Aufgabe stellten, die ungarische Wissenschaftlichkeit vor dem Ausland zu vertreten, tat das Neue Ungrische Magazin dasselbe nur so, in den Artikeln verborgen. Die Bestrebungen des Theaters zu Preßburg charakterisieren gut das Verhalten des Preßburger und im allgemeinen des deutschsprachigen Bürgertums, dessen Sprecher Windisch war. Das Theater zu Preßburg machte sich in erster Linie um die Aufführung deutschsprachiger Schauspiele und Opern auf hohem Niveau verdient. Es verschloß sich aber auch vor der Aufführung von Bühnenwerken mit ungarischer Thematik nicht, damit bekundend, daß auch die lokalen Beziehungen für das Theater, im Geiste eines in weitem Sinne ausgelegten Patriotismus für Ungarn, wichtig sind. Das Neue Ungrische Magazin sieht kaum über Ungarn bzw. Siebenbürgen hinaus. Somit ist die Zeitschrift der Absicht, die andere wissenschaftliche Zeitungen

oder die moralischen Zeitschriften von Windisch hegten, nämlich die wissenschaftlichen oder literarischen Ergebnisse des Auslands zu registrieren und dadurch die "allgemeine Aufklärung" zu verbreiten, nicht nachgekommen.

Das Neue Ungrische Magazin wies in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts noch einmal die Bestrebungen um den Beginn des Jahrhunderts, das Land bekannt zu machen, auf und ließ in der Person von J. Chr. Engel den kritisch gesinnten Historiker der Aufklärung zu Wort kommen. Windisch erlebte das Erscheinen des zweiten Bandes seiner Zeitschrift nicht mehr und konnte auch nicht ahnen, daß sich sein Schwiegersohn Lajos Schedius in späteren, schwierigeren Zeiten zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift entschließen wird. Die bis heute gültige Würdigung von Windisch ist in der ersten Nummer der Zeitschrift von und für Ungern /1802-1804/ zu lesen. Schedius wird die Ansätze von Windisch auf hohem Niveau zur Entfaltung bringen.<sup>16</sup>

#### Anmerkungen

1. Neues Ungrisches Magazin, oder Beyträge zur ungrischen Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, und der dahin einschlagenden Literatur. [im weiteren: NUM] Hg. von KARL GOTTLIEB von WINDISCH. Im Verlage der Schaufischen Kunsthandlung und bey Ignaz Alberti in Wien.
2. JÜRGEN HABERMAS: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied und Berlin 1971. passim.
3. Geographie des Königreichs Ungarn. 1-2.T. /Ungarn/ 3.T. Geographie des Grossfürstenthums Siebenbürgen /.../ Pressburg 1780-1790.; Kurzgefasste Geschichte der Ungarn von den ältesten, bis auf die itzigen Zeiten. Pressburg 1778.; Politisch--geographisch und historische Beschreibung des Königreichs Hungarn. Pressburg 1772.
4. GYÖRGY KÓKAY /hg./: A magyar sajtó története /Geschichte des ungarischen Pressewesens/. Bd. I. 1705-1848. Budapest 1979.
5. Zitiert von MARIANNA ZUBER: A hazai németnyelvű folyóiratok története 1810-ig. [Geschichte der deutschsprachigen Zeitschriften in Ungarn bis 1810.] Budapest 1915, S. 45.
6. Ungrisches Magazin 1782, S. 138.
7. FRITZ VALJAVEC: Karl Gottlieb von Windisch. Das Lebensbild eines südostdeutschen Bürgers der Aufklärungszeit. Budapest 1936.

8. BÉLA PUKÁNSZKY: Valjavec, Fritz: Karl Gottlieb von Windisch.  
Századok 1937, S. 354-356.  
DERSELBE: A magyarországi német irodalom története /a legrégebb  
időktől 1848-ig/. [Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn  
von den ältesten Zeiten bis 1848/] Budapest 1926, S. 377-378.  
DERSELBE: Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Münster  
in Westf. 1931.
9. [MARTIN GEORG KOVACHICH]: Entwurf einer Litteraturzeitung für das  
Königreich Ungarn. Merkur von Ungarn, oder Litteraturzeitung für  
das Königreich Ungarn und dessen Kronländer 1786. Nr. 1., S 6-7.
10. ISTVÁN FRIED: "Slavica" in der Bibliothek von Daniel Cornides.  
Studia Slavica 1979, S. 131-136.
11. Beytrag zur Geschichte und gegenwärtigen Verfassung der ungrischen  
Sachsen in der Zips. NUM 1791. Heft 1.
12. Uiber die Ismaeliten oder Sarazenen in Ungern. NUM 1791. Heft 2.  
Uiber die Bissener und den Ursprung dieses Namens. NUM 1792.  
Heft. 2.
13. Wer waren die Neugari im Mittelalter? War Ladislaus der Kumaner  
dem Römischkatholischen oder Orientalisch-Griechischen Lehrbe-  
griffe zugethan? Und wie und durch wen nahm der Moldauische  
Staat seinen Anfang? NUM 1792. Heft 2. 162-174.
14. Etwas über die Obergespäne des Kraschower und Kewienser Komitats.  
Ebenda.
15. NUM 1792. Heft 1.
16. ISTVÁN FRIED: Schedius Lajos és folyóirata /Zeitschrift von und  
für Ungern, 1802-1804/ [Lajos Schedius und seine Zeitschrift]  
Magyar Könyvszemle 1981, S. 81-94.



SÁNDOR GÁRDONYI

Rufnamen aus Schemnitz /Banská Štiavnica/  
1364-1426

Es erübrigt sich, den folgenden Ausführungen eine längere Einleitung vorzuschicken. Über das zunächst lateinisch, seit 1370 auch deutsch geführte Rechnungsbuch der im 14.-16. Jahrhundert noch vorwiegend von Deutschen bewohnten Bergstadt Schemnitz<sup>1</sup> hat der Verfasser mehrere Arbeiten veröffentlicht.<sup>2</sup> Deshalb soll hier nur darauf verwiesen werden, was zur Beurteilung der sprachgeschichtlichen Bedeutung des überlieferten Materials unbedingt nötig ist.

Die zu behandelnde Quelle ist in der ungarischen Geschichtsschreibung als "Rechnungsbuch" bekannt, weil eine Reihe von Aufzeichnungen über die Gemeindeausgaben sowie die Steuerlisten aus den Jahren 1364-1368, 1373, 1378-1380, 1383, 1385-1388 vom ungarischen Historiker L. Fejérpataky - zusammen mit ähnlichem Material aus anderen Städten in der heutigen Slowakei - unter dem Titel "Rechnungsbücher" herausgegeben worden sind.<sup>3</sup> Das Rechnungsbuch ist aber vielmehr ein richtiges Stadtbuch, das auch viele Eintragungen juristischen Charakters enthält /Bergwerksangelegenheiten, Verträge, Proskriptionen u.ä./. Das Original wird in der Slowakei aufbewahrt, im Filmarchiv des Landesarchivs von Budapest liegen aber tadellose, das ganze Material umfassende Aufnahmen vor /Rolle 690, Aufn. 1-89/. Deshalb können wir uns beim Zitieren von Belegen auf die Originalhandschrift beziehen; mit vierstelligen Ziffern in Klammern geben wir die Jahreszahl, mit zweistelligen die Seitenzahl an.

Den größeren Teil des Namengutes haben wir aus den Steuerlisten exzerpiert; von den uns dem Namen nach bekannten 797 männlichen Personen werden hier 438, weitere 359 nur in den übrigen Aufzeichnungen erwähnt. Die Überlieferung von Frauennamen ist mehr als dürftig /12 Namen - 20 Personen/. Namen, deren Träger vermutlich nicht in Schemnitz wohnhaft gewesen sind, haben wir nicht mit berücksichtigt, weil wir den ohnehin ziemlich hohen Unsicherheitsfaktor nicht steigern wollten. Dieser ergibt sich zum größeren Teil aus dem Charakter des erhalten gebliebenen Stoffes.

Schemnitz war bis zum Ende des 14. Jahrhunderts eine Kleinstadt. 1364-1388 betrug die Zahl der Steuerpflichtigen im Durchschnitt 165-170 Personen, die jährlich zu entrichtende Summe 400 Gulden /äusserste Grenzen: 146 bzw. 210 Posten und 283 bzw. 712 Gulden/. Die Einwohnerzahl mag kaum mehr als 1400-2000 ausgemacht haben. Die städtische Verwaltung steckte noch in den Kinderschuhen; das läßt sich auch an der Organisierung und Kontrolle der Besteuerung ablesen. Mit Ausnahme der Jahre 1367 und 1379 bleibt die Zahl der Posten in den Steuerregistern im großen und ganzen unverändert; die Namen sind dagegen sehr mobil; viele weichen von Jahr zu Jahr neuen, um später wieder aufzutauchen, Diese Fluktuation erschwert die Identifizierung von Namen und Personen, die schon aus dem Grunde keineswegs leicht ist, weil von den 438 Steuerpflichtigen 93 nur mit dem Beinamen, 26 dagegen nur mit dem Rufnamen genannt werden. Oft wird nur der Beruf oder das Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnis angegeben /janusch currifex cum patre 1386, 46; famulo Craczeri 105 flor...1364, 04/, da das Steuerverzeichnis für den ortskundigen Kanzlisten nur als Gedächtnisstütze diente; für ihn hat die Gruppierung, die Aufeinanderfolge, kurz: das System der Registrierung den fehlenden Namen ersetzt. Die Struktur der Listen ist zunächst sehr primitiv; die Gesichtspunkte für die Zusammenstellung ändern sich von Jahr zu Jahr. Aufgrund der Steuerregister von Kremnitz /Kremnica - Mittelslowakei/ und besonders Bartfeld /Bardjov - Ostslowakei/<sup>4</sup>, die schon konsequent nach Straßen, Stadtteilen und sogar Häusern zusammengestellt sind, hat man den Eindruck, daß das Personal der städtischen Verwaltung im mittelalterlichen Ungarn erst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nicht zuletzt durch das Anwachsen der Bevölkerungszahl, gezwungen wird, seine Aufgaben meistern zu lernen. Dessenungeachtet haben sich die Kanzleien um die Verbreitung und Festigung der Zweinamigkeit unbestreitbare Verdienste erworben.

Aus den Eintragungen juristischen Inhalts im Stadtrechnungsbuch geht eindeutig hervor, daß beinahe alle Bewohner zweinamig sind. Die Beinamen sind aber noch nicht fest; sie werden oft nur in dem Fall gebraucht, wenn die Identifizierung sonst nicht möglich wäre. Im Alltagsverkehr ist immer noch der Rufname allein herrschend, meistens in seiner Kurz- oder Koseform. Er überwiegt auch in der Kanzlei praxis, wenigstens in den Aufzeichnungen für den inneren Gebrauch. Für die externe, offizielle Verwendung gelten andere Normen, vor allem die der Zweinamigkeit und Eindeutigkeit. In lateinischen Texten gilt die Tendenz der Latinisierung sogar bei den Kurzformen. Der nächste Schritt führt zur Wiederherstellung der Vollformen deutscher

und fremder Herkunft. In dem Untersuchungsgebiet bricht sich diese Tendenz allmählich um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert Bahn, ist aber von der vollen Entfaltung noch weit genug, da die Praxis der kleinen Sprachinselkanzleien dem Usus der binnendeutschen Schreiborte notwendigerweise nachhinkt.

Diese Entwicklungsstufe spiegelt die Präambel einer Regelung der Grubenverleihung wider /1402, 56/: "Ich Iohannes Smernstempil, des konigs obirster steyger, Ich Iohannes Stoyan, c3u der c3eyt groff off der Schebnic3, vnd ouch ich Iohannes dobringr, richter c3u der 3elbin c3eyt, vnd wir gesworen aldo selbist: Heinc3man salc3er, Iohannes ploc3ils eydem Grosseydil, Nicusch kegler, peter fleyscher, andreas wassirgysser, petrus pogil, Andris holalbrecht, Gorge garswerg, Nicusch greyner, Hannus gebhart, Iacusch rosler vnd Gorge rotyl...bekennen offintlich vnd tun kunnt alle..." Trotz der erwähnten Phasenverschiebung und dem Unterschied im Niveau müssen wir im Prinzip der Meinung V.Kohlheims zustimmen, daß die Verwendung der Voll- und Kurzformen "pragmatisch, also durch den Kontext" - wir würden sagen: durch die Gattung bedingt ist.<sup>5</sup>

Bei der Bearbeitung und Auswertung des Materials haben wir einige Namen außer acht gelassen, deren Herkunft der weiteren Klärung bedarf, um den sowieso vorhandenen Unsicherheitsfaktor zu vermindern. Es geht um isoliert, ohne sichere Gleichungen stehende Namen, wie z.B.: lolla, lella /1368,17; 1367,14 -- wahrscheinlich Lallnamen<sup>6</sup> oder eventuel Ableitungen aus Ludwig, Ludolf o.ä.;<sup>7</sup> met /1372,82/; Elaetschel /um 1408,65 -- zu Elias oder eher zu slaw. Illitsch ?/;<sup>8</sup> stasko /1378,21 -- zu Eustachius oder Anastasius; Stasko ist im Slowakischen auch als Koseform von Stanislav üblich/;<sup>9</sup> pala3 /1376,81 -- Übername aus mhd. balas = Rubin?/.<sup>10</sup>

Die übrigen Männernamen, insgesamt 81 an der Zahl, sind ihrer Herkunft nach relativ klar und können als Grundlage einer sprachlichen und statistischen Analyse dienen. Sie werden von 788 Personen getragen, auf einen Namen kommen also rund 10 Namensträger /9,72/. Beinahe die Hälfte des ganzen Namenbestandes /40/ ist deutscher Herkunft; ein gewisser Teil der nachweisbaren Varianten zeigt allerdings slawische Einschläge. Von den 788 männlichen Personen führen 234 /29,69%/ einen deutschen Namen; auf einen deutschen Namen fallen rund 6 /5,85/ Personen. Schon aus dem bisher Gesagten geht klar hervor, daß den deutschen Namen die kirchlichen /sowie alttestamentlichen/ an Häufigkeit überlegen sind. Die Zahl dieser letzteren ist zwar geringer /35 Namen, 43,2% des Gesamtbestandes/, sie übertreffen aber die deutschen an Frequenz

um das Dreifache, es hören ja 547 Personen /69,4% aller Namensträger/ auf einen kirchlichen Namen.

Das slawische Element ist im Inventar schwach vertreten, und zwar durch 6 Namen, die noch weniger produktiv sind als die deutschen; 5 Namen wurden je einer, ein weiterer zwei Personen gegeben: Boguslav, Boleslav, Raslav /aus Radislav/, Stanel /zu Stanislav/, Wenzlav, Wladyslav /in der ungarischen Diminutivform Laczko belegt/. Die Auslastung von 30 /43,2% kirchlichen und deutschen Namen ist ebenfalls sehr gering; sie wurden nur zur Identifizierung von je einer Person gebraucht. Das sind: Abraham, Antonius, Basilius, Donatus, Erasmus, Fabricius, Gregorius, Hippolytus, Jodocus, Nathan, Sebastianus, Simon -- Engelhard, Franko, Gebhard, Gerlach, Göbel, Heidenreich, Helmbrecht, Hempel, Hertel, Herbord /Herward/, Karl, Marhold, Örtel, Otto, Reimbert, Roland, Ruprecht, Wilhelm.

16 Namen /rund 20%/ wurden jeweils von 2-3 Personen getragen; unter den deutschen finden wir welche, die sich an der Peripherie mehrere Jahrzehnte lang behaupten können; einige von den christlichen werden erst gegen Ende der untersuchten Periode etwas populärer: Adam, Ägidius, Christianus, Daniel, Franciscus, Joachim, Kaspar, Marsilius -- Bernhard, Eberhard, Hugo, Liebel, Oswald, Reichwald, Walter, Weigel.

Die dritte Gruppe /9 Namen, 11%; 4-6 Personen pro Name/ enthält beinahe nur deutsche Namen; in Schemnitz kommen sie nicht häufig vor, in den anderen, auch von Deutschen bewohnten Städten der Slowakei erfreuen sie sich im 15. Jahrhundert einer größeren Popularität: Bartholomäus, Iwan/Eiwan, Berchtold, Gottfried, Hermann, Leopold, Ludwig, Rudolf, Werner.

Die oben erwähnten drei Gruppen machen 75,3% des ganzen Rufnamenschatzes aus, haben aber an der Namengebung einen geringen Anteil, da sie nur von 14,7% der männlichen Namensträger geführt werden; ihre Auslastung liegt unter 1%, sie können deshalb als sporadisch angesehen werden. Sieht man von ihnen ab, so bleiben noch 20 Namen übrig /24,7% -- 7 deutsche, 13 kirchliche/, die der Namengebung in Schemnitz ein eigenes Gepräge verleihen und von 85,27% der männlichen Bewohner /672 Pers./ getragen werden. Die Nivellierung ist auch hier sehr groß, deshalb können im Unterschied zu den Verhältnissen in manchen binnendeutschen Gebieten selbst die Namen als beliebt angesehen werden, die in der Frequenzliste schon mit mehr als 1% vertreten sind. Auf die 13 kirchlichen Namen kommen 508 /64,46%/, auf die 7 deutschen 162 /20,8%/ Namensträger. Im Wettbewerb führt das kirchliche Element mit rund 3:1. Im Einzelnen gelten folgende Verhältnisse /in Klammern stehen die Häufig-

keitsindexe und die Kurzformen bzw. Schreibvarianten/:

1. Albrecht /1,14% -- Elbel/
2. Dietrich /2,15 % -- Dytel, Tic<sup>3</sup>/e/, Dic<sup>3</sup>, Dithusch/
3. Friedrich /2% -- Fridel, Fridil, Fric<sup>3</sup>, Frido, Fridusch/
4. Heinrich /7,74% -- Hainczman, Henczman, Heinel, Henel, Hano,  
Hana, Heincz, Hencz, Hancz, Heindel, Hamman, Hayman,  
Henc<sup>3</sup>el, Henikein/
5. Konrad /3,68% -- Kunc<sup>3</sup>/e/, Kunc<sup>3</sup>el, Kunc<sup>3</sup>man, Kunel, Kunetil/
6. Siegfried /2,53% -- Seidel, Sidelinus, Sigel, Segil/
7. Ulrich /1,5% -- Vlusch, Vluch, Vlus, Wluch, Wlus, Vlman/
  
1. Andreas /4,3% -- Endres, Endris, Andres, Andris, Enderl/in//
2. Georgius /2,4% -- G<sup>e</sup>ürge, Gorge, J<sup>e</sup>ürg, Jorge, Joyk/
3. Jacobus /4,94% -- Jekel, Jakus, Jakusch, Kob/
4. Johannes /13,7% -- Hensel, Henselinus, Hannus, Hans, Hansman,  
Janus, Janusch, Jans, Jenel, Jisko/
5. Laurentius /1,14% -- Lorencz, Larenc<sup>3</sup>, Lorn, Lorel, Loerl/
6. Martinus /3,17% -- Mertel, Mirtel, Mertan, Merten, Mertin,  
Mirtein/
7. Matthias-Matthäus /1,9% -- Mathe<sup>3</sup>, Mateis, Mac<sup>3</sup>ko, Mac<sup>3</sup>el/
8. Michael /2,9 -- Michel, Michil/
9. Nicolaus /14,2% -- Nikusch, Nicus, Nicos, Nikel, Niclos, Klas,  
Klos, Klesel, Nicuschein, Nikoman, Nyclic<sup>3</sup>,  
Mic<sup>3</sup>ko, Myclos, Miklos/
10. Paulus /2,4% -- Pael, Pauyl, Pavl/
11. Petrus /9,77% -- Pessel, Peschel, Peterman, Pesko, Petrasco/
12. Stephanus /1,9 % -- Steffel/
13. Thomas /1,64% -- Thomel, Th<sup>e</sup>ömel, T<sup>e</sup>ömil/

Wenn wir die Untersuchung auf die populärsten 10 Namen einschränken, so erhalten wir ein übersichtliches Vergleichsmaterial, das eine Konfrontation mit den Forschungsergebnissen von Reichert<sup>11</sup> und Kohlheim<sup>12</sup> ermöglicht.

Frequenzliste der häufigsten Rufnamen

Schemnitz 1364-1426			Breslau 1361-1400		Regensburg 1365-1378	
Nr.	Name	%	Name	%	Name	%
1.	Nicolaus	14,2	Nicolaus	26,4	Konrad	14,0
2.	Johannes	13,7	Johannes	20,2	Heinrich	11,7
3.	Petrus	9,77	Petrus	12,0	Ulrich	9,8
4.	Heinrich	7,74	Heinrich	4,6	Johannes	7,5
5.	Jacobus	4,94	Jacobus	3,2	Friedrich	6,7
6.	Andreas	4,3	Matthias	3,0	Albrecht	3,9
7.	Konrad	3,68	Konrad	3,0	Berchtold	3,1
8.	Martinus	3,17	Michael	2,4	Rüger	2,5
9.	Michael	2,9	Martinus	2,02	Ott	2,1
10.	Siegfried	2,53	Andreas	2,0	Jacobus	1,4

Von den 3 Städten bleibt Regensburg, obwohl es nicht in der konservativsten bayrischen Landschaft liegt, den alten Traditionen der Namengebung am treuesten. Unter den 10 Namen sind nur 2 kirchliche vertreten: Johannes nimmt in der Tabelle einen relativ vorderen Platz ein, Jacobus ist mit 1,4% als Nachzügler zu betrachten. Beinahe umgekehrt liegen die Verhältnisse in Breslau; hier bilden Heinrich und Konrad die bescheidene deutsche Minorität, die ersten 3 Namen /Nicolaus, Johannes, Petrus/ erweisen sich eindeutig als richtige Modenamen. Die Schemnitzer Liste ist ein mäßig verzerrtes Spiegelbild der Breslauer Verhältnisse. Von Nr. 1 bis 5 sind die beiden Tabellen völlig gleich, auch die Proportionen sind ähnlich. Bei den folgenden 3 Namen besteht der Unterschied bloß in der Reihenfolge; Konrad begnügt sich in beiden Tabellen mit der 7. Stelle. Die wirklich wesentliche Abweichung zwischen den beiden Listen Stellen nur 2 Namen dar: Siegfried fehlt unter den ersten 10 in Breslau, Matthias dagegen in Schemnitz. Sonst kommen in beiden Verzeichnissen dieselben Namen vor. Im Schemnitzer Material spiegeln sich natürlich auch süddeutsche Einschläge wider; die Tendenzen der Namenmode sind aber in Breslau und Schemnitz letzten Endes die gleichen. Daß dabei als nachahmenswertes Vorbild nicht Schemnitz, sondern Breslau gewirkt hatte, unterliegt keinem Zweifel.

## Anmerkungen

1. Schemnitz, slow. Banská Štiavnica, ung. Selmezbánya; rund 100 km nördlich von Budapest, in der Mittelslowakei.
2. Zuletzt in: Budapester Beiträge zur Germanistik 4/1978/, S. 87 ff.
3. L. Fejérpataky: Magyarországi városok régi számadáskönyvei /Alte Stadtrechnungsbücher aus Ungarn/. Budapest 1885, S. 1-38.
4. Ebd. S. 625-643, 163-187, 411-459.
5. Vgl. V. Kohlheim: Regensburger Rufnamen des 13. und 14. Jahrhunderts. Wiesbaden 1977, S. 166.
6. Vgl. H. Kaufmann: Untersuchungen zu altdeutschen Rufnamen. München 1965, S. 129.
7. Siehe M.Gottschald: Deutsche Namenkunde. Berlin 1971, S. 414.
8. Ebd. S. 250 und 352.
9. Vgl. Š. Peciar: Slovník slovenského jazyka. VI. diel. Bratislava 1968, S. 147.
10. Siehe J.K. Brechenmacher: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Familiennamen. I-II. Limburg a.d. Lahn 1957-1963. Bd.I, S.62.
11. Vgl. H.Reichert: Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts [=Wort und Brauch, Heft 1/. Breslau 1908, S. 28.
12. Vgl. Kohlheim, a.a.O. S.421.



HORST HAASE

Zu zwei Erzählungen von Andreas Latzko

Ich möchte auf eine kurze, aber bemerkenswerte Episode ungarisch-deutscher literarischer Beziehungen hinweisen, die sich während des ersten imperialistischen Weltkrieges abspielte. Sie ist mit dem Abdruck von Erzählungen des 1876 in Budapest geborenen Andor Latzko in der Zeitschrift "Die weißen Blätter" gegeben. Diese Zeitschrift wurde vor allem von der expressionistischen Literaturbewegung getragen. Sie erschien -- mit Unterbrechungen während des Krieges -- von September 1913 bis Dezember 1920 zunächst in Leipzig, von April 1916 bis Anfang 1919 in Zürich, und danach in Berlin. Während der längsten Zeit ihres Erscheinens wurden die "Weißen Blätter" von dem elsässischen Schriftsteller René Schickele herausgegeben und redigiert. Sie waren ein Sprachrohr der bürgerlich-pazifistischen Antikriegsbewegung.

Latzko, der hauptsächlich in deutscher Sprache schrieb und sich als Schriftsteller Andreas Latzko nannte, hatte bis dahin zwei Romane und eine Komödie verfaßt. Einer Vorbemerkung der Redaktion der "Weißen Blätter" ist zu entnehmen, daß er als Oberleutnant der K.- und K.-Armee in den Kämpfen am Isonzo schwer verwundet wurde. Offensichtlich hat er diese Verwundung danach in der Schweiz ausgeheilt, was ihm Gelegenheit zur Kontaktnahme mit dem Herausgeber der Zeitschrift gab. Latzkos Erzählungen erschienen im Januar- und im Juni-Heft des Jahrgangs 1917 der "Weißen Blätter" und sind Bestandteil des Novellen-Bandes "Menschen im Krieg", der im selben Jahr in der Schweiz veröffentlicht wurde. Latzko starb 1943 als Emigrant in England. Die beiden Erzählungen sind durchaus charakteristisch für die damalige expressionistische Antikriegsprosa.

In Andreas Latzkos Erzählung "Heldentod" (Januar 1917) werden die schrecklichen Erlebnisse des Krieges zur Entlarvung der patriotischen Phrasen eingesetzt. Der Verfasser führt uns in seiner Erzählung in ein Lazarett an das Bett eines verwundeten ungarischen Oberleutnants, dessen Erlebnisse an der Front teils durch den an seinem Bett um ihn jammernden Burschen, teils in den Fieberphantasien des Sterbenden

deutlich werden. Diese Erlebnisse sind bestimmt durch ein Bild, das sich ihm, kurz nach dem Einschlag der verderbenbringenden Granate in den Offiziersbunker, geboten hatte. Es war das Bild eines jungen Kameraden, des

"... Kadetten Meltzar, der immer noch aufrecht dasaß, den Rücken gegen die Reste der Seitenwand gelehnt, mit der Grammophonplatte, die eben noch den Rákóczy marsch gespielt hatte und, wie durch ein Wunder, ganz geblieben war, an der Stelle, wo eigentlich sein Kopf hingehörte. Aber der Kopf war nicht da. Der Kopf war weg, ganz weg, nur die schwarze Grammophonplatte stand, auch an die Wand gelehnt, direkt auf dem blutigen Kragen."

In den Fieberträumen des sterbenden Oberleutnants weitet sich dieses Bild nun zum symbolhaften Verständnis der "patriotischen" Haltung seiner Kameraden, seiner Untergebenen und der Gegner, die alle statt des Kopfes eine solche Grammophonplatte, die patriotische Lieder spielt, auf ihren Schultern sitzen haben.

Drei Ebenen bringt die kurze Erzählung zur Darstellung. Zunächst und am eindringlichsten die Schrecken des Krieges in der Gestalt des sterbenden Oberleutnants und des toten Kadetten Meltzar. Der Verfasser beschreibt die physischen Schmerzen des Sterbenden. Er gibt eine Schilderung der schweren Verwundung, stellt die erregten und schmerzvollen Fieberphantasien dar, gestaltet eindrucksvoll die letzten Sekunden vor dem Tode und erfindet das Bild der spitzen Grammophonnadel, die der Oberleutnant reißend in seinem Kopf kreisen vermeint. Auch die Umstände des Todes des Kadetten Meltzar und der Verwundung an der Front werden von Latzko in einem solchen, für die pazifistische Antikriegsliteratur typischen Bild dargestellt:

"... erinnerte sich Miska nur mehr, ganz unklar, an einen unerhörten Haufen von zerhackten Brettern, eingestürzten Balken, an einen Brei aus Sackfetzen, Beton, Erde, menschlichen Gliedern und viel Blut!"

Es ist also eine Schilderung der Greuel des Krieges, die naturalistische Einzelheiten aneinanderfügt und schreckliche Bilder des Geschehens wiedergibt. Die zweite Ebene, die in der Erzählung gestaltet wird, das sind die, in der Gestalt des Oberleutnants verkörperten, dem Krieg ablehnend gegenüberstehenden Menschen. Latzko zeigt sie im Verhältnis des Oberleutnants zu seinem Burschen Miska, zu dem toten Kadetten Meltzar sowohl als zu all den anderen chauvinistisch beeinflussten Kameraden und Soldaten hüben und drüben. Miska trauert sehr um seinen

"armen Herrn Oberleutnant, der so ein gar guter Mensch  
und Vorgesetzter gewesen war",

denn

"ein zweites Mal durfte er auf so ein Mordsglück nicht hoffen",  
war er der

"grenzenlosen Wehrlosigkeit gegenüber der großen Kriegs-  
maschine"

ausgeliefert. Das gute Verhältnis von Offizier und Soldat wird als  
eine Ausnahme hervorgehoben, war doch tatsächlich das Verhältnis  
zwischen Offizier und Soldat nicht selten äußerst gespannt, was nicht  
zuletzt auf die besseren und häufig auch ungefährlicheren Lebens-  
verhältnisse der Offiziere, besonders höherer Dienstgrade, zurück-  
zuführen war. Miska selbst wird als ein Angehöriger der nichtdeutsch  
sprechenden Nationalitäten der Donaumonarchie geschildert, als ein  
hilfloses Opfer, das bisher noch rein zufällig verschont geblieben ist.

Das Verhältnis zu dem Kadetten Meltzar zeigt uns den Oberleutnant  
als einen Menschen, der gegen den Krieg agitiert hat, der dem jungen  
verblendeten Freund

"lange Vorträge gehalten hatte über Menschlichkeit!"

Im Fieber noch wettet er über die

"abgeschmackten patriotischen Floskeln",

ist er voller unbändiger Wut gegen die "Missetäter", die den Menschen  
diese Floskeln beibringen, auf der einen Seite wie auf der anderen.  
Es ist das Bild von der Grammophonplatte mit dem Rákóczi-Marsch auf  
den Schultern der Menschen, das in den Fieberträumen des Kranken als  
Symbol für deren chauvinistische Verwirrung dient. Oberleutnant Kádár  
will noch auf dem Totenbett die Menschen von dieser Verwirrung heilen,  
will ihnen noch in letzter Stunde zu ihrem denkenden Kopf verhelfen.  
In der dritten Ebene sind eben jene Unaufgeklärten und durch die chau-  
vinistische Propaganda Verwirrten gestaltet. Jene Menschen, denen an  
die Stelle des Kopfes eine chauvinistische Grammophonplatte eingesetzt  
worden ist, die sich erst dann in einen richtigen Menschenkopf zurück-  
verwandelt, wenn sie unter der Wucht der Sprengstücke krachend ausein-  
anderbricht. Es sind die Opfer der chauvinistischen Propaganda, zu  
denen man auch einen schwerverwundeten Major rechnen muß, der das  
letzte Röcheln des verstorbenen Anti-"Patrioten" "patriotisch" miß-  
versteht.

Man geht nicht fehl, wenn man die Gestalt des Oberleutnant Kádár  
weitgehend mit der des Verfassers identifiziert. Die Erzählung "Helden-  
tod" kann deshalb als die Selbstdarstellung der Erlebnisse und Be-

strebungen eines bürgerlich-pazifistischen Kriegsgegners angesehen werden.

Autobiographische Züge trägt auch die Erzählung "Der Kamerad" im Juni-Heft der "Weißen Blätter".

In ihr wird von Kriegserlebnissen berichtet, die den Ich-Erzähler zum Protest gegen den Krieg und an den Rand des Wahnsinns gebracht haben, unter welchem Verdacht er sich in einem Sanatorium befindet. Seine Erlebnisse werden, in jeweils kurzen Ausschnitten, vom Tage des Abschieds von Weib und Kind bis zu seinem psychisch-physischen Zusammenbruch anlässlich eines grauenhaften Erlebnisses an der Front, vorgestellt. Sie werden nicht folgerichtig erzählt, sondern sind nur Anlaß zu Reflexionen über seine gegenwärtige Lage und über den Krieg im allgemeinen.

Wir erfahren von der Fahrt an die Front. Von dem Halt auf freier Strecke am Morgen, um die Lazarettzüge mit ihrer

"Wolke von Lysol und Blutgeruch"

passieren zu lassen. Wir hören von einem bärtigen Soldaten, der auf der Endstation dem blitzblanken Leutnant einen

"häßlichen, gehässigen Blick"

zuwirft und, mit der linken Hand zärtlich seine verwundete Rechte streichelnd, ihm das Wort zuruft, das dem Erzähler das Stichwort für die Grauen des Krieges wird: Menschensalat!

Solche Szenen und andere, wo von dem "Tausendguldenschuß" berichtet wird, den an Armen oder Beinen zerschmetterte Soldaten fröhlich und von den anderen beneidet ertragen, weil für sie der Krieg beendet ist, zeugen von der weitgehenden Demoralisierung, die sich im Jahre 1917 in der Armee der Donaumonarchie unter den einfachen Soldaten bemerkbar machte.

Seine besondere Aufmerksamkeit widmet der Erzähler den von der kämpfenden Truppe gehaßten Kriegsberichterstatlern. Der Haß auf diese Propagandisten des Krieges zieht sich im übrigen von den ersten Wochen an durch die gesamte Antikriegsliteratur der "Weißen Blätter" hindurch wie ein roter Faden.

Ein mit naturalistischen Mitteln gestaltetes Zusammentreffen mit einem auf ganz unheldische Weise grauenhaft verwundeten Soldaten ist es, das den Erzähler an den Rand des Wahnsinns gebracht hat, und das ihn unablässig verfolgt.

Latzko macht hier ein individuelles Erlebnis der Grausamkeit des Krieges zu einem entscheidenden Faktor bei der Entwicklung und Wandlung seines Erzähler-Helden, wie es für die expressionistische Literatur

eigentlich nicht typisch war. Dennoch bleibt die Erschütterung des Lesers beschränkt, weil er den Leidenden selbst nicht näher kennenlernt.

Bemerkenswert ist, daß der Autor bei der Darstellung der Schrecken des Krieges in dieser Erzählung nicht stehenbleibt. Er läßt keinen Zweifel daran, wer, ohne dabei auch nur das geringste Risiko einzugehen oder gar Leib und Leben aufs Spiel zu setzen, den eigentlichen Gewinn an diesem Kriege hat.

"Millionen", so schreibt er, "werden in Züge gepfercht, - hüben und drüben, -- fahren singend einander entgegen, -- und hacken, stechen, schießen aufeinander los, sprengen sich gegenseitig in die Luft, geben ihr Fleisch und ihre Knochen her für den blutigen Brei, aus dem der Friedenskuchen gebacken werden soll für jene Glücklichen, die ihre Kalbs- und Rinds-häute gegen hundert Prozent Nutzen dem Vaterlande opfern, statt die eigene Haut auf den Markt zu tragen, für dreißig Heller täglich!"

Er bezichtigt also keineswegs nur die Bourgeoisie der feindlichen Länder, sondern nimmt die eigene nicht aus, ja zielt eigentlich gegen sie.

In dem folgenden Zitat wird das noch deutlicher, wo er ironisch vorschlägt, das Wort "Kriegserklärung" durch die folgende Rede eines Diplomaten zu ersetzen:

"Auf also! Fahrt ihnen entgegen, diesen anderen! Schlagt sie tot, sägt ihnen die Gurgeln ab, haust wie wilde Tiere in feuchten Erdhöhlen; verkommt, verwildert, verlaust, -- bis wir den Zeitpunkt für gekommen erachten, uns wieder in den Salonwagen zu setzen, wieder die Zylinder zu lüften, um in prunkvollen Räumen vornehm und manierlich über den Nutzen zu streiten, der unseren Fabriksherren und Großkaufleuten aus dem Gemetzel zu erwachsen hat. Dann dürft Ihr, soweit Ihr noch nicht unter der Erde fault, oder als Bettler von Türe zu Türe humpelt, wieder nach Hause, zu Euren halbverhungerten Familien und dürft, - nein müßt! - mit doppeltem Eifer an die Arbeit, unermüdlischer und doch anspruchsloser als vorher, damit Ihr die Schuhe, die Ihr in hundert Todesmärschen zerfetzt, die Kleider, die an Eurem Leibe verschimmelt, mit Schweiß und Entbehrung bezahlen könnt."

Diese Einschätzung der imperialistischen Beendigung des imperialistischen Krieges ist tiefgründig und geht über die Positionen der Zeitschrift hinaus. Mit ihr widerlegt Latzko die Vorstellungen von

einem irgendwie gearteten gerechten Frieden seitens der Imperialisten. Er zeigt, daß ein solcher Frieden, ebenso wie der Krieg, nur zuungunsten der Millionen sein kann, die durch ihn die Lasten des Krieges aufgebürdet bekommen und deren Leid im Krieg durch die Not und das Elend der verstärkten Lohnsklaverei nach dem Kriege ersetzt und fortgeführt würde, wie das die Praxis der Nachkriegszeit in den kapitalistischen Ländern ja auch bewiesen hat.

Es liegt darin also die unausgesprochene Aufforderung, den imperialistischen Frieden durch einen Friedensschluß der Völker, d. h. durch den Sturz der imperialistischen Regierungen, die als die allein Schuldigen am Kriege dargestellt werden, zu ersetzen. Er verharret nicht in abstrakten Lobpreisungen der Liebe und der Menschlichkeit. Er nennt im Gegenteil die Feinde der Menschlichkeit beim Namen, nennt sie Massenmörder, die ein "Duell der Munitionsindustrien" veranstalten. Latzkos Ich-Erzähler ist als Gefangener der Ärzte dargestellt, die ihn, weil er gegen das Verbrechen protestiert, für verrückt erklären. Sein Revolver wurde ihm abgenommen,

"aus Angst", wie er sagt, "ich könnte einige Massenmörder aufstöbern in ihrer Sicherheit und, als warnendes Exempel, zu ihren Opfern schicken".

Das ist der Gedanke an eine zwar letztlich absolut unzulängliche terroristische Tat, der aber die Entschiedenheit des Verfassers unterstreicht.

So gelangt Latzko mit dieser Erzählung über die abstrakt-pazifistischen Darstellungen hinaus, leistet er einen Beitrag dazu, den Avantgardismus der expressionistischen Literatur auch ideell-inhaltlich stärker zu motivieren. Das war für ihn, aber auch für die Zeitschrift "Die weißen Blätter" ein wichtiger Schritt voran.

JÁNOS JUHÁSZ

System, Norm, Sprachgebrauch -- und Gesellschaft

1. Die Voraussetzung: Was ist trivial?

Folgende Ausführungen erheben den Anspruch, Begriffe der zeitgenössischen Linguistik von einem Gesichtspunkt aus zu beleuchten, der m.E. nicht immer genügend berücksichtigt wird. Insofern dürfte der Gedankengang ein Beitrag zum besseren Verständnis der Problematik und damit zur Verbreitung des besseren Verständnisses des Phänomens Sprache sein.

Die Dinge, von denen die Rede sein wird, sind jedoch gewissermaßen trivial; in der einschlägigen Literatur ist allzuviel von ihnen die Rede, als daß die Ausführungen Anspruch auf wissenschaftliche Neuigkeit erheben könnten. Insofern sollte nicht allzuviel von ihnen erwartet werden.

Die Frage, ob eine Behauptung trivial ist oder nicht, scheint leicht zu beantworten zu sein; lat. trivialis 'zum Dreiweg gehörend', d.h. eine öffentliche Straße bzw. eine Straßenkreuzung, die allen zugänglich ist, ist ebenso wie dt. Gemeinplatz ein durchsichtiges Wort. Das Anliegen, über etwas Triviales zu schreiben, kommt also etwa einer solchen bewußten Tätigkeit nahe, die man mit Eulen nach Athen tragen zu bezeichnen pflegt. Damit könnte dieser Beitrag denn auch beendet werden. Daß dies nicht getan wird, hat folgenden Grund.

Es gibt wohl kaum eine Feststellung, aber auch keine Argumentation für eine Feststellung, von der sich im Laufe der Zeit nicht herausstellt, daß sie einer weiteren Explikation bedarf. Die Geschichte der Sprachwissenschaft liefert zahlreiche überzeugende Beweise dafür. In dem Augenblick, da sich die Notwendigkeit einer weiteren Explikation erweist, ist eine Feststellung jedoch nicht mehr trivial.

Ein solcher Augenblick erfolgt prinzipiell dann, wenn die gesellschaftliche Praxis mit neuen Anforderungen an die Forschung herantritt, bzw. wenn die Forschung einen höheren Stand erreicht. Die Einschränkung "prinzipiell" im vorigen Satz muß deshalb gemacht werden, weil die gesellschaftliche Praxis unter Umständen nur mit einer großen Trans-

mission, also nicht unmittelbar, die Explikation der Feststellung fordert, bzw. es oft schwierig ist zu definieren, was ein höherer Stand der Forschung ist.

Beim zu besprechenden Problem implizieren die gesellschaftliche Praxis und der höhere Stand der Forschung eine solche konkrete Lage, in der Linguisten zwar wesentliche Zusammenhänge erkennen und sogar betonen, jedoch nicht immer die notwendigen Konsequenzen daraus ziehen; mit einer gewissen Zuspitzung könnte man hier von einem Lippenbekenntnis sprechen.

Um zu vermeiden, daß obige Behauptungen als Unterstellungen aufgefaßt werden, soll der Versuch gemacht werden, eine Erklärung für die entstandene Lage zu geben. Die Erklärung wird so allgemein gehalten, daß sie prinzipiell für alle den negativen Folgen unseres Zeitalters ausgesetzten Wissenschaften Gültigkeit besitzen kann.

Eine Vorbedingung für wissenschaftliche Tätigkeit ist der Prozeß der Vergegenständlichung /Begriffsbildung, Idealisierung etc./. Der Grad der Vergegenständlichung hängt von vielen und unterschiedlichen Umständen ab. Ein einziger solcher Umstand sei hier erwähnt, der für das 20. Jahrhundert charakteristisch und deshalb für die vorliegenden Überlegungen wesentlich ist. Die progressiv zunehmende Arbeitsteilung in der Produktion führt fast unmittelbar zu einer zunehmenden Arbeitsteilung in der wissenschaftlichen Forschung. Die Arbeitsteilung in der wissenschaftlichen Forschung führt u.a. zu einer Zersplitterung der Forschung und damit zu einer rasanten Zunahme der Vergegenständlichung in der Begriffsbildung, schließlich in extremen, jedoch bei weitem nicht seltenen Fällen zu einer Hypostasierung von Nicht-Hypostasierbarem. Die nicht legitimierte Hypostasierung wiederum fördert die Selbstlegitimierung und Selbstisolierung der Forscher und vice versa. Die Rückkopplung zur gesellschaftlichen Praxis wird beeinträchtigt; als Resultat findet man nicht selten eine Art von Verfremdung.

So unerläßlich auch die Vergegenständlichung und in ihrem Gefolge die "reine" Wissenschaft sind, so fruchtbar und notwendig Metatheorien auch sein können, eine Hypertrophie der Theoretizität ist weder dem wissenschaftlichen Fortschritt an sich, noch dem gesellschaftlichen Fortschritt im allgemeinen förderlich. Der "Mut zur Lücke" hat zweifellos sein Ethos, ähnlich wie Versuche in der Kunst zu wertvollen Ergebnissen, gegebenenfalls zu Revolutionen, geführt haben. Eine Verfremdung jedoch, so gut sie als Folge der gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten auch zu verstehen ist, muß rechtzeitig erkannt werden, damit man ihr entgegenwirken kann, damit die Wissenschaft ihre gesellschaftliche Funktion erfüllen kann.

Das Ungenügen der Schlußfolgerungen, die aus der Kenntnis von Zusammenhängen gezogen werden können und müssen, ist also bis zu einem gewissen Grade objektiv bedingt. Wenn aber nun einmal der Wissenschaftler den zu rechtfertigenden Anspruch erhebt, Mißstände zu erkennen und zu beseitigen, weil eben er infolge seiner Bildung und seiner Berufung diese Aufgabe zu bewältigen hat, so sind die Behauptungen, die im folgenden gemacht werden, nicht trivial.

Es handelt sich um das Verhältnis von Sprache und Gesellschaft, genauer: um die Begriffe System, Norm und Sprachgebrauch im Kontext der Gesellschaft.

Eine einzige allgemeine Vorbemerkung zum Thema und zur Art seiner Behandlung selbst. Es wird keine Literatur zitiert, und zwar aus zwei Gründen: Erstens gibt es keinen Linguisten, der hier keinen Zusammenhang sieht. Zweitens ist es schwer, die Grenzlinie zu ziehen, von der man sagen könnte, daß die Kritisierten sich nur hüben oder nur drüben befinden. Es geht deshalb eher um die Sache selbst als um das Aufzeigen von Fehlern bei einzelnen Forschern. Also nicht die Kritik steht im Vordergrund /höchstens eine Kritik an unserem Zeitalter/, sondern eine Explikation wird vorgenommen: die Explikation des Verhältnisses von System, Norm und Sprachgebrauch einerseits und Gesellschaft andererseits.

Wer nach dem Lesen der folgenden Seiten die Gedanken dennoch für trivial hält, möge mich entschuldigen; wir sind dann der gleichen Meinung.

## 2. Rekapitulation von Grundbegriffen

Die wichtigste und universellste Kommunikationsform des sozialisierten Menschen ist das artikulierte Sprechen. /Der Einfachheit halber wird nicht vom Schreiben die Rede sein./ Aufgrund von vielen Beobachtungen können Regelmäßigkeiten der Erzeugung von Sprechakten festgestellt werden. /"Sprechakt" wird nicht als Terminus der Sprechakttheorie, sondern als gemeinsprachliches Appellativum gebraucht. /Die Feststellung von Regelmäßigkeiten beruht primär nicht auf Spekulationen, sondern auf der natürlichen Einsicht, daß die Regelmäßigkeiten für das Zustandekommen des gegenseitigen Verständnisses objektiv notwendig sind. Traditionell werden die Regelmäßigkeiten Normen genannt.

Untersuchungen haben ergeben, daß für eine Sprache /franz. idiome!/ weitaus mehr Möglichkeiten der Erzeugung von Sprechakten charakteristisch sind, als ein oder einige Angehörige einer Sprachgemeinschaft benutzen,

um sich normgemäß auszudrücken und verstanden zu werden. Sprachteilhaber empfinden bei Befragungen auch solche sprachlichen Formen als für ihre Muttersprache charakteristisch, die sie nie gehört haben und die auch in den einschlägigen Standardwerken nicht kodifiziert sind. Die Gesamtheit dieser Möglichkeiten /Inventar + Distributionsregeln/ nennt man System. Innerhalb des Systems nennt die Linguistik nur diejenigen Formen normativ, die von einem durchschnittlichen Muttersprachler gebraucht werden und die er als "richtig" bezeichnet.

Schon in diesem Zusammenhang entsteht bei der Rekapitulation von Grundbegriffen ein aktuelles Problem: Was ist ein "durchschnittlicher" Sprachteilhaber? Dieser Ausdruck ist zweifellos verschwommen. Im gesellschaftswissenschaftlichen Bereich besitzen Durchschnitte nämlich prinzipiell nur eine approximative Repräsentanz. Das Approximative bedeutet einen großen und auf den verschiedenen Gebieten -- selbst innerhalb der Sprache -- unterschiedlichen Spielraum. Es gibt keine kompetente Instanz und kann auch keine geben, die ein für allemal für die Größe des Spielraums, d.h. für die Festlegung sämtlicher sozialer Verbindlichkeiten zuständig wäre. Eine solche Instanz ist schon deshalb undenkbar, weil die Sprache ein sozial-historisches Produkt ist und es für die Faktoren, die den Sprachwandel beeinflussen, kein homogenes Genus proximum gibt. Sprache befindet sich in permanentem Wandel, und deshalb hat man schon im vorigen Jahrhundert eingesehen, daß eine Synchronie nicht nur statisch, sondern auch dynamisch ist.

Die Dynamik der Synchronie ist eine Folge der sprachlichen Kreativität des Menschen. /Diese zeigt sich übrigens am augenfälligsten im Sprachgebrauch der Lyrik und des Humors./ Die Kreativität ist bei den einzelnen Sprachteilhabern recht unterschiedlich, und auch dies erschwert die Bestimmung dessen, was ein Durchschnittssprecher ist.

Dennoch darf man über der Heterogenität der Muttersprachler und der Dynamik der Synchronie nicht die relative Einheitlichkeit der sprachlichen Norm und die Statik der Synchronie vergessen; denn ohne diese Statik könnte keine Kommunikation zustandekommen. Insofern ist die Forschung gezwungen, mit der Hypothese des Durchschnittssprechers zu operieren, und insofern -- aber nur insofern -- hat die generative Grammatik das Recht, den idealen Sprecher als den kompetenten Erzeuger grammatikalischer Äußerungen sowie die homogene Sprachgemeinschaft in den wissenschaftlichen Apparat einzubeziehen. Gegenwärtig gibt es keine systemlinguistische Konzeption, die ohne eine solche oder eine ähnliche Idealisierung auskommt. Dies ist wohl der Fall, wo es be-  
rechtigt ist, aus der Not eine Tugend zu machen, und wo die Vergegen-

ständiglichung nicht einer Hypostasierung gleichzusetzen ist.

Das Plädoyer für eine solche Grenzziehung ist notwendig, um die weitere Argumentation, die auf die Schwierigkeiten der Grenzziehung hinausläuft, überzeugender und glaubhafter zu machen. Idealisierungen dürfen nicht in toto abgelehnt werden; sie sind notwendige Verfahren. Sie dürfen nur nicht übertrieben werden.

Jede gesellschaftswissenschaftliche Beschreibung ist umso genauer, je ausführlicher sie ist. Eine ausführliche Beschreibung der sprachlichen Norm stößt jedoch auf unüberwindliche Schwierigkeiten, und zwar aus folgenden Gründen:

- a/ Eine erschöpfende Darstellung der Norm ist mehr als eine technische Unmöglichkeit; sie müßte so viele Umstände berücksichtigen, daß sie -- ad absurdum geführt -- nur noch singuläre Äußerungen beschriebe, und eine solche Beschreibung könnte keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben. Es sei hier nur auf die Frage der Situationsadäquatheit der sprachlichen Äußerung verwiesen.
- b/ Die Darstellung der Norm ist selbst bei größter Gewissenhaftigkeit des Forschers und unter Berücksichtigung der Äußerungen sehr vieler Informanten nicht von den individuellen und sozialen sprachlichen Gewohnheiten des Darstellers zu trennen.
- c/ So sehr auch der Darsteller bemüht ist, rein deskriptiv vorzugehen, jede Grammatik und jedes Wörterbuch wirken mehr oder weniger auch präskriptiv, beeinflussen also auch die Herausgestaltung der Norm, d.h. Beschreibungen wirken kodifizierend. Die Effektivität der Kodifizierung hängt von zahlreichen Umständen ab, die hier nicht weiter erörtert werden können.

Zwischen den angeführten Gründen bestehen Zusammenhänge und Querverbindungen; es besteht eine Interdependenz zwischen ihnen.

Die Schwierigkeiten der Beschreibung der Norm werden zum Teil dadurch verringert, daß man eine Dreiteilung ansetzt: System, Norm und Sprachgebrauch. /Auf die wissenschaftsgeschichtliche Darstellung der Entstehung der Dreiteilung wird hier verzichtet./ Das Verhältnis der drei Begriffe wird häufig graphisch dargestellt, und zwischen diesen Darstellungen bestehen gewisse Unterschiede, die auch terminologisch zum Ausdruck kommen; das Modell ist jedoch selbst in seinen verschiedenen Varianten gut dazu geeignet, die Dinge geordnet zu sehen, ohne die Sprache in das Prokrustesbett einer spekulativen Theorie zu zwingen. Indem man unter Sprachgebrauch etwas anderes versteht als unter Norm,

kann letztere zwar ein idealisierter, jedoch relativ klarer Begriff bleiben.

Sprachgebrauch soll hier folgendes bedeuten: Er ist einerseits weniger als das, was die Norm zuläßt, weil der Muttersprachler nicht alle Möglichkeiten der Norm /nicht nur des Systems!/ ausnutzt, andererseits -- und das ist das Ausschlaggebende -- mehr, als die Norm zuläßt, d.h. viele Verstöße gegen die Norm werden als "Sprachgebrauch" zur Kenntnis genommen, sie stören i.a. nicht die Kommunikation, ja sie haben sogar ihre spezifischen Effekte, die die Einhaltung der Norm nicht ermöglichen würde.

### 3. Das Problem: Wie "gesellschaftlich" ist das sprachliche System?

Nach dieser skizzenhaften Rekapitulation, von der keineswegs behauptet werden soll, daß sie nur Unproblematisches enthält /z.B.: inwiefern bewegt sich der Sprachgebrauch, der gegen die Norm verstößt, im Rahmen des Systems? u.v.a.m./, kommen wir zum eigentlichen Anliegen des vorliegenden Beitrags. Während nämlich die Norm bewußt als gesellschaftlich bedingter, sanktionierter und regulierender und der Sprachgebrauch als gesellschaftlich bedingter Begriff gebraucht wird, büßt der Begriff des Systems durch die wissenschaftliche Vergegenständlichung gelegentlich seinen sozialen Charakter ein. Genauer: Niemand zweifelt an dem sozialen Charakter, wenn er danach befragt wird, aber im Laufe der Arbeit, im Zuge der Operationalisierung geht das Soziale verloren. Man vergißt, daß das System nur deshalb als System funktionieren kann, weil die Gesellschaft dieses System zusammenhält, weil die Kohäsion des Systems ohne den gemeinsamen Zwang der gemeinsamen Kommunikation undenkbar ist, weil die Konsistenz des Systems durch die Konsistenz der Sprachgemeinschaft gesichert ist. Die Konsistenz der Sprachgemeinschaft ist natürlich nicht mit der nationalen, manchmal nicht einmal mit der ethnischen Homogenität der Gesellschaft gleichzusetzen, da zwischen Sprache und Kultur kein symmetrisches Verhältnis besteht, das verbegrifflichte Phänomen Sprache auch kein unmittelbares Abbild der objektiven Realität ist. Die Konsistenz bezieht sich "nur" auf die Kommunikationsmöglichkeit, die das System mit allen seinen Implikationen schafft. Für eine spezifisch l i n g u i s t i s c h e Annäherung des Phänomens Sprache ist aber eben dieser Gesichtspunkt ausschlaggebend.

Für die sicher nicht ganz einfache, aber m.E. auch nicht sehr komplizierte Beweisführung, die der Unterstützung dieser Behauptung dienen kann, ist -- wie so oft in der Linguistik -- die beim Sprachvergleich gebrauchte Methodik von Nutzen.

Die Vielfalt der Sprachen und der sich intensivierende Kontakt zwischen ihnen haben Forschungen angeregt, die sich mit den durch diese Kontakte verursachten Systemveränderungen befassen. Es hat sich erwiesen, daß generell die Veränderung eines Systems durch Sprachkontakt über den Weg Sprachgebrauch -- Norm -- System vor sich geht. Diese richtige Beobachtung verstellt jedoch manchmal den Blick vor einem wichtigen Umstand: Das System selbst verändert sich deshalb später als der Sprachgebrauch und die Norm, weil es die größte Konstanz aufweist. Die Konstanz ist dadurch bedingt, daß der von den Linguisten vergegenständlichte Begriff des Systems eigentlich nichts anderes ist als die überindividuelle, d.h. sozial bedingte Fähigkeit, sprachliche Äußerungen zu erzeugen, solche sprachlichen Äußerungen, die im Vergleich zu sprachlichen Äußerungen anderer Systeme signifikante Unterschiede aufweisen.

Hier zeigt sich der hohe kognitive und methodologische Wert des Vergleichs von Sprachen. Wie gesagt, weist das System die größte Konstanz auf; es verändert sich selbst infolge innersprachlicher Ursachen /darunter wollen wir vorsichtshalber die zur Eigengesetzlichkeit des Sprachwandels gehörenden Faktoren verstehen/ langsamer als die Norm bzw. der Sprachgebrauch. Norm und Sprachgebrauch verändern sich aber nicht unabhängig vom System; wenn zwischen den Systemen zweier Sprachen relativ große typologische Ähnlichkeiten bestehen, so bestehen auch größere Möglichkeiten und eine größere Wahrscheinlichkeit für die schnelle Beeinflussung der Norm und des Sprachgebrauchs der einen Sprache durch die andere Sprache, als wenn die Ähnlichkeiten gering sind.

Wie nichts in den Gesellschaftswissenschaften so darf auch diese Beobachtung nicht absolutisierend verallgemeinert werden; zweifellos gibt es außersprachliche Einflüsse, die große Systemunterschiede relativ schnell überwinden. Auch sollte ein Unterschied gemacht werden, um welche Ebene des Systems es sich handelt; semantische Kompatibilitätsregeln haben einen anderen Konstanzgrad als phonologische Distributionsregeln. Als Tendenz und linguistisches Prinzip kann die These jedoch anerkannt werden.

Der Vergleich von Sprachen liefert einen weiteren Beweis für die soziale "Verinnerlichtheit" des sprachlichen Systems, dafür, daß Norm

und Sprachgebrauch, trotz ihres unmittelbareren Verhältnisses zur alltäglichen Realität, nicht mehr -- allerdings auch nicht weniger -- sozial sind als das System.

Aus dem Gesagten scheint sich ein Widerspruch zu ergeben: Wenn Sprachgebrauch und Norm sowohl Ausgangspunkte innersprachlicher Veränderungen bilden als auch unmittelbar dem Einfluß anderer Sprachen ausgesetzt sind, unmittelbarer als das System, wenn auch außersprachliche Faktoren sich primär in der Veränderung des Sprachgebrauchs und der Norm zeigen, wenn individuelle, soziale, dialektale u.a. Eigentümlichkeiten sich in erster Linie in Sprachgebrauch und Norm äußern, so scheint doch der Begriff des Systems etwas relativ Abstrakteres zu sein. Allein die größere Konstanz des Systems dem Sprachgebrauch und der Norm gegenüber spricht doch gegen eine Überbetonung des sozialen Charakters des Systems.

Wenn auch nicht für eine Überbetonung, so doch für eine starke Betonung des sozialen Charakters des Systems spricht jedoch folgendes: Wer einmal als Muttersprachler schon kompetenter Sprachteilhaber ist, verfügt über die Fähigkeit, eine unbegrenzte Zahl von Äußerungen in seiner Muttersprache zu erzeugen. Diese Äußerungen bewegen sich im Rahmen des gegebenen Sprachsystems. Erst die Fähigkeit, eine unbegrenzte Zahl von Äußerungen zu erzeugen, sozialisiert den Menschen, genauer: schafft die Vorbedingungen für seine Sozialisierung.

Eben in dieser Einräumung scheint aber der eigentliche Widerspruch zu stecken. Nehmen wir an, jemand erwirbt die Kompetenz einer Sprache und legt dann aus irgendeinem Grunde ein Schweigegelöbnis ab. Auf diese Weise "entsozialisiert" er sich wieder bis zu einem gewissen Grade; denn die Fähigkeit allein ist noch keine Tätigkeit, und nur durch Tätigkeiten kann man sich sozialisieren. /Inwiefern die schweigenden Trappisten sozialisiert sind, sei hier dahingestellt./ Der Verlust der Sozialisiertheit zeigt sich übrigens nicht nur bei diesem Schweigegelöbnis, sondern in der Praxis kommen durchaus Fälle vor, wo Menschen sehr lange nicht in ihrer Heimat leben, ihre Muttersprache nicht gebrauchen und später, wenn sie in ihre ursprüngliche Sprachgemeinschaft zurückkehren, Kommunikationsschwierigkeiten haben, sich also erneut sozialisieren müssen.

Spricht man von einem durch den Gebrauch des sprachlichen Systems sozialisierten Menschen, so muß der soziale Charakter des Systems mit der Sozialisierung des Menschen zusammenhängen. Der Zusammenhang ist nun -- wie man sieht -- außerordentlich fest, aber er ist nicht so unmittelbar wie der Zusammenhang zwischen einer konkreten sozialen

Situation des Menschen einerseits und der Auswahl der sprachlichen Mittel aus dem System, die der Mensch in der gegebenen Situation für die geeignetsten hält, andererseits. /Von dem Grad der Bewußtheit bei der Auswahl sei hier nicht die Rede./

Bedeutet die größere Abstraktheit des Begriffs System im Vergleich zu den Begriffen Sprachgebrauch und Norm zugleich auch seinen "schwächeren" sozialen Charakter?

#### 4. Eine Gretchenfrage: Was ist Sprachsystem?

Um weitere Klarheit zu schaffen, muß nun -- vielleicht etwas spät, aber doch noch nicht verspätet -- folgende Frage gestellt werden: Wodurch wird das, was man Sprachsystem nennt, in seiner vergegenständlichten Form eigentlich "systematisch"? Man muß festhalten, daß der Begriff "Sprache" zwar als System funktioniert, streng logisch jedoch die beiden Begriffe nicht identisch sind -- wie das in der einschlägigen Literatur nachzulesen ist.

Die Vergegenständlichung der beiden Begriffe ist aufgrund der Erfahrungen des beobachtenden Linguisten auf ähnliche Weise vor sich gegangen, der Zusammenfall ist sozusagen empirisch belegt, aber eben vom Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Funktion aus muß ein Unterschied gemacht werden. Sprache schlechthin ist ein Kommunikationsmittel. Das Systemhafte an der Sprache liegt darin, daß sie aus einer Reihe von Teilsystemen besteht, zwischen denen unterschiedliche Relationen, aber feste Zusammenhänge bestehen. Die Teilsysteme sind z.T. leicht beschreibbar, so z.B. die Personalendungen der Verben im Deutschen, und insofern lassen sich hier bisher ungebrauchte, unbekannte bzw. neue Verben leicht in das Teilsystem des Paradigmas einordnen. Andere Teilsysteme lassen sich nur schwer beschreiben, so z.B. semantische Kompatibilitäten in jeder Sprache, weil es wenige Paradigmen gibt und diese mehr "Anomalien" als Systemhaftigkeiten aufweisen. /Dies ist einer der Gründe, warum es so schwer ist, eine fremde Sprache zu erlernen./

Die Frage, wodurch Sprache in ihrer vergegenständlichten Form eigentlich systematisch wird, ist infolgedessen schwer zu beantworten, und deshalb haben sich kluge Linguisten dazu veranlaßt gesehen, die Sprache "systemoid" zu nennen. Man läuft damit zwar Gefahr, die Schwierigkeit einer Definition durch ein geistreiches Wort euphemisierend zu überbrücken, das Geistreiche

ist im gegebenen Fall beim gegenwärtigen Stand der Forschung aber mehr als eine euphemisierende Notlösung, allerdings auch sicher nicht das letzte Wort.

## 5. Exkurs: Kindersprache

Dadurch ist die zuvor aufgeworfene Frage /die der Sozialisierung des Menschen/ nicht nur nicht gelöst, sondern ihre Beantwortung ist um einen weiteren Umstand erschwert. Die neue Frage könnte etwa so lauten: Trägt das Sprachsystem als überindividuelle Institution zur Sozialisierung des einzelnen Menschen durch seine verbindlichen Analogien, Assoziationen, arbiträren Konventionen etc. bei? Bilden letztere eine so starke soziale und kulturelle Macht, daß letzten Endes die Sozialisierungsfunktion und die durch die Systemhaftigkeit gegebene Kohärenz der Sprache zwei Seiten einer und derselben Sache sind?

Untersuchungen der Kindersprache dürften darauf eine bejahende Antwort geben, wie überhaupt psychologische und insbesondere entwicklungspsychologische Forschungen einen wesentlichen Beitrag zu einer im Vergleich zu den bisherigen theoretischen linguistischen Arbeiten differenzierteren Fragestellung und sicher auch Lösung leisten /können/. Man hat den Eindruck, daß Kinder ihre Muttersprache eher über das System hin erlernen als Erwachsene eine Fremdsprache. Nur die soziale Rückkopplung engt den Gebrauch des Systems bei Kindern sukzessive auf die Norm ein. /Es ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich, auf die Funktionen der Hemmung bzw. des Sprachspiels in der Entwicklung des Kindes einzugehen./

Nun kommt das System natürlich nicht in seiner abstrakten Form auf das Kind zu, sondern das permanente Hören sprachlicher Äußerungen, auf die das Kind noch ohne Hemmungen reagiert und die es in die Fähigkeit, seine Intentionen auszudrücken, einbaut, fördert den Systembau. Sozialisiert wird das Kind also auf der Ebene des Systems und auf der der Norm gleichzeitig -- mit abwechselnder Phasenverzögerung. Der Spieltrieb des kleinen Kindes, der es auch zu Sprachspielen veranlaßt, führt zu "systematischen", jedoch häufig "nicht-normativen" sprachlichen Äußerungen /sowohl was die Grammatikalität als auch was die Akzeptabilität anbelangt/.

Die Verflochtenheit der das Kind umgebenden Kultur mit den diese Kultur repräsentierenden sprachlichen Konventionen, weiterhin die relative Ökonomie der verbalen Kommunikation in Form der Norm innerhalb des Systems auf der kulturellen Grundlage und andere Umstände "erzie-

hen" das Kind zu einem sozialisierten Menschen. Die normativen Äußerungen nehmen permanent die Überhand; die Norm ist die "Hemmung des Systems".

Metaphorisch könnte man sagen: Das System der Kultur hält das System der Sprache zusammen. Die erwähnten Analogien, Assoziationen, arbiträren Konventionen etc. sind ja eigentlich nichts anderes als Konstituenten der Kultur, solche Konstituenten, die die Kohäsionskraft besitzen, Menschen zu einer Kommunikationsgemeinschaft zu konstituieren. Dieser Prozeß beginnt in der Kindheit.

Das große Problem, das hier nur formuliert und mit den bisherigen bekannten Methoden wahrscheinlich nicht gelöst werden kann, besteht darin, wie das Verhältnis zwischen dem System der Kultur und dem der Sprache beschaffen ist und wie es sich im einzelnen und global ontogenetisch herausgestaltet.

## 6. Fazit

Aufgrund des Ausgeführten ist nun eigentlich zweierlei unter sprachlichem System zu verstehen: Einerseits ist das System ein Konglomerat von sprachlichen Teilsystemen. Andererseits ist das System eine durch die mehr oder weniger gleiche Sozialisiertheit der Menschen, durch ihre Kultur bedingte und notwendige Kohäsionskraft. Die beiden Interpretationen hängen miteinander zusammen: Nur die doppelte Interpretation ermöglicht das Verständnis des Begriffs, des Grades der Vergegenständlichung dieses und anderer linguistischer Begriffe, vor allem der Norm und des Sprachgebrauchs -- das Verständnis des Zusammenhangs von Sprache und Gesellschaft.

Mit diesen Überlegungen kommt man der Lösung einer solchen Frage näher, ob das sprachliche System etwas objektiv Gegebenes oder etwas durch wissenschaftliche Abstraktion Geschaffenes ist. Zweifellos ist das sprachliche System ein Phänomen, zu dem man über gedankliche Tätigkeit gelangt, es ist jedoch keinesfalls etwas so Spekulatives, das lediglich hypothetischen Wert besitzt. Die Schwierigkeit seiner Erfassung und Beschreibung, die Problematik seiner Verflochtenheit mit anderen Sphären der Kultur, die sich im Laufe des Abstraktions- und Idealisierungsprozesses ergebenden wissenschaftstheoretischen Fragen, das während der Forschungsarbeit stets von neuem auftretende Schillern des Begriffs System sind keine Beweise gegen seine Existenz; denn da

es sozial bedingt ist, ist es auch existent, und das daraus folgende Hauptargument ist, daß es sozial wirkend ist.

Wenn das sprachliche System sozial bedingt, existent und wirkend ist, so ist seine Vergegenständlichung ohne Einbeziehung der Gesellschaft aber immer nur provisorisch und immer nur methodologisch gerechtfertigt. Eine Systemlinguistik kann allein nicht Anspruch auf Vollständigkeit bei der Erfassung der Sprache erheben, wenn sie nicht die soziale Bedingtheit der Sprache berücksichtigt.

Hier am Ende des Beitrags muß ich noch etwas für die Methodologie der Sprachwissenschaft im einzelnen und für alle Wissenschaften im allgemeinen Wesentliches hinzufügen. Die Art der Argumentation mag den Anschein erweckt haben, daß ich im Prinzip gegen Hypostasierungen bin, diese jedoch selbst in Anspruch nehme, indem ich auf so mannigfaltige Weise an die Begriffe System, Norm und Sprachgebrauch bzw. an ihr wechselseitiges Verhältnis und ihre Bezogenheit auf die Gesellschaft herangehe. Ich kann nicht bestreiten, daß ich die diesbezügliche Problematik -- vor allem in den Gesellschaftswissenschaften -- vorläufig zu bewältigen nicht imstande bin. Das Studium der Wissenschaftsgeschichte lehrt mich, daß eine säuberliche Unterscheidung zwischen zweckdienlicher Vergegenständlichung und willkürlicher Hypostasierung außerordentlich schwierig ist. Ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, daß Hypostasierungen, die unter Umständen in Sackgassen führen, einen spezifischen kognitiven Wert besitzen und Aussichten freilegen können, die auf andere Weise schwer oder überhaupt nicht zu erreichen wären. Selbst solche Hypostasierungen, die als Katalysatoren wirken, halte ich für notwendig. Es ist dies nicht der Ort, wo ich meine diesbezügliche Meinung ausführlich darstellen und exemplifizieren kann; ich muß dies aber einschieben, um dem Vorwurf der Apodiktik und der inneren Widersprüchlichkeit vorzubeugen. Daß ich das Thema aufgegriffen und auf obige Weise behandelt habe, liegt einzig und allein an dem Umstand, daß heute zwar viel vom Zusammenhang zwischen Sprache und Gesellschaft die Rede ist, im Laufe der Diskussion jedoch die Begriffe "ihr eigenes Leben zu leben" beginnen. Meine Attacke gegen die Hypostasierung sollte deshalb nicht als etwas von Zeit und Raum Losgelöstes betrachtet, sondern als eine Aktualität aufgefaßt werden.

Selbst folgende Konzession ist kein Freibrief für Hypostasierungen: Der Mensch forscht nicht nur dann und dort, wenn und wo er etwas gesellschaftlich Nützliches erwartet. Es gehört zu den -- gewiß nicht schlechtesten -- Eigenschaften des Menschen, aus Neugier zu forschen, zu forschen, weil er nicht nicht forschen kann. Sobald

die Arbeitsteilung es ermöglicht, forscht der Mensch auch ohne konkrete Ziele, und diese Forschungen haben bekanntlich oft zu die Welt umwälzenden Entdeckungen und Erfindungen geführt. Eben die gesellschaftlichen Verhältnisse führen heute jedoch -- wie am Anfang erwähnt -- zu einer Hypertrophie der Vergegenständlichung, zur Hypostasierung, zur Verfremdung. Dieses -- nicht nur für die Linguistik charakteristische -- Verfahren ist kein Fatum, dem man nicht entrinnen kann. Der Forscher ist Wissenschaftler, um den Fallen aus dem Wege gehen zu können und zu gehen, um einen Ausweg zu finden. So fruchtbar Systemlinguistik auch war und ist, die Beschränkung der Forschung auf ein von der Gesellschaft losgelöstes System hat seine Grenzen.

Nur insofern halte ich meine Ausführungen für nicht-trivial.



PIROSKA KOCSÁNY

Aphorismus, Reflexion und Fragment als Texttypen  
Ein Versuch über Lichtenbergs Kurzformen

Lichtenberg wird in der Geschichte der deutschen Literatur als Begründer des deutschen Aphorismus betrachtet, von dem die Aphoristiker der Romantik, Schopenhauer, Nietzsche oder Karl Kraus gleich viel lernen konnten. Um die Wirkung Lichtenbergs auf die Entstehung des Aphorismus als literarischer Gattung wissenschaftlich beschreiben zu können, müßte man allerdings über eine ausbaufähige Definition des Aphorismus in seinen Werken verfügen. Die Forschung scheint indessen eben in dieser Grundfrage ziemlich unsicher zu sein. Folgende Ansichten werden u.a. vielfach diskutiert: 1/ Inwieweit können Lichtenbergs Sprüche als Aphorismen gelten, wo er doch bekanntlich keine Aphorismen zu schreiben trachtete? Was für Kriterien gibt es außer gewissen rhetorischen Formeln, aufgrund deren sie Aphorismen genannt werden können?<sup>1</sup> 2/ Selbst wenn wir für die literarische Gattung "Aphorismus" gewisse allgemeine Kriterien aufstellen können, inwieweit dürfen diese Kriterien auch auf Lichtenbergs besondere Leistung angewendet werden? Anders formuliert: Ist es überhaupt berechtigt, aufgrund einiger allgemeiner Kriterien von dem größten Teil der Lichtenbergschen Sprüche mit wohlwollender aber kritischer Genauigkeit festzustellen, daß sie keine Aphorismen oder mindestens /was noch schlimmer ist/ keine "vollkommenen" Aphorismen sind? Ist es nicht viel besser, das Lichtenbergsche Werk als einen besonderen Fall der Aphoristik, der aphoristischen Kurzprosa zu betrachten, ohne auf die Frage einzugehen, ob die einzelnen Stücke "echte" Aphorismen genannt werden können oder nicht?<sup>2</sup>

In meiner Studie möchte ich die Ansicht vertreten, daß eine möglichst ausführliche und genaue Beschreibung der Sprüche als Texttypen sowohl zum besseren Verständnis des Lichtenbergschen Werkes als auch zum Verständnis der Kunstgattung beitragen kann.

Im Folgenden wird versucht, einige charakteristische Texttypen der "Gedankenbücher" zu beschreiben und daraus für die Beschreibung

der literarischen Gattung des Aphorismus einige Konsequenzen zu ziehen. Unter Texttypen verstehe ich in einem linguistischen Rahmen erfaßbare Einheiten. Die Texttypen sind literarischen Gattungen nicht gleichzusetzen, die zwei Kategorien sind aber auch nicht unabhängig voneinander.<sup>3</sup> Die Bestimmung der Texttypen kann einen organischen Teil der Definition der literarischen Gattung ausmachen -- andererseits kann die literarische Gattung eine besondere Interpretation des Texttyps ermöglichen.

1. Ich untersuche Lichtenbergs Sprüche zuerst unter dem Aspekt, ob sie generalisierende Aussagen sind oder nicht. Die auch als "literarische Sprichwörter" erwähnten Aphorismen<sup>4</sup> können als generalisierende Aussagen bestimmt werden.<sup>5</sup> Diese Aussagen weisen gewisse formale Kriterien auf.

1.1. Im nominalen Teil der Aussage kann nur ein sog. generalisierendes /oder existentielles/ Nomen stehen/z. B. man, etwas, nichts, jeder, einer/. Vgl.: "Man muß etwas Neues machen, um etwas Neues zu sehen." /J 1310/.<sup>6</sup>

Ist das Nomen ein Substantiv, das an und für sich noch nicht als generalisierendes Nomen bestimmt ist, so muß ihm ein existentieller oder generalisierender Determinant vorausgehen /z.B. der, ein, jeder, alle usw./ Vgl.: "Die Fliege, die nicht geklappt sein will, setzt sich am sichersten auf die Klappe selbst." /J 397/. /Ebenfalls möglich: Eine Fliege, jede Fliege, alle Fliegen./

Der bestimmte Artikel kommt zwar vor gewissen Substantiven auch in seiner referentiellen Funktion vor, in diesen Fällen kann aber das Substantiv selbst inhaltlich als generalisierend aufgefaßt werden, z.B. "Die Welt ist immer in ihren Urteilen zu gütig oder unbillig." /F 284/.

Allgemeingültige Aussagen sind außerdem natürlich die unpersönlichen Ausdrücke, die auf eine Konstruktion mit einem generalisierenden Nomen zurückzuführen sind: "Es läßt sich ohne sonderlich viel Witz so schreiben, daß ein anderer sehr viel haben muß, es zu verstehen." /D 329/.

Die generalisierenden Äußerungen sind auch inbezug auf das Tempus des verbalen Prädikats bestimmt: das Verb steht in der Regel im Präsens. Beispiele s. oben.

1.2. Einen besonderen Teil der möglichen generalisierenden Behauptungen bilden diejenigen, in denen ein Personalpronomen steht. Personalpronomina der 1. und 2. Person können unter dem Einfluß pragmatischer Faktoren /Kontext, Situation/ zu generalisierenden Nomen umgewertet

werden. Das passiert oft in den Sprichwörtern. Unter Lichtenbergs Sprüchen finden wir auch welche mit dem Personalpronomen der 2. Person Sg. bzw. der 1. Person Pl.: "Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie." /V II. 131/; "Wir fressen einander nicht, wir schlachten uns bloß." /V II. 88/.

In den Sprichwörtern erscheint außerdem auch die 1. Person Sg., vgl. "Was ich selber denk und tu, das trau ich auch den andern zu."<sup>7</sup> In Lichtenbergs Sprüchen kann dieses Pronomen jedoch nicht so ohne weiteres als pragmatisch generalisierendes Nomen verstanden werden. Sehen wir z.B. den folgenden Spruch: "Was mich von meinen alten Lehren abgehen heißt, sind nicht meine individuellen, subjektiven Fortschritte; nein, es sind Fortschritte der Wissenschaft selbst." /J 1294/. Im Kontext einer Aphorismensammlung ist der Leser bereit, das Gelesene als generalisierende Aussage zu interpretieren. Letzten Endes kann ja auch unser Beispiel mit dem Pronomen 2. Person nur in einer Aphorismensammlung als generalisierende Äußerung aufgefaßt werden. In einem Dialog eines Romans muß das nicht der Fall sein. Also müssen wir theoretisch auch bei dem Gebrauch von "ich" eine ähnliche Uminterpretation zulassen: "Was einen von seinen alten Lehren abgehen heißt, sind nicht seine individuellen Fortschritte, sondern Fortschritte der Wissenschaft selbst."

Es muß jedoch eingesehen werden, daß diese Uminterpretation nicht mehr so eindeutig möglich ist, wie das bei den Pronomina wir oder du der Fall war. Der generalisierende Gebrauch von wir und du ist nämlich auch außerhalb des Kontextes des Aphorismus /oder des Sprichwortes/ möglich: in generalisierenden Aussagen statt des Pronomens man. Das ich in den Sprichwörtern läßt sich schon deswegen verhältnismäßig leicht uminterpretieren, weil die Sprichwörter als volkstümliches Allgemeingut, für uns alle bekannte Aussagen sind, die wir nicht auf die Person des Sprechers beziehen.<sup>8</sup> Anders steht es bei den Aphorismen, die sich an ihren Autor knüpfen und dementsprechend notwendigerweise ambivalent sind; wir versuchen sie als generalisierende Sätze zu verstehen -- aber gleichzeitig nehmen wir auch den Referenten des ich, den Verfasser, als Sprecher zur Kenntnis. Diese letzte Bedeutung ist besonders prägnant, wenn der Inhalt des Spruches mit unseren konkreten Kenntnissen über den Verfasser übereinstimmt; in dem genannten Beispiel z.B. mit der Tatsache, daß Lichtenberg selbst Physiker war. Andere Sprüche mit ich können eventuell leichter als generalisierende Aussagen verstanden werden, besonders wenn sie von leichtem Spott oder feiner Ironie begleitet werden, z.B. "Ich gehe oft, wenn ein Bekannter vorbei-

geht, vom Fenster weg, nicht sowohl um ihm die Mühe einer Verbeugung, als vielmehr mir die Verlegenheit zu ersparen, zu sehen, daß er mir keine macht." /F 1170/.

1.3. Ein weiteres Problem bedeuten die Sprüche, die in ihrem nominalen Teil ein Personalpronomen 3. Person aufweisen. Ihre Zahl ist bei Lichtenberg besonders hoch. Unter den Sprichwörtern ist dieser Typ vollkommen unbekannt. Z.B.: "Er teilte des Sonntags Segen und oft schon des Montags Prügel aus." /E 3/; "Er handelte mit anderer Leute Meinungen. Er war Professor der Philosophie." /V II. 112/. Das Pronomen hat hier offensichtlich keine referentielle Funktion. Es kann aber pragmatisch als ein existentielles Pronomen aufgefaßt werden, indem wir dem Spruch im Kontext der Aphorismensammlung einen allgemeinen Sinn zusprechen wollen: "Es gibt einen 'er'/Leute/, der/die des Sonntags Segen und oft schon des Montags Prügel austeilte/austeilen." /Oder mit der generalisierenden Form ausgedrückt: "Nicht alle, die des Sonntags Segen austeilten, teilen des Montags keine Prügel aus."/

Neben dem Pronomen er können auch die feminine Form bzw. der Plural auftreten, jedoch ziemlich selten. Z.B.: "Sie setzte ... die Tugend mehr im Bereuen der Fehler als im Vermeiden." /J 431/; "Sie schreiben aus Vaterlandsliebe Zeug, worüber man unser liebes Vaterland auslacht." /E 139/. Personalpronomina der dritten Person erscheinen in der dargestellten generalisierenden Funktion nicht nur in Lichtenbergs Aphorismen, sondern auch bei anderen Aphoristikern. Der Gebrauch des Pronomens /in einer Bedeutung "es gibt Männer/Frauen/besondere Menschengruppen"/ scheint für aphoristische Kurzprosa charakteristisch zu sein. Das mag einen explizit formulierten Bestandteil des oft erwähnten sog. "subjektiven" Charakters des Aphorismus als literarische Gattung darstellen. Die an eine imaginäre Person gebundene Erfahrung dient als Grundlage zur Verallgemeinerung als "Lebensweisheit."

In diesen Sprüchen steht das Verb meistens im Präteritum, in der Uminterpretation müssen wir die Tempusform verändern. Von vornherein scheiden deswegen die Sprüche aus, deren verbaler Teil eine einmalige, nicht wiederholbare und also nicht zu generalisierende Handlung ausdrückt. Z.B.: "Er klagte damals sehr über Hühneraugen auf den Ellbogen." /L 551/; "Und mit dem Wein, der nun nicht mehr in den Bouteillen, sondern im Kopf war, gingen sie auf die Straße." /B 241/. In diesen Fällen haben wir es mit fragmentarischen Sprüchen, Wortspielen usw. zu tun. Das Fragmentarische erscheint in der nicht erfüllten Funktion des Pronomens. In dem spezifischen, einmaligen, nicht wiederholbaren Kontext bleibt das referentiell gebrauchte er inhaltlos.

1.4. Einen besonderen Texttyp bilden einige mit er stehende Wendungen, in denen außer der Subjektposition auch andere Positionen des Satzes referentiell unausfüllbar bleiben und bei denen dem seiner eigentlichen, referentiellen Funktion beraubten Pronomen nicht einmal eine existentielle Funktion zugesprochen werden kann: das Pronomen steht gewissermaßen als "Platzhalter" -- mit weiteren Platzhaltern zusammen --, also als ein leerer, formaler nominaler Teil neben dem verbalen Prädikat. Z.B.: "Er urteilt davon wie ein Professor iuris von einer Satire." /231/. Der Spruch weist eine Ähnlichkeit mit volkstümlichen stehenden Vergleichen auf, vgl. "Sie leben wie Hund und Katze zusammen", "Er steht da wie die Kuh vorm neuen Tor" usw. Lichtenbergs Spruch könnte /der obigen Analogie vom Aphorismus als literarischem Sprichwort folgend/ etwa "literarischer stehender Vergleich" genannt werden.

Diese Vergleiche haben allerdings eine besondere Eigentümlichkeit. Während der stehende Vergleich in der jeweiligen Sprechsituation eine adverbiale Ergänzung zum Verb ist, führt der literarische Vergleich in der Aphorismensammlung ein selbständiges Leben: der verbale Inhalt bezieht sich auf den Inhalt des Vergleichs. "Sie leben wie Hund und Katze zusammen" bedeutet, daß sie /die für die Sprechenden aufgrund der Situation bekannten Personen/ schlecht leben. "Er urteilt davon wie ein Professor iuris von einer Satire" bedeutet aber nicht, daß der genannte, imaginäre er von etwas schlecht urteilt, sondern daß ein Professor iuris von einer Satire schlecht urteilt. /Die inhaltlichen Faktoren, die satirische Schärfe des Spruchs müssen in diesem Rahmen außer acht gelassen werden./

Nach unserer Texttypenbestimmung kann dieser Texttyp nun nicht zu den Fällen einer pragmatisch möglichen Funktionsumwertung gerechnet werden. In dieser Hinsicht bleibt er eine Art Fragment -- jedoch eine besondere Art. Seine Besonderheit konnte nicht mehr mit formalen linguistischen Mitteln bestimmt werden. Das Beispiel macht uns darauf aufmerksam, was für einen Einfluß die pragmatischen Faktoren -- unter ihnen der literarische Kontext -- auf das Verstehen und Bestimmen von Texttypen ausüben können.

1.5. Der Begriff "pragmatische Bestimmung" scheint also für die Beschreibung der zu untersuchenden Texttypen von großer Bedeutung zu sein. Der Begriff wurde unter zweierlei Aspekten verwendet. "Pragmatische Uminterpretation" bedeutete eine infolge des Kontextes entstandene notwendige Uminterpretation. Unter Kontext wurde der sprachliche Kontext verstanden, nämlich die Tatsache, daß wir es in den gegebenen Beispielen mit nicht eingeleiteten, jedoch als vollständige Einheiten gedachten Texten zu tun hatten, in denen ein kontextual

funktionslos gewordenen Pronomen uminterpretiert werden mußte -- es sei, die Texteinheit galt als Fragment. Der Begriff "pragmatisch" wurde aber parallel auch inbezug auf die literarische Gattung, auf den Kontext der Aphorismensammlung verstanden. "Pragmatische Uminterpretation" bedeutete unter diesem Aspekt eine in dem gegebenen literarischen Kontext mögliche Uminterpretation. Wir haben angenommen -- als Merkmal eines Texttyps, aber auch als Merkmal einer literarischen Gattung, -- daß Aphorismen generalisierende, allgemeingültige Aussagen sind, dementsprechend haben wir auch die "unsicheren" Fälle enträtseln bzw. verstehen können.

2. Die Tendenz zur Generalisierung ist zwar wohl der wichtigste, aber vermutlich nur ein Charakterzug des Aphorismus. Um ihn von sonstigen, als allgemeingültige Aussagen formulierten Sprüchen zu unterscheiden, bedürfen wir auch eines anderen Kriteriums. Im Folgenden möchte ich inbezug auf den Aphorismus eine weitere Hypothese aufstellen. Aufgrund von Meleucs Untersuchungen über La Rochefoucaulds Maximen<sup>9</sup> möchte ich die Ansicht vertreten, daß Aphorismen auf eine innere Konstruktion A = nicht A zurückzuführen sind. Anders formuliert /und von Meleucs Ansichten in eine pragmatische Richtung weitergehend/ heißt das, man kann annehmen, daß jeder Aphorismus die Verneinung einer von den Lesern allgemein anerkannten Meinung ist. Man muß also eine Art Gegenmeinung des Lesers präsupponieren, damit ein Aphorismus als Aphorismus interpretiert wird. Ein Aphorismus ist dementsprechend z.B. der folgende Spruch: "Das Hutabnehmen ist eine Abkürzung unseres Körpers, ein Kleinermachen." /F 851/. Kein Aphorismus ist dagegen der folgende: "Die Vorrede könnte Blitzableiter betitelt werden." /F 1004/. Diese Art Interpretation ist insofern nicht willkürlich, als wir annehmen, daß im ersten Fall zum Verständnis der Metapher als "Aphorismus" die Gegenmeinung des Lesers beigetragen hat: "normalerweise" kann das Hutabnehmen als etwas Konventionelles, in diesem Sinne als etwas Notwendiges akzeptiert werden, und plötzlich erscheint nun diese wohlbekannte und von uns Lesern allgemein ausgeübte /also sicherlich nicht schlechte/ Tätigkeit als etwas Verfemtes. Im zweiten Fall ist die Metapher zwar ein bißchen komisch, in Kenntnis des Lichtenbergschen Werkes sogar stark satirisch, aber ohne eine präsupponierbare Gegenmeinung des Lesers bleibt der Spruch außerhalb des Aphoristischen. Daß diese Gegenmeinung so grundlegend wichtig ist, davon zeugt die große Zahl der Aphorismen, die eine explizit formulierte Verneinung der Lesermeinung enthalten.

Die Umwertung der Personalpronomina erfolgt auch meist parallel mit dem Entdecken der Gegenmeinung. Ist eine Gegenmeinung nicht zu entdecken, so ist die Umwertung anders, d.h. statt des Aphoristischen wird evtl. das Fragmentarische an dem Spruch betont. Als Veranschaulichung dieses Gedankens sei folgender vieldiskutierte Spruch zitiert: "Er las immer 'Agamemnon' statt 'angenommen', so sehr hatte er den Homer gelesen." /V II. 84/. Die Möglichkeit einer generalisierenden Umwertung ist linguistisch nicht ausgeschlossen, der Spruch bleibt jedoch, eben infolge des auffallend spezifischen konkreten Inhalts und des Wortspiels, eine humoristische aber fragmentarische Bemerkung -- bis wir ihm einen tieferen Sinn verleihen. Dieser "tiefere Sinn" erscheint nun unausweichlich in der Verneinung einer rekonstruierbaren allgemeinen Meinung, etwa in der Verneinung der Meinung, daß jemand, wenn er "so sehr" /eifrig, äußerlich begeistert usw./ liest, das Gelesene auch /innerlich, richtig/ versteht. Lichtenbergs Spruch sagt genau das Gegenteil aus: Es gibt solche, die so sehr den Homer lesen, daß sie das zuletzt falsch lesen. /Die Thematik, nämlich daß es um Homer geht, und das Wortspiel können in einer literaturgeschichtlichen bzw. einer rhetorischen Analyse noch weiter diskutiert werden./

Da es sich hier allerdings um ein schwer faßbares Kriterium handelt, läßt sich natürlich keine Grenze zwischen dem eher Aphoristischen und dem eher Fragmentarischen ziehen: das muß dem jeweiligen subjektiven Interpretieren überlassen werden.

3. Wollen wir das Kriterium der präsupponierbaren Gegenmeinung beibehalten, so ergeben sich folgende wichtige Aspekte für die Beschreibung des Aphorismus als literarische Gattung:

a/ Viele Aphorismen enthalten bekanntlich einen Gemeinplatz. Sie sind nach dieser Auffassung keine Aphorismen - ausgenommen, wenn die Wahrheit des Gemeinplatzes in dem Spruch wieder erhellt und explizit oder implizit einer möglichen anderen Meinung gegenübergestellt wird. Das geschieht in einer großen Zahl der Aphorismen -- unter ihnen eben in denen, die zu den beliebtesten und wirksamsten gehören. So enthält der folgende Aphorismus zweifellos eine wohlbekannte Wahrheit: "Vom Wahrsagen läßt sich's wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheitssagen." /J 765/. Seine Wirkung basiert jedoch in der Gegenüberstellung von Wahrsagen und Wahrheitssagen, von denen man "normalerweise" annehmen möchte, daß sie einander ähnlich sind, von denen aber der Aphorismus beweisen kann, daß sie doch nicht ähnlich sind.

Auf die weitere inhaltliche, konnotativ-semantische /vgl. die Rolle des Elementes wohl usw./ und rhetorische Analyse des Spruchs muß hier verzichtet werden -- das Beispiel wollte nur veranschaulichen, daß die Annahme von einer präsupponierbaren Gegenmeinung für eine Beschreibung der Aphorismen nach Form und Inhalt einen günstigen Rahmen liefern könnte.

- b/ Das Kriterium weist besonders stark auf die Zeitgebundenheit der Interpretation hin: Offensichtlich kann ein Spruch auch als Aphorismus gewertet werden, je nachdem, ob der Interpretator z.B. ein Zeitgenosse des Verfassers ist oder nicht. Auf dieser Grundlage läßt sich der Aphorismus entweder als "ewig gültige Spruchweisheit" oder aber als "zeitgebundene und evtl. lokalgebundene Spruchweisheit" bestimmen.
- c/ Dem Gesagten entsprechend stellt sich die Frage der Thematik der Aphorismen. Um von dem Leser als Aphorismus gewertet bzw. verstanden zu werden, muß der Spruch eine allgemein bekannte Frage aufwerfen, von der alle Leser eine präsupponierbare Meinung haben können. Das Kriterium bietet einen entsprechenden Rahmen auch für die thematische Untersuchung und Beschreibung der Aphorismen.

4. Das hypothetische Kriterium einer Aphorismen konstituierenden Gegenmeinung kann das textlinguistisch und textpragmatisch formulierte Kriterium der generalisierenden aphoristischen Aussage ergänzen und dazu gebraucht werden, eine Art Gruppierung der Lichtenbergschen Sprüche vorzunehmen. Die Gruppierung enthält kein Werturteil -- sie möchte vielmehr betonen, daß die Texttypen, die nicht Aphorismen sind, ebenfalls einer weiteren, sorgfältigen, sowohl sprachlich-stilistischen als auch ästhetisch-literarischen Untersuchung bedürfen.

1. Generalisierende Aussagen mit einer präsupponierbaren Gegenmeinung des Lesers sind Aphorismen.
2. Generalisierende Aussagen ohne Gegenmeinung des Lesers sind Reflexionen.
3. Nicht generalisierende, aber pragmatisch uninterpretierbare Aussagen mit der Gegenmeinung des Lesers können pragmatische Aphorismen, ohne Gegenmeinung des Lesers evtl. pragmatische Reflexionen genannt werden. Ein Beispiel für das letztere ist: "Er war sonst ein Mensch wie wir, nur mußte er stärker gedrückt werden, um zu schreien. Er mußte zweimal sehen, was er bemerken, zweimal hören, was er behalten sollte; und was andere nach einer einzigen Ohrfeige unterlassen, unterließ er

erst nach der zweiten." /D 578/. "Pragmatische Reflexionen" wirken eher fragmentarisch.

4. Nicht generalisierende /d.h. auch pragmatisch nicht uminterpretierbare/ Aussagen sind die Fragmente. Z.B.: "Der Gedanke hat in dem Ausdruck noch zu viel Spielraum; ich habe mit dem Stockknopf hingewiesen, wo ich mit der Nadelspitze hätte hinweisen wollen." /D 94/.

Die Gruppen sind nicht einheitlich, die Grenzen sind oft verschwommen. Sie gelten als Versuch und sollen die Forschung auf das "weite Feld" des Lichtenbergschen Aphorismus auch von dem Gesichtspunkt einer ausführlicheren Textanalyse aus aufmerksam machen.

### Anmerkungen

1. Zur Frage der literarischen Gattung "Aphorismus" vgl. G. Neumann /ed./: Der Aphorismus. Zur Geschichte, zu den Formen und Möglichkeiten einer literarischen Gattung. Darmstadt 1976; ders.: Ideenparadiese: Untersuchungen zur Aphoristik bei Lichtenberg, Friedrich Schlegel, Novalis und Goethe. München 1976; R.H. Stephenson: On the Widespread Use of an Inappropriate and restrictive Model of the Literary Aphorism. In: The Modern Language Review 75 /1980/, S.1-17.
2. Die Meinung vertritt u.a. P. Requadt: Lichtenberg. Stuttgart 1964, S.133; J.A. Müller: Formprinzipien des Aphoristischen /Eine Untersuchung der Aphoristik G. Ch. Lichtenbergs/. Zürich 1967, S. 8 ff. Verschiedene Typen der Lichtenbergschen Kurzprosa stellt dagegen R. Wilzbold fest: Über Lichtenbergs Kurzformen. In: M. Bindscheler, P. Zinsli /ed./: Geschichte, Deutung, Kritik. Literaturwissenschaftliche Beiträge dargebracht zum 65. Geburtstag Werner Kohlschmidts. Bern 1969, S. 109-133.
3. Über die zwei Kategorien und über ihr Verhältnis in der Fachliteratur s. Z. Kanyó: Sprichwörter -- Analyse einer einfachen Form. Ein Beitrag zur generativen Poetik. Budapest 1980, S. 70.
4. Vgl. G.V. Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart 1959.
5. Von den Sprichwörtern als generalisierenden Aussagen s. Z. Kanyó, a.a.O. Von den Maximen als generalisierenden Aussagen s. S. Meleuc: Structure de la maxime. In: Langage 13 /1969/, S.69-99. /deutsch: In: J. Ihwe /ed./: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Frankfurt 1972, Bd. 3, S. 276-321./

6. Zitiert wird nach folgender Ausgabe: Lichtenbergs Werke in einem Band. Hrsg. von H.Friderici. Berlin-Weimar 1978<sup>3</sup>.
7. Zit. nach Z.Kanyó, a.a.O. S.154.
8. Daß dieser Gebrauch des "ich" jedoch auch in den Sprichwörtern selten vorkommt, darüber s. Z. Kanyó, ebd.
9. S.Meleuc, a.a.O.

TAMÁS LICHTMANN

Der antifaschistische deutsche historische Roman  
Die Jugend und Die Vollendung des Königs Henri Quatre  
von Heinrich Mann

Dieses Werk Heinrich Manns ist eine der größten Unternehmungen in der modernen deutschen Romanliteratur. Dieser Roman ist ein historischer Roman par excellence, ein reines Beispiel der Gattung der modernen historischen Romanform. Dem Schreiben des Romans ist eine außerordentlich gründliche und sorgfältige Quellenforschung vorausgegangen, die Tatsachen des Werkes sind authentisch, die Handlung, die Menschen- und die Epochendarstellung sind zeitgetreu, was eine lebensschöpferische und wiedererweckende Kraft hat. Der Roman ist gleichzeitig eines der größten Werke des modernen antifaschistischen historischen Romans, eines der kraftvollsten und wirksamsten Werke des geistigen Kampfes gegen den Faschismus. Heinrich Mann war lange der einzige unter den deutschen Schriftstellern, der gegenüber der liberalen Passivität seiner Zeitgenossen stets der Vertreter der kämpferischen Demokratie war. Er war nicht nur ein kämpferischer Kritiker des Faschismus, sein Antifaschismus beschränkt sich nicht nur auf die negative Darstellung der dunklen Wirklichkeit, sondern er war auch fähig, ein positives historisches Gegenbeispiel, eine Aktivität des revolutionären Kampfes, ein authentisches Beispiel der einzig würdigen Haltung gegen den Faschismus zu zeigen. Sein Werk wurde zum Exempel des antifaschistischen Kampfes: "Es ist weder verklärte Historie noch freundliche Fabel: nur ein wahres Gleichnis."<sup>1</sup>

Die Darstellung der historischen Vergangenheit und der aktuelle antifaschistische Kampf vereinigen sich in einer großzügigen Komposition zu einer allgemeinen geschichtsphilosophischen Vision. In diesem Werk wird auch auf die allgemeinen Fragen der Geschichte eine Antwort gesucht, es wird über die gesellschaftliche Entwicklung, über die Beziehung zwischen der großen historischen Persönlichkeit und dem Volk, über die geschichtsbewegenden Kräfte, über die Stellung der Wissenschaft und Kunst in der Geschichte gesprochen. Im Mittelpunkt der Darstellung

Heinrich Manns steht ein großer Konflikt, der die ganze Geschichte der deutschen Philosophie und Kunst durchzieht; nämlich die Beziehung zwischen Geist und Tat und die historisch-politische Projektion dieser Beziehung, die Alternative von Revolution oder Reform, Liberalismus oder Demokratie. Mit dieser Frage beschäftigt sich in dieser Zeit auch Thomas Mann, der von der Passivität des Geistes in Richtung immer aktiverer Taten vorwärtsschreitet /Joseph und seine Brüder, Das Gesetz/. Der Konflikt zwischen Geist und Macht herrscht in den historischen Romanen von Lion Feuchtwanger, zur Notwendigkeit der Taten bekennt sich Bertolt Brecht gegenüber der sündhaften Verschlossenheit des Geistes /Galilei/. Auch Heinrich Mann verkündet sein künstlerisches und gesellschaftliches Programm im Zeichen der Einheit von Geist und Tat.

Das Motto Heinrich Manns ist der Humanismus, und zwar der aktive kämpferische Humanismus. Alle Gedanken seines Helden werden von der Menschenliebe, der Humanität und dem Dienst an der Gemeinschaft durchdrungen und verschmelzen untrennbar mit den humanistischen Taten, mit dem "fröhlichen Dienst", wie Henri seine Taten nennt. Es ist der wichtigste historische, geschichtsphilosophische und aktuelle Gehalt des Romans, daß es nicht genug ist, das Böse zu verurteilen, zu verwerfen und zu verachten - der Humanist soll für seine Ideen auch kämpfen, er soll dem Schlechten entgegentreten, er soll die Gestaltung des Menschheitsschicksals in seine Hände nehmen. Der kämpferische, militante Humanismus ist die einzige menschenwürdige Haltung. "Es ist geboten, daß Humanisten streitbar sind und zuschlagen, sooft feindliche Gewalten die Bestimmung des Menschen aufhalten wollen."<sup>2</sup> Auch Montaigne, der Humanist des Geistes greift zum Schwert für die Verteidigung des Gedankens. Es ist die höchste Lehre der Geschichte, daß sich der Humanismus mit Kraft paaren muß, mit bloßen Reformen kann man dauerhaft dem historischen Fortschritt nicht dienen, es ist revolutionäre Gewalt im Interesse der Zukunft notwendig. Das tragische Leben von Henri IV suggeriert die Lehre, daß der Mensch, der sich zu lange von der Gewalt zurückhält, zu lange seinen friedlichen Humanismus zu bewahren versucht, unterliegen wird, denn wenn er zur Waffe greift, kann es schon zu spät sein. "Nur durch die Liebe kann die Welt gerettet werden. In einer Zeit der Schwäche hält man Gewalt für Entschlossenheit. Nur die Starken können es sich erlauben, euch zu lieben, zumal da ihr es ihnen schwer macht. ...selbst die Fremden möchte ich daran erinnern, daß die Menschheit nicht dazu erschaffen ist, ihren Träumen zu entsagen, die nichts anderes sind als wenig bekannte Realitäten. Das Glück, es gibt es. Erfüllung und Überfluß sind in Reichweite. Und die Völker kann man nicht

erdolchen. Habt keine Angst vor den Messern, die man gegen euch aussendet. Ich habe sie vergeblich gefürchtet. Macht es besser als ich. Ich habe zu lange gewartet. Die Revolutionen kommen nie zur rechten Zeit: deshalb muß man sie zu Ende führen, und zwar gewaltsam. Ich habe gezögert, ebensosehr aus menschlicher Schwäche, wie auch weil ich euch schon von hoch oben sah, Menschen, meine Freunde."<sup>3</sup>

Henri IV ist keine utopische Gestalt, kein ewiges Symbol der gesellschaftlichen Revolution, in dessen Gestalt Geist und Tat in harmonischer Einheit immer dem Fortschritt, der Revolution dienen. Nicht seine Taten, seine historische Wirklichkeit sind utopisch, sondern seine Ideen, seine Wünsche, die er von der Zukunft träumt. In seiner Seele lebt der große Plan, der Traum des ewigen Friedens, des harmonischen Zusammenlebens der Völker der Menschheit. Seine historische Rolle ist dagegen authentisch widerspruchsvoll, er dient nicht immer konsequent dem großen Plan, seine historische Wirklichkeit ist eine mit Entwicklungen und Rückfällen belastete widerspruchsvolle geschichtliche Realität. Sein Lebensweg ist schwankend, Kampf und Resignation wechseln in ihm einander ab, sein Humanismus ist weit von einem einfachen Optimismus entfernt.

Der geistige Lehrmeister des Königs ist Montaigne, der große Humanist und Skeptiker. Sein Skeptizismus bringt eine entscheidende Wende in den Ideen des zwischen zwei Religionen schwankenden, mit seinem Glauben ringenden Königs, er läßt ihn sich der revolutionären Bedeutung des religiösen Glaubensskeptizismus bewußt werden. Mit Hilfe des Skeptizismus kann sich Henri über die kleinliche Befangenheit der Religionskriege erheben, und so findet er die zusammenhaltende, eine nationale Einheit und auch eine religiöse Toleranz verkündende Idee. Der Humanismus von Montaigne übt auf die geistige Entwicklung von Henri die größte Wirkung aus, von ihm lernt er das wichtigste Motto des Humanismus. "Die Gewalt ist stark. ... Stärker ist die Güte. Nihil est tam populare quam bonitas... Gutsein ist volkstümlich, nichts ist so volkstümlich wie Gutsein."<sup>4</sup>

Der Skeptizismus von Montaigne bezieht sich aber nicht nur auf die Religion, auf die Intoleranz und auf die Vorurteile, sondern auch auf das ganze Leben, auf die Ziele und Kämpfe und auf die historische Entwicklung des Menschen. Er sieht mit stoischer Ergebung die Welt, er betrachtet alle menschlichen Taten skeptisch. Diese Weltanschauung charakterisiert nicht nur einen der Romanhelden, sondern sie durchdringt auch das Weltbild des ganzen Werkes, es ist also auch der Autor selbst skeptisch. Mornay spricht gleichfalls über die Nutzlosigkeit der Taten, über die periodisch wiederkehrenden Aufstiegs- und Rückfall-Perioden der

Geschichte. "Ich hätte in meinem Eifer für die Religion vergessen, daß unsere Taten uns kaum überleben. Dann fordert man, hat nie genug und will die Freiheit der Gewissen zu ewigem Gesetz erheben. Sie verfällt aber mit uns selbst, und die nächsten müssen sie neu erobern. So will es der Herr der Geschicke."<sup>5</sup> Der Schutz der skeptischen Humanisten gegen den Pessimismus ist die menschliche Haltung, die Tugend, die Mäßigkeit, die Moral und die seelische Harmonie. "Ohne Ehre kein Gewinn. Bleibt ohnedies von unseren Werken nichts, wir hätten sie denn in Ehren getan: davon lebt unser Name fort."<sup>6</sup>

Die Lehrmeister von Henri IV sind die skeptischen Weisen, deshalb verliert er nie das Maß. Er betrachtet auch seine eigenen Taten und Leistungen mit Resignation, er weiß, daß die Leistungen seines Lebens nach seinem Tode vernichtet werden, aber er weiß auch, daß sein Leben den neuen Kämpfen der folgenden Generationen ein Beispiel geben wird, und wenn auch seine konkreten Leistungen untergehen, sein Leben wird doch ein befolgenswertes Beispiel, ein Gleichnis des Humanismus und der Aufklärung sein. "Weiß, aber doch, daß wir geboren sind, die Wahrheit zu suchen, nicht, sie zu besitzen: gerade dies kann nur die jenseitige Macht. ...Halt aber auch die Unmenschlichkeit für das ärgste der Laster, und nichts, sogar die Frau nicht, verehr ich wie die Vernunft."<sup>7</sup> Es ist die Lehre des Lebens von Henri IV, daß der große Plan nicht durchführbar ist, der ewige Frieden ein utopischer Traum der Menschheit ist. Der große Mensch ist kein Verwirklichter des Traumes, sondern er ist sein Träumer, der die Menschheit mit Taten ihren Träumen näherführt. Seine Resignation stammt aus dem Wissen, daß der Traum unausführbar ist, seine Kraft stammt daraus, daß es nur um dieses Traums willen zu leben und zu kämpfen wert und nur dieser des Humanisten würdig ist. Die Erfüllung ist nicht die Sache des Menschen, uns gehört nur der Kampf. In diesem Gedanken befindet sich das Wesen des skeptischen Humanismus.

Der Skeptizismus von Henri Quatre und Heinrich Mann erscheint auch in ihrer Beziehung zum Volk. Umsonst dient der König dem Volke uneigennützig, umsonst kämpft er für das bessere Leben, für die materielle, geistige Entwicklung, für das Wohl seines Volkes, es ist noch nicht reif, den großen Menschen zu verstehen, es wird durch seine niedrigen Antriebe geführt, es verehrt nur die Kraft, die Unterdrückungsmacht, es ist leicht beeinflussbar. Henri rechnet nicht einmal auf die Einsicht seines Volkes, er weiß, daß er für die Zukunft arbeitet und sich aufopfert und seine Zeit erst dann sein Opfer verstehen wird, wenn sie für dessen Empfang reif sein wird. "Wenn ihr mich nicht mehr seht, dann

werdet ihr mich lieben."<sup>8</sup> Seine historische Resignation erstreckt sich von Zeit zu Zeit auch auf die Zukunft, er hält das Bewußtwerden des Volkes geschichtlich nicht einmal für möglich. "Aber wie spät müßte eine Zeit sein, wenn sie den ewigen Frieden erreicht. Immer werden die Völker lenkbar, die Mächtigen begehrlieh bleiben. Wir sind es selbst, daß wir es gestehen, und sperrt man uns die Handelswege, dann hat man Gründe."<sup>9</sup> In diesen Gedanken spiegelt sich die Resignation des bürgerlichen Schriftstellers wider, über den zeitweise der geschichtliche Pessimismus, der Zweifel, die trübe Ahnung der ewigen Unvollkommenheit, Bestialität und Entwicklungsunfähigkeit der Menschheit Herr wird. Mann läßt aber seine Skepsis nicht vorherrschend werden, seine historische Resignation nuanciert nur den Charakter seiner Helden und die Anschauung seines Werkes, sie hat aber keine bestimmende Bedeutung.

Die Resignation und der Kampf des Autors werden durch die Zeit genährt; seine Resignation durch den Sieg und die weltweite Expansion des Faschismus, der die menschenwürdige Zukunft der Menschheit in ihrer Existenz bedroht; sein Kampf durch den Humanismus, der seinen Pessimismus bewältigt und die Möglichkeit eines anderen, kämpferischen, humanistischen historischen Weges für die ganze Menschheit aufweist, "... daß nur ein glückliches Volk das Glück des Staates macht."<sup>10</sup> So lautet das Bekenntnis des Staatsmannes und des Schriftstellers. Dieses Ziel ist eine moralisch-historische Utopie, gleichzeitig ist es jedoch der kategorische Imperativ der Geschichte der Menschheit. "Beide gleichermaßen bewahrten als ihr wahres Bekenntnis den Humanismus, der ein Glaube ist an die irdische Bestimmung des Menschen, vernünftig und tapfer, frei, wohlhabend und glücklich zu sein."<sup>11</sup>

Die Gestalt von Henri IV bedeutet in der realistischen historischen Romanliteratur eine qualitative Wende. Er ist der erste großzügige, kompositorisch im Mittelpunkt des Romans stehende historische Held, der ein positives Beispiel zeigen kann, und der mit seinen in Richtung der Höherentwicklung wirkenden Taten die Grundtendenz des historischen Fortschritts verkörpert. In dieser Tatsache liegt die echte Kraft des Antifaschismus des Autors, wie es auch Georg Lakács in seiner Monographie über den historischen Roman hervorhob. "Hier steht seit langer Zeit zum ersten Male eine zugleich volkstümliche und bedeutende, kluge und entschlossene, schlaue und dabei unerschütterte vorwärtsschreitende, tapfere Gestalt vor uns. Und Heinrich Mann hebt, wie wir gesehen haben, gerade das hervor, daß Henri IV seine Kraft und Geschicklichkeit aus seiner Verbundenheit mit dem Volksleben schöpft, daß er zum Führer des

Volkes geworden ist, weil er die Fähigkeit hat, die wirkliche Sehnsucht der Volksmassen feinfühlig zu erlauschen, tapfer und klug zur Erfüllung zu bringen. Gerade die künstlerische Feinheit dieser Gestaltung trifft den Hitlerkult viel tödlicher als zumeist der direkte Angriff. Denn diese Gestaltung Heinrich Manns deckt den Zusammenhang zwischen Volk und Führer auf, antwortet also - indirekt polemisch - auf die Frage, die die Massen ernsthaft bewegt: was der soziale Inhalt, was die menschliche Wesenheit des Führertums in Wirklichkeit ist. Wenn man diese indirekte Polemik Manns mit seiner direkten Hitler-Satire in der Gestalt des Herzogs von Guise vergleicht, sieht man die politisch größere Durchschlagskraft der künstlerisch höheren Gestaltungsweise."<sup>12</sup> Von den aktuellen politischen Zwecken des antifaschistischen Kampfes her gesehen, verliert der große Plan des Henri IV seinen utopischen Charakter und realisiert sich als ein zu verfolgendes Ziel, als eine zu verwirklichende geschichtliche Aufgabe. In den Plänen von Henri IV wird ein aktuelles und reales politisches Programm umrissen: "Diese Anstrengungen, die an keinen der gewohnten Kriege mehr erinnerten, wurden gemacht und ertragen, damit die unerträglich gewordene Weltmacht niedergeworfen würde - noch vor den Schrecken, die von ihr drohten. Vor der Auflösung Europas und seiner teuren Gesittung: vor dem Umgreifen der Barbarei von der Mitte des Erdteiles her: vor dem Raub, auf lange Zeiten hinaus, an dem Gewissen und Recht der Völker; vor dem neuen Religionskrieg und seinen dreißig Jahren."<sup>13</sup> Der Plan von Henri IV wurde aber nicht erfüllt, er konnte die Reaktion nicht aufhalten, und nach seinem Tode brach der dreißig Jahre lang dauernde Krieg aus. Der Plan des Schriftstellers erwies sich als naiv, er hat Europa vor der Gefahr eines neuen Verwüstungskrieges umsonst gewarnt. Im Jahre 1938 hatte er noch an die Kraft des Völkerbundes geglaubt - "Fünfzehn christliche Dominationen schließen den Bund: und da der Völkerbund eine bewaffnete Macht haben wird, jeden Angreifer zu bestrafen, wird Friede sein."<sup>14</sup> - aber nach einem Jahre brach der II. Weltkrieg aus.

Die antifaschistische Kraft der Henri-Gestalt ist trotz allem unbestreitbar. Seine Regierung ist ein Sieg der Humanität, die große Neuheit seiner Politik ist die Menschlichkeit /"Eauze oder Menschlichkeit"<sup>15</sup>/. Henri IV kämpft für die Einheit der Nation, seine Lebensgeschichte ist zugleich die Geschichte der Emanzipation, der Erstickung der französischen Nation, seine Entwicklung ist die Entfaltung seines nationalen Staates. Der energische humanistische Herrscher gestaltet - erschafft quasi - aus den uneinigen Parteien, Religionsgruppen und gesellschaftlichen Klassen, aus der eigennützigen Masse eine

für einheitliche Ziele kämpfende Nation. Der Bürgerkrieg, den er für die Einheit seiner Heimat führt, eröffnet einen neuen Weg in der Geschichte; die Möglichkeit eines humanen, friedlichen Krieges, in welchem die größte Sorge des Königs die Verschonung des Volkslebens, das Wohl seiner Untertanen ist.

In der Darstellung von Henri IV besteht auch ein weltanschaulicher Idealismus. Heinrich Mann kann sich von der Moralisierung, von der abstrakten, idealistischen Gesellschaftsanschauung des bürgerlichen Denkers manchmal nicht losmachen, wie es auch von Georg Lukács mit Recht kritisiert wurde. "Aber selbst bei Heinrich Mann finden sich Stellen, und zwar nicht unwesentliche, in denen sich der konkrete Kampf zwischen konkreten historischen Mächten zu einer derartigen Abstraktion verflüchtigt."<sup>16</sup> Die Habsburger sind im Roman zeitweise keine Vertreter der historisch konkreten Reaktion, sondern sie sind ewige Feinde des menschlichen Fortschritts, abstrakte Sinnbilder des Hasses, der Antihumanität und der mörderischen Triebe. An einigen Stellen des Romans stehen nicht die gesellschaftlichen Kräfte des Fortschritts den historischen Kräften der Reaktion gegenüber, es erscheinen manchmal keine Klassenverhältnisse, sondern der Kampf zwischen der menschlichen Ratio und der Unvernünftigkeit, zwischen dem Humanismus und dem Antihumanismus, dem abstrakten Prinzip des Hasses. Der Gegner der Entwicklung ist keine historische Klasse, sondern eine "Gattung Mensch", an die Stelle des historischen Klassenkampfes treten "ewige Gegensätze zweier Typen der Menschheit".<sup>17</sup> "Es sind keine Protestanten, Katholiken, Spanier oder Franzosen. Es ist eine Gattung Mensch: die will die düstere Gewalt, die Erdschwere, und Ausschweifungen liebt sie im Grauen und in der unreinen Verzückung. Das werden seine ewigen Gegenspieler sein, er aber ist ein für alle Male der Abgesandte der Vernunft und des Menschenglückes."<sup>18</sup> Die konkrete historische Situation, der Konflikt der Klassengesellschaft wird stellenweise zum Kampf der abstrakten moralischen Gedanken, zum Kampf zwischen Bosheit und Güte, zwischen irrationalem Dunkel und klarer Vernunft. Die Kräfte des Dunkels greifen nicht nur die historischen Klassenvertreter des Fortschritts an, sondern ohne gesellschaftlichen Parteiunterschied spritzen sie ihren Haß gegen die rationalen Humanisten, gegen die Maßhaltenden, gegen die friedliebenden Menschen. Die demagogische Predigt des Pfarrers Boucher - der eine mörderische Karikatur des Nazi-Propagandaministers Goebbels ist - enthüllt treu die moralisierende Maske der politischen Reaktion. Aus seinem Munde klingen sogar die die Klassenkonflikte verbergenden, die Mäßigkeit, die Toleranz und die Humanität hassenden, die Gewalt und den Völ-

kermord verkündenden faschistischen Phrasen glaubwürdig, und kennzeichnen getreu die abstrakte, vernebelnde, mystifizierende Methode der faschistischen Ideologie. Die Darstellung der Kräfte der Reaktion ist im Roman Heinrich Manns vielfarbig nuanciert, historisch authentisch, gleichzeitig auch exemplarisch als ein Gleichnis für die faschistische Reaktion. Katharina von Medici, Herzog von Guise, Philipp II. und die Jesuiten sind zwar verschiedene Menschentypen, aber zugleich sind sie Anhänger desselben Gedankens: sie sind die Vertreter der historischen Reaktion, der aggressiven Eroberungsgier, der geistigen Willkür, des habgierigen Weltherrschaftsdranges.

Ihnen gegenüber kann die riesige Gestalt von Henri IV der moralisch sieghafte, in die Zukunft weisende exemplarische Held des historischen Fortschrittes nur sein, indem der Autor die gegebene historische Wirklichkeit überhöht, seinen Helden idealisiert, mit utopischen, historisch anachronistischen Zügen versieht. Henri IV muß der unheimlich starken und unmoralischen Reaktion gegenüber eindeutig die Güte, die Humanität, die Ratio, den menschlichen und gesellschaftlichen Fortschritt symbolisieren und ihnen zum Siege verhelfen, nur so kann die antifaschistische Kraft und das historische Gleichgewicht des Werkes zu Geltung kommen. Dadurch werden seine konkreten historischen Züge unvermeidlich in den Hintergrund gedrängt, seine abstrakten antifaschistischen Züge erstarken dagegen. Der historische Henri Quatre war der Vertreter des französischen Absolutismus, der gegen die spanische absolute Monarchie durch seine notwendigerweise gewaltsam und blutig entstandene eigene absolute Macht kämpft. Dadurch, und nicht durch die abstrakte Güte des Humanismus, bahnt er den Weg für die Entwicklung, für ein Zeitalter, das zur Revolution führt. Der antifaschistische Schriftsteller will aber nicht den Absolutismus, sondern den Humanismus der Barbarei gegenüberstellen, deshalb ändert er teilweise an den wahren Verhältnissen, deshalb idealisiert er seine Darstellung, und deswegen ist er stellenweise abstrakt moralisierend. Auch Lukács wirft ihm die abstrakte Moralisierung und die Unebenmäßigkeit seines Werkes vor, er leitet aber diese künstlerische Tatsache /die aber kein geistiger Fehler ist/ nicht von der funktionellen werkimmanenten Notwendigkeit, sondern von formalen Gründen ab; er hält sie nämlich für die Folge der biographischen Form. Die inhaltliche Grundlage der biographischen Form glaubt Lukács in der unzulänglichen Kenntnis der bürgerlichen Autoren über die historischen Umstände und Gesetze gefunden zu haben. Aber Lukács stellt so hohe Anforderungen gegenüber dem historischen Roman /eine extensive, totale Gesellschaftsschilderung, eine komplexe Motivierung der historischen Zusammenhänge, ein quellentreues

Gesellschaftsbild/, die nicht einmal die materialistische Geschichtswissenschaft in einem einzigen Werk erfüllen kann.<sup>19</sup> Der Autor strebt nicht nach extensiver historischer Vollständigkeit, sondern nach Erschaffung einer intensiv-totalen Vision der Welt. Das Hauptziel Heinrich Manns ist innerhalb dieser Vision ein Exempel zu geben; dementsprechend ändert er an den Verhältnissen der Geschichte. Von seinem Werk kann über die extensive Vollständigkeit keine Rechenschaft gefordert werden, der Autor hat doch seine sich gestellten Zwecke restlos erreicht.

Die Form des Romans ist scheinbar völlig traditionell, sie folgt dem Ideal des Realismus des vorigen Jahrhunderts. Der Autor tritt aber von Zeit zu Zeit aus der chronologischen Zeitordnung eines realistischen Entwicklungsromans heraus, und erzählt die Zukunft seiner Helden im voraus. Dadurch wird das Schicksal seiner Gestalten mit einer dreiseitigen Zeitdimension von Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft bereichert. Mann spricht manchmal aus seiner Geschichte "hinaus" und fügt den Taten und Gedanken seiner Helden kritische Kommentare hinzu. Es wird durch die moralischen Zusammenfassungen /moralité/ am Ende der einzelnen Kapitel die Form des barocken moralisierenden Staatsromans heraufbeschworen. Dieselbe Wirkung wird durch die große humanistische Rede von Henri IV am Ende des Werkes beabsichtigt, "gehalten von einer Wolke herab"<sup>20</sup>. Diese Szene beschwört das barocke Gemälde von Rubens über Henri Quatre. Der Monolog ist erhaben und ironisch, humanistisch und verfremdend, der würdevolle Abschied des Helden und das antifaschistische Selbstbekenntnis des Schriftstellers gleichzeitig. Die moralischen Belehrungen und der Abschied von Henri werden durch ihre französische Abfassung aus dem konkreten deutschen Medium auch sprachlich hervorgehoben, was den französischen aufgeklärten Humanismus, die Revolution und eine sprachliche Universalität heraufbeschwört. Das Tempo des Erzählens wird durch expressionistische Montagen /aufeinanderfolgende Gedankenreihen von mehreren Personen/, dramatisch gedrängte Dialoge, groteske Szenen stellenweise stürmisch beschleunigt. /Groteske Motive sind die zwerghafte Milchschwester der Marie von Medici oder die fantastische Szene mit dem schwarzen Huhn vor dem Tod von Gabriele./ Heinrich Mann gebraucht auch in diesem Roman seine grotesken, schockierenden, manchmal rohen thematischen und sprachlichen Motive, die von der Wirkung der deutschen expressionistischen Prosa zeugen.

## Anmerkungen

1. Zitiert von A. Kantorowicz: Heinrich Manns Henri Quatre-Romane. In: Sinn und Form, 1951. Nr. 5, S. 40.
2. H. Mann: Die Jugend des Königs Henri Quatre. Die Vollendung des Königs Henri Quatre. Berlin u. Weimar 1970, Bd.2, S. 668.
3. Ebd. Bd. 2, S. 859. /Deutsch von K. Stern/
4. Ebd. Bd. 1, S. 350.
5. Ebd. Bd. 2, S. 409.
6. Ebd. Bd. 2, S. 410.
7. Ebd. Bd. 2, S. 196.
8. Ebd. Bd. 2, S. 342.
9. Ebd. Bd. 2, S. 747-748.
10. Ebd. Bd. 2, S. 479.
11. Ebd. Bd. 2, S. 668.
12. G. Lukács: Der historische Roman. Berlin 1955, S. 373.
13. H. Mann, a.a. O. Bd. 2., S. 810.
14. Ebd. Bd. 2, S. 747.
15. Ebd. Bd. 1, S. 518.
16. G. Lukács, a. a. O. S. 303.
17. Ebd. S. 303.
18. H. Mann, a. a. O. Bd. 1, S. 545.
19. Die Einwendungen von G. Lukács gegen die biographische Form des Romans von H. Mann siehe a. a. O. S. 344-345. 347-352.
20. H. Mann, a. a. O. Bd. 2, S. 857. /deutsch von K. Stern/

ANTAL MÁDL

Goethe und Schiller im Urteil des späten Thomas Mann

Überblickt man das Schaffen des alten Thomas Mann, so rückt immer wieder die Frage nach dem Schicksal und der Wirkung der großen deutschen Persönlichkeit in den Mittelpunkt. Der Faustus-Roman /1947/ und die Nietzsche-Rede von 1947 ergänzen einander, wie letzten Endes bereits Lotte in Weimar /1938/ in diese Richtung zeigt und mit den Goethe-Reden der dreißiger Jahre eine Einheit bildet; im Goethe-Jahr 1949 erreicht dann die Beschäftigung mit Goethe ihren Höhepunkt. Die Schiller-Rede 1955 bedeutet wiederum eine großartige Synthese, aber auch das geplante Drama mit dem Titel Luthers Hochzeit, weist noch auf diesen Themenbereich hin.

Am ausführlichsten hat Thomas Mann ohne Zweifel die Problematik der großen deutschen Persönlichkeit am Beispiel von Johann Wolfgang Goethe behandelt. Seine Annäherung an Goethe geht - wie bekannt - auf frühere Jahrzehnte zurück. Die Novelle Tod in Venedig /1911/ sollte bereits den bejahrten Dichturfürsten in seiner "unnatürlichen" Liebe zu einem jungen Mädchen parodieren, als Beweis einer Art von Affinität dem großen Vorbild gegenüber. Die Venedig-Novelle weicht aber, wie Thomas Mann selbst zugibt, wegen Furcht und Scheu, Goethe unmittelbar als Thema zu wählen, im letzten Augenblick dieser Aufgabe aus.<sup>1</sup> Ein etwas abgewandeltes Bild zeigen uns dann in dem Verhältnis zu Goethe die zwanziger Jahre, was am prägnantesten mit dem Vergleich formuliert wurde, den Thomas Mann Adalbert Stifter in den Mund legt, daß er nämlich auch einer aus Goethes Familie sei.<sup>2</sup> Zur selben Zeit setzt das bewußte Bemühen ein, Goethe als wichtigen Bestandteil des geistigen Erbes Deutschlands zu betrachten, während einige Jahre früher, in den Betrachtungen einer Unpolitischen /1918/ das geistige Dreigestirn noch Schopenhauer, Wagner und Nietzsche hieß. Die dreißiger Jahre brachten dann anlässlich des 100. Todesjahres von Goethe - auch beeinflusst durch den verschärften Kampf gegen den drohenden Faschismus - ein gesteigertes Zuwenden zu dem Weimarer Klassiker. Die Bereitschaft, Goethe als

den Höhepunkt der bisherigen deutschen geistigen Entwicklung zu betrachten ist von nun an bei Thomas Mann unverkennbar.

Der Roman Lotte in Weimar zeigt dann, wie der Vergleich mit Goethe bereits als etwas Natürliches empfunden wird, und die eigene Problematik, die Gefahr der Größe in den Roman Eingang findet. Die Aufgabe, die sich Thomas Mann zu dieser Zeit gestellt hat, den Mythos umzufunktionieren, wird neben dem allgemein-menschlichen Thema des biblischen Joseph auch an dem viel problematischeren deutschen Bereich versucht. Das Ergebnis fiel notwendigerweise etwas zwiespältig aus, denn Thomas Mann fühlte viel mehr als viele seiner Zeitgenossen die Problematik deutscher Größe an sich selbst. Die Lösung mußte, weil er die faschistische Mythenbildung auch bei Goethe verhindern wollte und auch weil er bestrebt war, seine eigene Größe in diese Mythenreihe einzubauen, abkühlend wirken. All dies brachte aber nicht eine Abwendung von Goethe mit sich, sondern nur das Bemühen, ihn tiefer und besser zu verstehen. Die Formulierung, die angeblich Landleute des Konfuzius geprägt haben, und von Goethe selbst ausgesprochen wird, daß nämlich "der große Mann ... ein öffentliches Unglück" sei, rückt immer mehr in den Vordergrund, (VII 748) und an dieser Stelle knüpft Thomas Manns These vom guten und bösen Deutschland, das eins und unzertrennbar ist, sowie dieser folgend auch an eine neue Bestandsaufnahme deutscher Persönlichkeiten der Vergangenheit an. Mit Goethe geschah bereits im Lotte-Roman etwas, was später mit Luther in Doktor Faustus: eine historische Analyse wurde nämlich angestrebt, die Größe anerkennt, sie aber nicht in falsche und unnatürliche Höhe hochgeschraubt, damit sie der Nachwelt nicht zur Last falle.

In den Drei Gewaltigen /1949/ wollte Thomas Mann zum 200. Geburtstag Goethes "ein dreifaches Portrait des großen Mannes deutscher Nation, Luther, Goethe, Bismarck geben. Hier wurde Goethe mit Auszeichnung an den Schluß gestellt" - schreibt er am 3. 9. 1949 an Albrecht Goes. Auch in diesem Brief verteidigt sich Thomas Mann gegen die "geistlichen Herren, die sagen, mein Lutherbild sei ein Hohn auf die historische Wahrheit", und ruft sie auf: sie "sollen mir nur einen unwahren Zug darin nachweisen!"<sup>3</sup> Wie unerbittlich neben Luther auch Goethe, die größte Gestalt deutscher bürgerlichen Vergangenheit, zu neuer Bestandsaufnahme zwingt, bestätigt bereits ein Brief an Karl Kerényi vom 15. 9. 1946: "Ich will Goethe's Kühle nicht verteidigen. Ich verstehe sie allzu gut und habe selbst viel davon. Aber ich weiß, daß Goethe, wie alle unsere Großen, wie Luther, Bismarck, Nietzsche, zwar eine ungeheuere Zierde des Deutschtums, aber, als prägende Macht, doch auch ein

Verhängnis dafür war. In Lotte in Weimar habe ich mich bemüht, das in all seiner 'apprehensiven' Komik zu fühlen zu geben."<sup>4</sup>

Die unmittelbare Nachkriegszeit zwingt Thomas Mann noch mehr zu einer solchen Bestandsaufnahme, was sich ganz besonders in der Gestalt Goethes abzeichnet. Seine These von der Einheit des Guten und des Bösen in einem Deutschland erwies sich als berechtigt, zum Teil bereits in den neuen Entwicklungstendenzen, die trotz aller Versprechungen dem Alten und Bösen doch nicht abschwören konnten oder wollten, zum Teil auch, weil man in einem Übereifer gelegentlich bereit war, mit dem Bösen - da es verbunden mit dem Guten existierte und existiert - auch das Gute zu verwerfen. In diesem Sinne kommt Thomas Mann in den Drei Gewaltigen und auch in einer Goethe-Rede des Jahres 1949 auf diese alte These zurück: "Vor allem wollen wir nicht zu der populären und schon abgeschmackten Unterscheidung zwischen einem 'bösen' und einem 'guten' Deutschland kondeszendieren und das erhabene Geburtstagskind als den Repräsentanten des 'guten' propagandistisch herausstellen. Großes Deutschtum hat von Gutsein so viel, wie Größe überhaupt eben davon haben mag, aber das 'böse' Deutschland ist immer auch in ihm, und den Helden des Tages sehen wir, glaube ich, in wahren Licht, wenn wir den echten und rechten Bruder Luthers und Bismarcks, eine Erscheinung deutscher Gewaltigkeit in ihm sehen -, den olympisch gebildeten Titanen -, es ist ein Wunder!" (XI 272)

Zur Bestandsaufnahme gehört aber auch hinzu, - und das erwies sich als erforderlich - Goethe und auch andere zu verteidigen. An O. Schmitt-Halin schreibt Thomas Mann nach Abschluß des Doktor Faustus: "Was Sie mir von der 'bilderstürmerischen' Bewegung in Deutschland erzählen, dem zerknirschten Antiromantismus, hat freilich sein Klägliches. Es liegt viel Mißerfolgsanbeterei in dieser Perhorreszierung von Werten, an denen, wenn Deutschland den Krieg nicht verloren hätte, die Welt hätte genesen sollen. Warum nicht gleich Beethoven verpönen? Mit ihm begann doch die 'Ausdrucksmusik', und er ist der Sündenfall der Musik aus dem Himmlischen ins Menschliche. Man soll solche seelengeschichtlichen Entwicklungen und Verhängnisse doch ehren, eingeschlossen den zweideutigen Mythiker Wagner, der viel herrlichste Musik geschrieben hat. Jetzt wird gegen Luther, Friedrich, Bismarck, Nietzsche, Wagner, womöglich auch gegen Goethe geeifert. Will man seine Geschichte, sein Deutschtum abschütteln? Es steckt viel Wahres und Gutwilliges, aber auch einige Erbärmlichkeit in dieser Selbstgeißelung und Verleugnung deutscher Größe, die allerdings unter allen Größen die verfänglichste ist. 'Erbärmlich' gebrauchte ich ganz im Wortsinne. Man muß zugeben,

daß die Deutschen in einer erbarmungswürdigen Lage sind. ... Sie kompensieren sie durch strammen Neu-Nationalismus." <sup>5</sup>

Diese neue Bestandsaufnahme führt bei Goethe zu manchen neuen Zügen bzw. zur Herausbildung bisher nur schwächer angedeuteter Eigenschaften der Persönlichkeit oder des Werkes. Er wird - und das muß vor allem betont werden - zwar in die Reihe von anderen deutschen Größen gestellt, diesen jedoch nicht angeglichen. Eine Art von Synthese oder der Weg der Mitte, das frühere Goethebild, wird auch jetzt beibehalten. Goethes "Verwandtschaft" mit Luther ist aber eine neue Erkenntnis von Thomas Mann: "Sein Luthertum ist tief und echt, eine nationalpersönliche Verwandtschaft, ein Wiedererkennen ist da im Spiele. Er nimmt als Jüngling die Bibel-Übersetzung in den 'Faust' auf und hielt allezeit Luthers Sprachwerk, dessen Erbe und verfeinernde Fortentwicklung er war, in hohen Ehren, indem er hinzufügte 'Nur das Zarte darin hätte ich allenfalls besser gemacht'." (X 704) Da aber Goethe wesentlich mehr war in seiner Größe als Luther, und diese Größe sich nicht im Extremen äußerte, sondern gerade in der Synthese, wird bei Thomas Mann auf Goethes Luthertum, auf sein Verhältnis zur Religion näher eingegangen, und so ergibt sich, daß dieses echte Luthertum, "sein Protestantismus ... nicht ganz zuverlässig" war. (X 704) Er betrachtet "den Protestantismus als eine Art von Versöhnung ... Das klingt wirklich, als sei der Protestantismus nur eine Adapterierung des Christentums an das germanische Heidentum - von dem allerdings eine Menge in Goethe lebendig war, und für das er es an offenen und herausfordernden Bezeugungen nicht hat fehlen lassen. Wir haben sie alle im Ohr. Er hat sich einen 'dezidierten Nichtchristen' genannt". (XI 518-519)

Goethe, der zwar ein echtes Luthertum hegt, ist also gleichzeitig auch auf religiösem Gebiet mehr als Luther, denn er strebt eine Synthese an, er will nicht durch Religion absondern, das spezifisch Deutsche schaffen und von der übrigen Welt isolieren, wie dies Luther tat, sondern im Gegenteil, er will eine Synthese herstellen. Thomas Mann versucht auf diese Weise herauszuarbeiten, wie sehr Goethe, zwar ein Kettenglied deutscher Größen, nicht einfach ein Nachfahre lutherscher Größe war, sondern schon in der Reformationszeit seinen Vortyp neben Luther gleichzeitig auch bei dessen Gegenpartner, bei Erasmus fand. Thomas Mann entdeckt auf diese Weise in der geistigen Ahnenreihe Goethes auch Erasmus, und meint: "Die beiden Zelebritäten ihrer Epoche zusammenstellen, die "Ähnlichkeit ihres Verhaltens zu der Zeit zu beobachten, in die sie gestellt waren, hat größten Reiz. Aber der Bewunderung für den entzückenden Ironiker des 'Lobes der Torheit' ist der

Vergleich nicht günstig. Wie seine im Literarischen aufgehende Feinheit, seine hochberedete, aber dünnstimmige Geistigkeit abfällt gegen die Wucht und Getriebenheit, die bäurische Erdkraft und gewaltige Volkshaftigkeit seines Zeitgenossen Luther, so fällt sie ab gegen die gebildete Natur Goethes, der Erasmus war und Luther dazu, der eine Vereinigung des Urbanen und des Dämonischen darstellt, wie sie in so gewinnender Größe kein zweites Mal vorgekommen ist in der Geschichte der Gesittung; in dem das Deutsch-Volkhafte und das Mediterran-Europäische zu vollkommen zwangloser und einleuchtender Synthese werden, einer Verbindung, die im Wesen dieselbe ist, wie die des Geniehaften mit dem Vernunftvollen in ihm, des Geheimnisses und der Klarheit, des Tiefenlautes und des geschliffenen Wortes, des Dichters und des Schriftstellers, der Lyrik und der Psychologie. So ist in seiner Existenz etwas wundervoll Beispielhaftes, dem Erasmus' Bildungsfürstlichkeit in all ihrer Erlauchtheit nicht gleichkommt; etwas Mustergültiges zumal für den Deutschen, denn das Ideal der Deutschland erfüllt sich in ihm - man möchte hinzufügen: das Ideal des Menschen." (X 690-700)

Eine Ähnlichkeit und gleichzeitig auch ein wesentlicher Unterschied wird bei Goethe nicht nur im Vergleich zu Luther hervorgehoben. Auch sein Einbau in die gesamte geistige Entwicklung Deutschlands geschieht auf ähnliche Weise. Die Relativierung der Größe ist hier noch mehr geboten, denn von der Goetheschen Höhe, ohne daß eine Mythenbildung entsteht, muß der Weg zur Gegenwart, zu Deutschlands unheilvollem und selbstverschuldetem Schicksal gefunden werden. Die Problematik wird dementsprechend auch nicht allein und ausschließlich auf die Größe an sich verlegt, sondern auf die spezielle deutsche Situation, in der sich die Größe befindet: "Denn während die Helden und Häupter anderer Nationen den stolzesten Erhebungen eines Gebirgesstockes gleichen, dessen Durchschnittshöhe sie jedoch nicht in unvergleichlicher, ihre Umgebung tief zurücklassender Weise überragen, sind die großen Männer deutscher Nation wie Bergkolosse, die sich in erdrückender Imponanz unvermittelt aus der Ebene erheben und dadurch überdimensioniert, ja als die eigentlichen Beispiele irdischer Größe überhaupt erscheinen." (XI 267) Der Spruch der Chinesen: "Der große Mann ist ein öffentliches Unglück" gilt also für die Deutschen auf eine ganz besondere Weise. "War Luther kein öffentliches Unglück?" - fragt Thomas Mann in einem Brief an Maximilian Brant. - "War Goethe keines?" Und hier folgt dann sofort eine Eingliederung der beiden in die weitere Linie deutscher großer Männer: "Sehen Sie sich ihn genau an, wieviel von Nietzsches

Immoralismus schon in seinem naturfrommen Antimoralismus steckt!" Der Unterschied, weshalb Goethe es mehr zu einer Synthese bringen konnte, liegt auch nicht allein in seiner Persönlichkeit: "Damals konnte alles noch schön, heiter und klassisch sein. Dann wurde es grotesk, trunken, kreuzleidvoll und verbrecherisch. Das ist der Gang der Zeit, der Gang des Geistes, der Gang des Schicksals."<sup>6</sup> Auf dieser Grundlage, daß also die Zeitverhältnisse es Goethe ermöglichten, noch anders zu sein, als später Nietzsche es war, wurde auch bei dem Klassiker nicht verschwiegen. In den Drei Gewaltigen wird so Goethe zwischen Luther und Bismarck in eine Reihe gestellt, und mit letzteren in der antiideologischen Haltung verglichen, zu einem Aristokraten und zu einem Tory der Politik gemacht: "Laßt es nur so sein, auch am Geburtstag: Er war gegen Pressefreiheit, gegen das Mitreden der Masse, war überzeugt, daß 'alles Gescheite in der Minorität' sei und hielt es offen mit dem Minister, der gegen Volk und König seine Pläne einsam durchgeführt." (XI 274)

Auch weitere Eigenschaften dieser besonders gefährlichen deutschen Größe verschweigt Thomas Mann bei der Gestalt Goethes nicht. Vor allem wird ihm ein Egoismus vorgeworfen, der sich zum Beispiel in der Form manifestierte, daß er immer unpäßlich war, wenn ihm etwas Unangenehmes zustieß. Er beteiligte sich nicht an Schillers Begräbnis und war auch nicht anwesend, als seine eigene Frau beerdigt wurde. Thomas Mann stellte auch verallgemeinernd fest: "Er war immer unpäßlich, wenn etwas bevorstand, was ihn zu sehr hätte bewegen können."<sup>7</sup> Zu dieser Haltung gehört auch Goethes Individualismus, der ihn von den Massen zurückhielt. So betrachtet er zum Beispiel seine Werke als nicht für die Massen geschrieben. Diese Eigenschaften können bei Goethe aber auch in das Gegenteil umschlagen. Sein Werther ist das populärste Buch der ganzen Epoche, und er erklärt auch: "Wer aber nicht eine Million Leser erwartet, der sollte überhaupt keine Zeile schreiben"! (XI 517)

Die Differenziertheit, oder anders formuliert, die Dialektik von "Gut" und "Böse" in einer Person, wird von Thomas Mann in diesen letzten Jahren vor allem in den Reden zum 200. Geburtstag Goethes in der Form zum Ausdruck gebracht, daß zwischen der Wirkung der Person auf die unmittelbarsten Zeitgenossen und dem Fortwirken des Werkes auf die spätere geistige Entwicklung Deutschlands distanziert wird. Von den Zeitgenossen gibt er zu, daß einige "diese gewaltige Persönlichkeit" als "ein Licht und eine Beglückung" empfanden, andere aber "an dem Egoismus" (XI 497) gelitten haben. Und wie sich dieser "letzte Repräsentant und geistige Gebieter Europas" und seine Größe "mit Demo-

kratie verträgt", war ein großer Versuch Thomas Manns, denn vom "Absolutismus und persönlichen Imperialismus hatte Goethes majestätisches Alter viel, der Druck dieses Alters auf alles, was neben ihm auch noch leben wollte, war schwer, und nicht nur Nymphenklage um den großen Pan wurde bei seinem Tode laut, sondern auch ein deutliches 'Uff'." (XI 512-513)

Bei Goethe - nicht so sehr in seinen einzelnen Taten, sondern in seinem Gesamtverhalten, das sich meistens in seinen großen Werken manifestierte - überwiegt das Positive, das Bekennende zur Menschheit, und drängt das isolierende Deutsche zurück. So sieht es jedenfalls Thomas Mann, der in Goethe vor allem "sein gutwilliges Verhältnis zum Leben und seine Ablehnung des poetischen Untergangs als einen demokratischen Zug" erkennt, der den "deutsch-romantischen Todeskult" ausschließt und eine "Lebensfreundschaft" verkündet, "um derentwillen das demokratische Europa ihn für sich in Anspruch nimmt." (XI 508-509) Letzteres konnte und kann umso leichter möglich sein, da ja das Wesentlichste in ihm "der Ausdruck seines persönlichen Zuges ins Weltweite" war. "Gelegentlich spricht er von einem 'Freihandel der Begriffe und Gefühle', was einer charakteristischen Übertragung liberal-ökonomischer Grundsätze auf das geistige Leben gleichkommt. Das neunzehnte Jahrhundert spricht daraus, das Jahrhundert der Ökonomie und Technik, in das der Sohn des achtzehnten ein Menschenalter weit hineinlebte, und das er bis weit über die Grenzen ... des Jahrhunderts selbst hinaus, bis in nachbürgerliche Zeiten hinein verstand und seherisch ankündigte." (XI 523)

Besonders seine zwei bedeutendsten Werke, Faust und Wilhelm Meister, zeigen die moralisch-politische Entwicklung, die er durchgemacht hat. Wilhelm Meister verwandelt sich so nach Thomas Manns Meinung von einem Theaterroman, in dem ein junger Theaterenthusiast, "der nichts beabsichtigt hatte, als die Welt dionysischer Zigeuner, die Kulissenwelt zu schildern, wie sie noch nicht geschildert worden war ... in einen sozialen Problemroman großen Stils". (XI 524) In diesem Werk geht dann auch Goethe - nach Thomas Manns Meinung - weit über das Bürgerliche hinaus und ist auch bereit zur Entsagung und Selbstüberwindung. Er verzichtet auf seine vorher verkündete "individualistische Humanität", "auf das Ideal privatmenschlicher Allseitigkeit" und proklamiert ein Zeitalter der Einseitigkeit, das durch gegenseitige Ergänzung zu echter Allseitigkeit, zu echter Humanität werden soll. Thomas Mann glaubt bereits 1948 dies bei Goethe folgendermaßen erkennen zu können: "Das Ideal privatmenschlicher Allseitigkeit wird

fallengelassen und ein Zeitalter der Einseitigkeit proklamiert. Das Ungenüge am Individuum ist da, das heute herrscht: Erst sämtliche Menschen vollenden das Menschliche, der Einzelne wird Funktion, es kommt darauf an, was durch ihn für die Kultur zu leisten ist, der Begriff der Gemeinschaft tritt hervor, des 'Bandes', der Kommunität, und der jesuitisch-militaristische Geist der 'Pädagogischen Provinz', musisch durchheitert wie er ist, läßt vom individualistischen und 'liberalen', vom bürgerlichen Ideal kaum etwas übrig." (X 710) Goethes Faust und sein Wilhelm Meister drücken letzten Endes eine soziale Utopie aus (Vg. XI 499), und diese verwirklichen zu helfen oder jedenfalls in diese Richtung zu wirken, war nach Thomas Mann Goethes letztes Ziel: "Nie hätte er sich dazu hergegeben, gegen ein Neues, das kommen wollte oder schon da war, überalterte und schon heuchlerisch gewordene Ideale auszuspielen, denn er wußte, daß sich die Welt beständig erneuert, und hat sich den Namen eines Konservativen, der nur das Bestehende bewahren wolle, schönstens verboten, denn vieles, was bestehe, sei gar dumm und schlecht, und was im Jahre 1800 vernünftig gewesen sei, das könne 1850 sträflicher Unsinn sein. Er hat gerufen: 'Entzieht euch dem verstorbenen Zeug, Lebendiges laßt uns lieben!' Und seiner Weisheit letzter Schluß heißt: 'Es gilt im Grunde doch nur: vorwärts!'" (XI 500)

Dieses Verhältnis zum Neuen scheint für Thomas Mann bei Goethe am wichtigsten und entscheidendsten gewesen zu sein, das bei allen negativen Mahnungen einer deutschen Größe doch überwogen und im besten Sinne einen 'Übermenschen' zustande gebracht habe. Noch mehr ist es dieses Verhältnis, das Tomas Manns Bestandsaufnahme bei Schiller bestimmt. Auch in der Zeitfolge scheinen beide, wie sie ihm im letzten Lebensjahrzehnt Thomas Manns noch einmal durch ihre Geburtstagsfeiern vorgeführt werden, eine Tendenz zum Ausdruck zu bringen. Für Goethe bleibt dabei die Möglichkeit einer vielseitigen Synthese erhalten, der er bereits durch seine Humanität im traditionellen Sinn große Verständnisbereitschaft entgegenbringt. Für die weitere Zukunft wird dabei vor allem aus seinen Werken die neue Idee der nachbürgerlichen Humanität entdeckt, wobei die allgemeine Zustimmung zum Vorwärtsschreiten das wichtigste bleibt. Bei Schiller wird - im letzten Lebensjahr Thomas Manns unter wesentlich veränderten Verhältnissen in Deutschland und auch in der übrigen Welt - das Augenmerk in eine andere Richtung gelenkt. Die menschliche Freiheit in der Auffassung Schillers, die als Grundmotiv seiner Dichtung hervorgehoben wird, bekommt wieder neue Wichtigkeit für den späten Thomas Mann. (Vgl. X 765)

Die Konfrontation der beiden ist dabei innerhalb der Bestandsaufnahme immer ein wesentliches Motiv. Ihr Verhältnis zur Revolution wird aber erst jetzt im Vergleich zueinander auf eine treffende Weise formuliert. Die Französische Revolution war für Goethe ein Weltereignis, das ihn bereits um sein Schaffen gebracht hat, wobei sein Werther eigentlich eine "prophetische Fühlung" der Ereignisse war. Als es aber zur Revolution kam, wollte er in der Wirklichkeit nicht das, was er "im Gefühle gewollt" hatte. (XI 514) "Die konservative Liebe zum Volkselement, wie Goethe sie kannte und hegte, ist etwas anderes als die ideelle und revolutionäre Liebe zur Menschheit, die Schillers pathetische Sache war, und die seine Art von Volkstümlichkeit bestimmte, indem sie ihn zum Sänger eines politisch emanzipierten, die ökonomische Freiheit erobernden Bürgertums machte. Goethe hatte davon nur das Wissen, nicht die Begeisterung: ein neutrales Bescheidwissen, das ihn 1792, nach der Entscheidung von Valmy, dem Siege der Revolution über die alten Mächte Europas, zu seiner militärischen Umgebung sagen läßt: 'Von hier und heute beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.'

'Der König flieht, der Bürger triumphiert' - er wußte es, und willigte mehr darein, als daß er es begrüßte." (XI 522).

Noch mehr als durch das Verhältnis Goethes Revolution rückt Thomas Mann durch Schiller an die Aktualität heran, wenn er die Weltkonstellation und im Zusammenhang damit die Frage des Friedens oder des Krieges berührt. Schiller wird zwar in die Kettenreihe deutscher Größe eingebaut, doch vor allem im Zusammenhang mit Goethe. Die These über das gute und böse Deutschland wird an ihm eigentlich kaum "strapaziert". Er wird umgekehrt gerade als das Vitamin bezeichnet, das unsere Zeit nötig hat. Dies betont bereits ein Brief an Hans Reisinger vom 22. 1. 1955, und dasselbe finden wir dann auch in der Schiller-Rede: "Wie wohl ein Organismus kränkeln, ja siechen mag, weil es seiner Chemie an einem bestimmten Element, einem Lebensstoff, einem Vitamin mangelt, so ist es vielleicht genau dies unentbehrliche Etwas, das Element, 'Schiller', an dem es unserer Lebensökonomie, dem Organismus unserer Gesellschaft kümmerlich gebricht." (X 794) Die Gefahr des neuen Krieges hört Thomas Mann aus Schillers Horen, und mit Schillers ästhetischem Programm erwünschte er sich "die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen". (X 795) Es ist auffallend, wie weit Thomas Mann in der Aktualisierung Schillers für die eigene Zeit geht, und es spricht auch für Thomas Manns gelegentlich naiv, aber sehr ernst gemeinte Auffassung, wenn er in den

Göttern Griechenlands neben der Stellungnahme für die Menschenwürde in der Formulierung - "Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst" - vom "sozialistischen Materialismus" spricht, was er dann selbst für etwas zu gewagt befindet. (X.732)

Diese letzte Bestandsaufnahme über Goethe und Schiller verhilft Thomas Mann am Ende seines Lebens auch zu der Synthese, die er Zeit seines Lebens im langwierigen Ringen mit sich selbst immer angestrebt hat. Das Vitamin Schiller und die moralisch-politische Haltung Goethes verhalfen ihm im positivsten Sinne zu einer solchen Gesamtschau deutscher Größe. Eine übernationale Haltung, die über deutsche Enge hinausstrebte, war ihnen gemeinsam. "Allmenschliche Repräsentanz" also, Humanität statt "formaler Geschlossenheit im Nationalen" - wie es am Ende der Schiller-Rede heißt, gilt für beide. Auch die bereits 1949 auf Goethe geprägte Charakterisierung des Genies, das alles für natürlich empfindet, was ihm an Erfolgen zukommt, aber immer auch gewillt ist, "sich das Seine zu verdienen", (X 686) trifft ebenfalls für beide zu. Die Genialität spricht er beiden gleich zu, aber nicht im dionysischen Sinne, sondern im Sinne erarbeiteter Größe, und auch seine eigene betrachtete er als eine solche. Trotz aller Gegensätzlichkeit, die er bei zahlreichen Versuchen früher den beiden zugeschrieben hat, wird jetzt vor allem von Brüderlichkeit gesprochen. Ihr gemeinsames Erziehungsprogramm und ihre Verpflichtungen einer Humanität gegenüber werden vom alten Thomas Mann nach dem zweiten Weltkrieg, als er sich zu einer Neuwertung der ganzen deutschen Vergangenheit gezwungen fühlte, wesentlich höher geschätzt denn je. Bei diesem Maßstab tritt der längst entdeckte und wiederholt erklärte Unterschied zwischen Goethe und Schiller als unwesentlich in den Hintergrund. Ihre Bindung an eine "deutsche Mitte", die gleichbedeutend ist mit einer Aufrechterhaltungsmöglichkeit des Deutschtums, mit einer deutschen Zukunft überhaupt, nimmt jetzt den wichtigsten Platz ein. Die Feststellung, daß in beiden Dichtern die Verpflichtung der Gemeinschaft gegenüber aus der innersten Haltung kam, erwies sich als das wichtigste. Diese Art innerer Haltung war allein geeignet, den Weg auch über die beiden Protagonisten des Faustus-Romans hinauszufinden in eine Zukunft, ohne Sackgasse.<sup>8</sup>

## Anmerkungen

1. Vgl. dazu H. Kessler: Tagebücher 1918-1937. Hrsg. von W. Pfeiffer-Belli. Frankfurt a. M. 1961, S. 763.
2. Vgl. in Pariser Rechenschaft /1926/ folgende Stelle: "Hat nicht Stifter gesagt, er sei kein Goethe, aber er sei einer von seiner Verwandtschaft? Bin ich noch gegen Stifter ein Nichts, oder bin ich soviel gegen ihn, daß auch ich in vertieften Stunden Familiensinn pflegen darf?" /Th. Mann: Gesammelte Werke. Berlin: Aufbau-Verlag 1955, Bd. 12, S. 30. - Im weiteren werden bei Zitaten aus den Werken Th. Manns der Band mit römischer und die Seite mit arabischer Zahl unmittelbar im Text angegeben./
3. Th. Mann: Briefe 1948-1955. Hrsg. von E. Mann. Frankfurt 1965, S. 100.
4. Th. Mann - K. Kerényi: Gespräche in Briefen. Zürich 1960, S. 142.
5. Th. Mann: Briefe 1948-1955. A.a.O. S. 13.
6. Th. Mann: Briefe 1937-1947. Hrsg. von E. Mann. Frankfurt a.M. 1963, S. 581.
7. Th. Mann: Briefe 1948-1955. A.a.O. S.352.
8. Vgl. I. Metzler: Dämonie und Humanismus. Funktion und Bedeutung der Zeitblomgestalt in Thomas Manns Doktor Faustus. Essen 1960, S.63.



KARL MOLLAY

Die Antrittsvorlesung des ersten Professors  
für deutsche Sprache und Literatur  
in Ungarn

1. Im Jahre 1784 faßte der Staatsrat in Wien "Zu mehrerer Fortpflanzung der deutschen Sprache in Hungarn" den Beschluß, an der Pester Universität einen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur zu errichten. Auf Grund einer mündlichen und schriftlichen Bewerbung wurde zum ersten außerordentlichen Professor der Pester Universität der Magister Leopold Alois Hoffmann (1748-1806) aus Wien bestellt; der Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Budapester Universität kann also am 31. Oktober 1984 das 200jährige Jubiläum seines Bestehens feiern.

Wenn auch der erste Professor für deutsche Sprache und Literatur von der Philosophischen Fakultät erst am 4. Dezember 1785 unter ihre Doctores aufgenommen wurde, hielt Leopold Alois Hoffmann bald nach seiner Ernennung seine Antrittsvorlesung, die noch im selben Jahre in Pest im Druck erschien: "Erste Vorlesung beim Antritt des öffentlichen Lehramts der deutschen Sprache und Litteratur, an der königl. Universität zu Pest gehalten von Leopold Alois Hoffmann. Gedruckt mit Trattnerischen Schriften. 1784":

2. "Meine Herren

Wir beginnen heut gemeinschaftlich ein Unternehmen, das Ihre ganze Aufmerksamkeit und die eifrigsten Bemühungen Ihres vielversprechenden Fleißes verdient...

Ich brauche Ihnen die Willensmeinung unsers allergnädigsten Herrn und Monarchen nicht ausdrücklich zu verkündigen, die Willensmeinung nämlich: in Ihrem Vaterlande einer Sprache manche glückliche Fortschritte zu verschaffen, die ihrer ausgezeichneten Vorzüge wegen es gewiß verdient, wenigstens von dem edleren und besseren Theile Ihrer Nation geschätzt und geliebt zu werden. Diese Willensmeinung wird Ihnen bereits erklärt worden sein. Durch sie habe ich die Bestimmung, an diesem Orte mit Ihnen zu reden; durch sie wird mir das Vergnügen, hier

eine zahlreiche Versammlung von Patrioten zu sehen, die aufgeklärt genug sind, um nach reifer Ueberlegung jedem unruhlichen Vorurtheil standhaft zu entsagen - die sich überzeugt haben, daß die Quelle der Kenntnisse und der Wahrheit nie reichlich genug eröffnet werden kann - und daß nur der Fürst sein Volk ohne Rücksicht auf eigenes Interesse liebt, welcher ihm die meisten und zweckmäßigsten Mittel an die Hand giebt, immer reicher und reicher an Wissenschaften zu werden.

Dies Bewußtsein, daß Sie Meine Herren so denken, daß Sie sich so überzeugt haben, muß mich mit dem süssesten Trost erfüllen; es macht die Aussicht in das weite Feld unsrer künftigen Bemühungen so reizend, daß wir nicht fürchten dürfen, durch irgend ein Hinderniß auf unserm Wege aufgehalten zu werden. Noch mehr: Ich bin durch eben dieses Bewußtsein der Mühe überhoben, ausführlich von der Absicht zu sprechen, welche unsern weisen und gütigen Monarchen bewog, die deutsche Sprache in Ihrem Vaterlande mehr auszubreiten. Sie haben sie schon erkannt diese Absicht; Sie haben sie geprüft, und ihr Eifer, mit welchem Sie heut das erstemal an diesen Ort gekommen sind, ist der deutlichste Beweis, daß diese Ihre Prüfung mit Nachdenken, ohne Vorurtheil, mit männlicher Ueberlegung geschehen ist...

Lassen Sie uns aber, um unserm Zwecke näher zu kommen, einen anderen Gegenstand aufsuchen, der es mehr fordert, daß wir ihm die erste Stunde unsrer Arbeit und unsre vorzügliche Aufmerksamkeit widmen. Wer irgend ein großes Geschäft unternimmt, muß sich, ehe er mit Ernst Hand an das Werk legt, zwei wichtige Fragen voraus beantworten. Wir Meine Herren sind in diesem Falle. Unsere Fragen sind folgende:

Welche Vortheile gewinnt derjenige, welcher sich in der deutschen Sprache zu bilden sucht?

Wie muß er sich bilden, um wirkliche Vortheile zu gewinnen?  
Wir wollen sie in Kürze zu beantworten suchen.

\* \* \*

Es ist die Eigenschaft jeder Sprache überhaupt, daß sie nach Verhältniß und Umständen zweifache Vortheile verschaffen kann: politische und wissenschaftliche.

Die Erfahrung muß es lehren, daß jene Nation, welche die Sprache ihrer Nachbarn kennt, sie versteht, und eine gebildete Fertigkeit darin gewonnen hat, sich vieles von dem Nationalwohlstand und den Nationaltugenden dieser Nachbarn eigen machen kann. Sie wird, diese Nation, im Stande sein, das Gute und Böse in Charakter und Handlungen,

das Nützliche und Fehlerhafte in politischen Anstalten, die Ordnung oder Verwirrung in öffentlichen Geschäften zu bemerken, und für sich erspriesliche Anwendungsregeln daraus zu ziehen. Die Sprache ist das festeste Band, verschiedene Nationen in Freundschaft und Zutrauen mit einander zu verbinden; die Sprache macht die Gemüther gegenseitig gefälliger, schließt sie gegeneinander auf, stiftet Offenherzigkeit und hebt das Misstrauen auf.

Schon diese Vortheile, welche durch Gemeinschaft der Sprache überhaupt und ohne besondere Beziehung erworben werden, sind hinreichend, den philosophischen Patrioten zu überzeugen, daß es eine der wohlthätigsten Anstalten für ein Land ist, wenn ihm Mittel verschafft werden, sich in der Sprache der Nachbarn bis zum möglichsten Grade der Vollkommenheit zu bilden.

Aber lassen Sie uns nicht bloß diese allgemeinen Vortheile erwägen! lassen Sie uns auch jene beobachten, welche in der besondern Beziehung auf Ihr Vaterland, in besondrer Rücksicht auf die deutsche Sprache diesem Ihrem Vaterlande zuwachsen können.

Wir wissen, daß Ihr Vaterland und die deutschen österreichischen Staaten dem nämlichen Monarchen dienen; daß dieser Monarch der allgemeine Hausvater dieser Provinzen und dieser Nation ist. Dieses muß uns auf die Betrachtung führen: Ob Ihr Vaterland sowohl als die übrigen österreichischen Staaten nicht mancherlei politische Vortheile gewinnen, wenn sie künftig nicht mehr bloß allein durch eine gemeinschaftliche Regierung, sondern auch durch die Sprache, enger verbunden sein werden?

Ich werde Ihnen meinen Beifall zeigen Meine Herren wenn Sie diese Frage nicht sogleich mit einem entscheidenden Ja beantworten. Es wird ein Beweis Ihres reifen und männlichen Nachdenkens sein, wenn Sie sich heirinnfalls auf den Erfolg bescheiden; wenn Sie mit kluger Mäßigung die daher erwachsenden Vortheile erst erwarten und sehen wollen, ehe Sie zu voreilig ihr Dasein behaupten. Ein weiser Mann glaubt nicht, ehebevor ihm nicht Ueberzeugung gegeben worden ist. Aber nichtsdestoweniger beschäftigt er sich mit Muthmaaßungen, mit Abwägung der Wahrscheinlichkeit, mit Prüfung der vorliegenden Aussichten. In dem Falle, worinn wir uns befinden, würde er dieses um so mehr thun, da die Muthmaaßung und Wahrscheinlichkeit des Besseren das stärkere Gewicht auf ihre Seite zieht. Es würde sich leicht, und besonders durch den deutschen Fingerzeig der Geschichte und durch die Beobachtung andrer Staaten zu der Behauptung leiten lassen: daß die durch gemeinschaftliche Sprache näher verbundenen ungarischen und österreichischen Staaten an

gegenseitigem Wohlwollen, an inniger Freundschaft sehr viel gewinnen müßten: Noch zuversichtlicher aber wird er glauben, daß die öffentlichen Geschäfte eine glückliche Vereinfachung und eine Leichtigkeit erhalten werden, welche für die beiderseitigen Nationen nicht anders als sehr wünschenswerth und heilsam sein können. Es wird ihm ferner einleuchten, daß der gegenwärtige Handel an Thätigkeit, an Ausbreitung, an Wohlstand ungemein zunehmen muß, wenn die Handlungsinteressenten durchaus in einer gleichen Sprache ihre Geschäfte betreiben. - Alles dieses zusammengenommen, wird er es fast wagen, ein glücklicher Prophet für beide Nationen zu werden, und mit patriotischer Wärme alle seine Mitbürger aufzufordern, daß sie nichts versäumen, alle diese Vortheile im reichsten Maas sich eignen zu machen.

Doch sind es auch diese Vortheile noch nicht allein, welche das Studium der deutschen Sprache Ihrem Vaterlande schaffen kann. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen oben nebst den politischen, die wir bereits betrachtet haben, auch wissenschaftliche nannte. Lassen Sie uns dies ebenfalls etwas bedächtiger untersuchen?

Der Hauptvorzug, dessen sich eine Sprache in Absicht auf wissenschaftlichen Nutzen rühmen darf, besteht in dem Werth, und zum Theil auch in der Anzahl ihrer mancherlei Schriften. Der herrschende oder abnehmende Einfluß einer Sprache steht mit ihrer zu- oder abwachsenden Vervollkommnung und Kultur jederzeit in einem gleichen Verhältniß. Und dies ist, warum man einer solchen Sprache nicht leicht seine Achtung versagen kann, die nicht nur die besten Köpfe der Nation in einem rühmlichen Wettstreit der fleißigen Bearbeitung erhält, sondern die auch zugleich die gründlichsten und nützlichsten Werke in jedem Fach menschlicher Kenntnisse aufzuweisen hat.

Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, daß er nach Ausbildung seiner Anlagen, nach Erweiterung seines Wissens strebe. Ein solcher Trieb ist die Neugierde; das Kind fühlt ihn, und der Mann vermag nicht, ihn zu entkräften. Ihm dankt die weiser gewordene Menschheit alles, was sie besitzt. Gewerbe, Künste, Wissenschaften sind sein Werk. Er ist es, der Menschen zu Menschen gesellen hilft, der dem Unwissenden Belehrung, dem Forschenden Licht, dem Fleißigen Gewinn verschafft. Durch ihn gelangen die Menschen zur edelsten ihrer Bestimmungen: zur Erkenntniß der Wahrheit...

Einer solchen edlen und wohlgeordneten Neugierde kann ich aber den reichlichsten Gewinn versprechen, wenn sie nach vorläufig eingeholt richtiger Sprachkenntniß das Studium der besseren deutschen Schriftsteller zu ihrem Lieblingsgeschäft macht, wenn sie in deren

vortreflichen Werken Wahrheit und Schönheit aufsucht. - Ich getraue mich nicht, oder vielmehr, ich finde es überflüssig, mit ausdrücklichem Lobe von diesen Werken zu sprechen. Ich darf mich auf jene Ihrer Mitbürger und Landsleute berufen, welche bereits durch eignen Fleiß die deutsche Litteratur von der verdienstlichen, das ist, von der wahren Seite kennen zu lernen suchten; von diesen wird uns das Zeugniß gegeben werden, daß in jedem Fache der Wissenschaften deutsche Werke vorhanden sind, die mit gerechten Stolz neben jeden, andrer aufgeklärten Nationen stehen dürfen; Werke, die es verdienen, daß der Forscher nach Wahrheit, der Liebhaber nützlicher Kenntnisse, der Freund der Tugend, der Kenner des Schönen sie lese, sie studire, ihren Geist einathme, mit ihrer Kraft seine Seele stärke.

Diese Werke Meine Herren wollen wir durch unsre fortzusetzenden gemeinschaftlichen Bemühungen näher kennen lernen. Da man aber nicht wohl, Anspruch auf die Erndte machen kann, ohne gesät zu haben, so wird es unsre Pflicht sein müssen, die Grundsätze und den nöthigsten Vorrath der deutschen Sprache uns eigen zu machen, ehe wir mit Nutzen zur eigentlichen Kenntniß der deutschen Litteratur selbst, fortschreiten dürfen. Indessen gebe ich Ihnen doch die Versicherung, daß beides so viel möglich gleiches Weges Miteinander gehen wird, und daß ich mir es zum ausdrücklichen Gesetz gemacht habe, alles zu vermeiden, was irgend durch zu abstrakte Regelfestigkeit Ihre Geduld ermüden könnte. Es ist ein sehr schiefer Grundsatz, dessen sich heut zu Tage selbst ein halbweg denkender Dorfschulmeister schämen würde: alles durch bloße Regeln lehren zu wollen. Die gesündere Vernunft fand es heilsam, diese Methode umzukehren, und es liegt in der Natur der menschlichen Seele, daß die Regel von selbst begreiflich wird, wenn richtige Vordersätze und gute Muster zum Grunde gelegt worden sind.

Dies führt mich auf die Beantwortung meiner zweiten Frage: Wie muß sich derjenige bilden, welcher die angezeigten Vortheile von der Bildung in der deutschen Sprache gewinnen will? Ich glaube das Nöthigste und Zweckmäßigste zu thun, wenn ich hier anstatt einer besondern Antwort, den Plan vorlege, nach welchem ich in meinen künftigen Vorlesungen zu Werke gehen werde.

\* \* \*

In einem Lande, wie Ungarn, wo ohnehin fast der größere, wenigstens der bessere Theil der Nation der deutschen Sprache bereits mehr oder weniger kundig ist, darf es das Geschäft des öffentlichen Lehrers dieser

Sprache nicht sein, nur bloß den trocknen Dollmetscher und Sprachmeister zu machen. Es wird ihm obliegen, es wird der eigentliche Endzweck seiner Existenz sein, den Geist der Sprache mitzutheilen, den guten Stil in den persönlichen Umgang sowohl, als in die schriftlichen Ausarbeitungen zu bringen, Geschmack für gute deutsche Lektur zu pflanzen, die bessern Schriftsteller kennen zu machen, und Liebe und Achtung für die deutsche Litteratur überhaupt zu wecken.

Dieser Endzweck und dieser Gesichtspunkt wird ihn nöthigen, sein Lehrgeschäft fast Schritt vor Schritt nach folgender Methode zu behandeln.

Jede wissenschaftliche und systematische Arbeit muß mit den hingehörigen Anfangsgründen und Präliminarkenntnissen beginnen. Dies wird es bei unserm Geschäft nothwendig machen, daß wir die Elemente der Sprachlehre zuvörderst zum Grunde legen. Die wahre Nothwendigkeit dieses Verfahrens gründet sich hauptsächlich auf die Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze, und in diesem Falle mit vorzüglicher Rücksicht auf die Rechtschreibung. Es wird immer unmöglich bleiben, in irgend einer Sprache korrekt und ordentlich zu schreiben, wenn man das Mechanische derselben nicht studirt hat. Um indessen dem ängstlichen Gefühl, als würde hier eine Wüstenei von dürren Regeln durchzuwandern sein, desto wirksamer vorzubeugen, wiederhole ich bei diesem Anlaß meine vorige Versicherung: daß mein sorgfältigstes Bestreben grade dahin gehen wird, die Regeln, so viel es nur immer sein kann, meistens nur durch Uebung und Muster Ihnen bekannt zu machen. Regeln hat jede Kunst, jede Wissenschaft, und muß sie haben, dies weiß man. Aber das ist unnöthige und zwecklose Pedanterei, die Lernenden wie an einem Schnürchen von Regel zu Regel fortzuschleppen, grade als wenn sie Maschinen wären... Also die Regeln der deutschen Sprache wollen wir lernen, aber so, daß nicht bloß das Ohr und das Gedächtniß, sondern auch der Geist dabei zu thun haben soll.

Mit dieser vorläufigen Uebung in den Grundsätzen des Mechanismus der Sprache muß die Bildung in der mündlichen Aussprache gleiches Schrittes gehen. Der korrekte und deutliche Vortrag ist in jeder Sprache nicht nur eine sehr wichtige Erforderniß, sondern auch einer der schönsten Vortheile. Es wird also unser angelegenes Geschäft sein, durch Fleiß und Uebung denselben uns eigen zu machen.

Sind einmal die nöthigen Vorkenntnisse der Sprachlehre erworben, ist durch anhaltendes Lesen, durch Aufmerksamkeit und scharfe Beobachtung des Schönen in manchem Werke, der Geschmack und das Gefühl einigermmaßen gebildet und berichtigt - dann können Versuche in kleinen

schriftlichen Ausarbeitungen gewagt werden. Doch - und wer ist hievon nicht ohnehin überzeugt? - doch ists hieran noch nicht allein genug. Man schreibt noch nicht, wenn man lesen kann. Scribendi recte, lehrt Horaz, sapere est principium et fons. Man muß den Grund des Denkens gelegt, man muß mancherlei nützliche Kenntnisse, und vorzüglich Kenntnisse aus der Philosophie und Geschichte gesammelt, man muß sich in den besseren alten und neuen Schriftstellern bedächtig umgesehen haben, ehe man hoffen darf, einen Aufsatz, der etwas mehr als leere Wortkrämerei sein soll, schreiben zu können. Zwar auch hieran soll es uns nicht fehlen. Theils werden Sie Meine Herren solche nützliche und nothwendige Kenntnisse und den Grund des Denkens mitbringen; theils wird es uns ein eignes Geschäft sein, solche Kenntnisse durch gemeinschaftliches Lesen aufzusammeln.

Vielleicht muß ich aber hier einem Zweifel begegnen, den man dem gesagten zu folge mir aufwerfen könnte. Soll etwa, dürfte man sagen, die Absicht der Vorlesungen über die deutsche Sprache und Litteratur darinn bestehen, die Zuhörer blos zu Gelehrten, zu Schriftstellern machen zu wollen?

Nein, Meine Herren - diese Absicht ist nicht die eigentliche, und wenn sie irgend dafür erscheinen könnte, so erinnere ich nur: daß es Niemanden untersagt sein kann, in seinen Bemühungen so weit zu gehen, als sein Fleiß und seine Fähigkeiten ihn führen. Es ist eine sehr angenehme Hoffnung für mich, wenn ich darauf zählen darf, daß ich unter meinen künftigen Zuhörern vielleicht manchen sehe, der einst durch nützliche Schriften in der deutschen Sprache, seinem Vaterlande Ruhm und Achtung bei den Ausländern verschafft. Ich werde es mir zur angenehmen Pflicht machen, einem solchen durch Rath und Aufmunterung an die Hand zu gehen, und ihm jedes mir bekannte Mittel anzuzeigen, wodurch nach und nach für Ungarn in der deutschen Litteratur wenigstens ein Theil desjenigen auch gethan werden könnte, was bisher so viele berühmte Gelehrte, und sehr verdienstvolle Männer sowohl in der vaterländischen als lateinischen Sprache, zum entschiednen Ruhm der Nation in so hoher Vollkommenheit geleistet haben. - Indessen ist diese nur immer eine entfernte Absicht, und wer sie erreicht, wird vermuthlich das meiste sich selbst zu danken haben.

Unsre Beschäftigung soll hauptsächlich dahin gehen, denjenigen, welche Bestimmung haben, künftig für den Staat, für die öffentlichen Geschäfte, für die Seelsorge in der deutschen Sprache zu arbeiten, die nöthigsten und zweckmäßigsten Sprachkenntnisse mitzutheilen. Ueberhaupt soll das nothwendige Nützliche das Element sein, in welchem wir wirken und arbeiten werden.

Und dieser Plan, nach welchem ich meine Vorlesungen über die deutsche Sprache halten werde; und dieses bestimmt die Methode, welche derjenige zu befolgen haben wird, der sich mit Vortheil in der deutschen Sprache bilden will.

Es bleibt mir jetzt beim Schluß dieser meiner ersten Vorlesung nichts übrig, als von meinen künftigen Zuhörern wiederholt diejenige Aufmerksamkeit und denjenigen Fleiß mir zu erbitten, ohne welche man nie ein ernsthaftes Geschäft einem glücklichen Ausgange nahe zu bringen im Stande ist."

3. Aus der Antrittsvorlesung kann man die Ausgangsposition des Lehrstuhls, wie überhaupt auch die der ungarländischen Germanistik rekonstruieren. Wie allgemein in dieser Zeit noch üblich, war das Latein die Unterrichtssprache an der Universität, Deutsch war an der Pester Universität in dieser Zeit nur als außerordentliches Studium zugelassen (Hoffmann wird erst am 6. September 1787 in einer Eingabe an die Wiener Stellen die Einführung des Deutschunterrichtes als ordentliches Studium vorschlagen). Die Ausbildung von Deutschlehrern ist noch nicht vorgesehen: vorläufig will man Hörern aller Fakultäten Deutschkenntnisse beibringen und dadurch Fachleute des öffentlichen Dienstes heranbilden, die der deutschen Sprache mündlich und schriftlich mächtig sind.

Im ersten Teil befaßt sich Hoffmann mit den politischen und wissenschaftlichen Vorteilen, die durch Aneignung der Deutschkenntnisse der "Nation" erwachsen können. Ist doch nicht einfach von der Einführung eines neuen Lehrgegenstandes die Rede, sondern von einer Sprache, durch die das Ungarische noch immer zurückgedrängt wird (der Lehrstuhl für ungarische Sprache und Literatur wird erst nach dem Tod Josefs II., im Jahre 1791 errichtet). Hoffmann versucht hier den wohl spürbaren Widerwillen der ungarischen öffentlichen Meinung durch Argumente des Josephinismus zu entkräften. "Die Sprache ist das festeste Band, verschiedene Nationen in Freundschaft und Zutrauen mit einander zu verbinden ..." - könnte auch das Motto dieses Teiles sein.

Im Zusammenhang mit dem Studium der deutschen Literatur verspricht Hoffmann seinen Hörern das gemeinsame Lesen, also wohl auch die Auslegung der "besseren" Schriftsteller. Welche Schriftsteller darunter namentlich gemeint sind, wird nicht verraten, was auch deshalb schade ist, weil Hoffmann selber auch belletristisch tätig war. Trotzdem haben wir dafür einen guten Anhaltspunkt. Ein Jahr nach Hoffmanns Ernennung, am 15. September 1785 wird im Wiener Nationaltheater sein Schauspiel "Das Werther-Fieber" aufgeführt, in welchem dem Fürsten u.a. folgende

Worte in den Mund gelegt werden: "Es ist ein Jammer mit euch jungen Leuten! die unselige Geniesucht all der abgeschmackte Sturm und Drang wirbelt eure Köpfe toll. Das elende Empfindsamkeitsfieber richtet euren gesunden Menschenverstand zu Grunde. Es soll von nun an streng auf diese Zucht in meinem Lande gesehen werden. Ich rath es allen den superempfindsamen Dichterlingen, dem Werthervolk, ihr Unwesen bei mir bleiben zu lassen". Der Fürst trägt die Züge Josefs II., dessen Gedankengängen der Autor treu folgt. Literaturwissenschaft gibt es noch nicht, höchstens Literaturkritik, und mit dieser wird Hoffmann nicht gespart haben.

Was die Sprachlehre anbelangt, legt die Antrittsvorlesung großen Wert auf die Übungen in der Aussprache, der Rechtschreibung, in schriftlichen Aufsätzen, um "den Geist der Sprache mitzutheilen, den guten Stil in den persönlichen Umgang sowohl, als in die schriftlichen Ausarbeitungen zu bringen": "Also die Regeln der deutschen Sprache wollen wir lernen, aber so, daß nicht blos das Ohr und das Gedächtniß, sondern auch der Geist dabei zu thun haben soll". Man erfährt dabei nicht, ob er mehr bieten will als die in dieser Zeit für die "Nationalschulen in dem Königreich Ungarn" erschienene "Anleitung" (Ofen, 1780) bzw. die verschiedenen lateinischen Bearbeitungen (1769-1780) von Gottscheds Deutscher Sprachkunst (1748, 1755) oder die Deutsche Sprachlehre (1781) des in Ungarn hochgeschätzten Adeling.

4. Die Antrittsvorlesung war - alles in allem - das Programm eines mehr praktischen Lehrganges. Den ersten Teil dieses Programms arbeitete Hoffmann in den folgenden drei Jahren zu einer größeren Abhandlung aus: "Von dem Einfluß der Sprache auf Litteratur und Öffentliche Geschäfte. Eine akademische Abhandlung. Vorgetragen in der ersten Stunde seiner diesjährigen Vorlesungen von Leopold Alois Hoffmann, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der kön. ungarischen Universität zu Pest. Wien, bei Sebastian Hartl. 1787". Aus mancherlei Gründen war dem Programm der Antrittsvorlesung wohl kein größerer Erfolg beschieden. Trotzdem ist sie in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht ein lehrreiches Dokument für die Geschichte der Germanistik in Ungarn, aus einer Zeit, die das engere Forschungsfeld des Jubilars bildet. In diesem Sinne seien diese Seiten eine Freundesgabe des Budapester Germanisten zum Jubiläum des Debreziner Kollegen.



ANNA MOLNÁR

Deutsch-ungarische sprachliche Beziehungen  
Entlehnungen aus dem Deutschen im 18. Jahrhundert

Im Verhältnis zu den früheren Jahrhunderten erhalten die deutsch-ungarischen Beziehungen im Laufe des 18. Jahrhunderts einen neuen Charakter. Sie werden durch die Situation bestimmt, daß Ungarn nach der Vertreibung der Türken in die Habsburg-Monarchie eingegliedert wird, also in einen durch deutsche Kultur und Sprache geprägten Vielvölkerstaat. Von Habsburger Seite wird sogar der Versuch unternommen, das Deutsche zur Landes- und Regierungssprache des ethnisch und sprachlich heterogenen Reiches zu machen; es in gewissem Maße also an die Stelle des übernationalen Lateins zu stellen.<sup>1</sup>

Aus diesen Tatsachen folgt, daß die deutsche sprachliche Einwirkung auf das Ungarische des 18. Jahrhunderts nicht mehr nur einem kulturellen Einfluß - wie etwa im Mittelalter - oder einer territorial beschränkten ethnischen Berührung /in Siebenbürgen, in den nieder- und oberungarischen Bergstädten, in der Zips und in Westungarn/ zuzuschreiben ist, sondern einer ständigen und intensiven kulturellen Wirkung und einer in breitem Umfang geltenden ethnischen Berührung. Die Möglichkeit unmittelbarer Berührungen ist umso größer, da in diesem Jahrhundert große ethnische Umgruppierungen vor sich gehen; nicht nur deutsche Kolonisten kommen seit Ende des 17. Jahrhunderts fortwährend ins Land, sondern auch die innere "Volkswanderung" von den Grenzlandschaften in die von den Türken verheerten mittleren Gebiete des Landes erreicht ein bisher unbekanntes Maß. Dieser Prozeß der Wanderungen, Über- und Neubesiedlungen mag viele Gelegenheiten der Begegnungen zwischen Deutschen und Ungarn geschaffen haben. Neben diesen, große Volksmassen mobilisierenden Bewegungen hatte wohl auch die anwachsende Zahl von Dienst- und Privatreisen nach Wien, in das Regierungs- und Kulturzentrum der Monarchie, ihre sprachlichen Folgen. Zeitgenössische Quellen berichten oft über diplomatische Reisen. Sogar von dem fernen Siebenbürgen, wie es z. B. György Rettégi, ein Vertreter des

mittleren Adels im Komitat Doboka, beschreibt: "General Bukkow mußte zum Hof gehen, auch der provincialis cancellarius Brukenenthal, um über die hier durchgeführten, vielen unnützen Dinge Rechenschaft zu geben. Brukenenthal soll fast vom Schlag getroffen worden sein, als er verstanden hat, daß er nach Wien bestellt ist."<sup>2</sup>

Das Ziel der Reisen war aber oft auch privat: Einkäufe, Unterhaltung: "In dieser Zeit kam es zur Krönung unserer heutigen Majestät der Königin [Maria Theresia - A. M.], auch Herr Dienes Bánffi fuhr hinauf. Dort setzte er eine Unmenge von Geld aufs Würfelspiel und ähnliche unnütze Einkäufe... Auch für das Weibervolk hat er viel verschwendet."<sup>3</sup> Die Reisen und der Ausbau persönlicher Beziehungen wurden auch dadurch ermöglicht, daß der Personenverkehr organisiertere Formen bekam: seit 1752 verkehrt die Postkutsche zwischen Wien und Preßburg täglich, zwischen Wien und Ofen wöchentlich einmal.<sup>4</sup>

Die wichtigsten Faktoren beim Zustandekommen der Beziehungen zwischen dem deutschen und dem ungarischen Ethnikum waren die Städte. Unsere Städte wurden im 18. Jahrhundert meist von deutschen Bürgern bewohnt, selbst in den rein ungarisch bevölkerten Städten wie z. B. Debrecen, Kolozsvár, Nagyvárad entstehen nun kleine deutsche Kolonien durch zugewanderte deutsche Handwerker.<sup>5</sup> Ihre sprachliche Ausstrahlung ist gewiß groß.

Die andere Seite der sprachlichen Beziehungen ist die der Rezipienten: Welche Schichten übernehmen die neuen Wörter?

Über die Benutzer des erschlossenen Wortschatzes kann ich kein genaues Bild geben. Die von mir untersuchten historischen Quellen allein geben keinesfalls eine reale Darstellung der ungarischen Gemeinsprache der Zeit, teils weil sie amtlichen Charakter tragen /Feldordnungen, Protokolle, amtlicher Briefwechsel/ teils, weil ihre Verfasser von vornherein aus den gebildeteren, schriftkundigen Schichten der Gesellschaft stammen: Hochadlige, mittlere Adlige, viel reisende Diplomaten, hochrangige Soldaten sowie in ihrer Umgebung arbeitende hochgestellte Beamte. Unter dem Aspekt der Wortentlehnung gesehen, läßt sich jedoch feststellen, daß der Feudaladel - gerade weil seine Lebensweise auch mehr Beweglichkeit ermöglichte und kontaktreicher war - den fremden Einflüssen gegenüber auch in seinem Sprachgebrauch aufgeschlossen war.

Außer von diesem adligen Stand scheint die Vermittlerrolle der in Ungarn einquartierten deutschen Soldaten und die der ungarischen Soldaten im stehenden Heer von ausschlaggebender Bedeutung gewesen zu sein. Die Armee spielte bereits im 17. Jahrhundert eine wichtige

Rolle in den deutsch-ungarischen Sprachbeziehungen.<sup>6</sup> Ihre sprachliche Vermittlerrolle ist auch deshalb beachtenswert, weil dadurch viele deutsche Wörter Eingang in die Sprache der ländlichen Bevölkerung finden, wenn z. B. ausgediente Soldaten heimkehren. So sickert ein Teil der militärischen Fachterminologie mit der Zeit in die Gemeinsprache ein, wie z. B. kvártély, poszt, retur, rostokol usw.

Von den untersuchten 320 Wörtern bilden die der Kriegsterminologie die größte Gruppe /65 Wörter/. So widersprüchlich es auch sein mag, es ist jedoch eine Tatsache, daß selbst in der Fachsprache der gegen die kaiserlichen Heere kämpfenden Kurutzen eine Menge deutscher Elemente vorhanden war.<sup>7</sup> Es ist aber vielleicht weniger überraschend, wenn man bedenkt, daß z. B. in der unmittelbaren Nähe von Rákóczi viele Deutsche unter den Dienern und Leibwächtern waren. Davon zeugen u. a. folgende Eintragungen einer Rechnungsablage aus Munkács aus dem Jahre 1701: "Hancz Jirg rajtknecht, su, Trompeter Franqli, su Jäger Andrisnak su"<sup>8</sup>; "Rákóczi német titkára Günzner Keresztély dijjegyzéke"<sup>9</sup>; "Ő Nga udvari német karabélyossinak fizetések..."<sup>10</sup>

Die Kommandosprache des im Jahre 1715 aufgestellten stehenden Heeres war von 1769 an auch offiziell deutsch.<sup>11</sup> Wenn man aber diese Wörter näher betrachtet, fällt auf, daß sie im Ungarischen zwar als deutsche Lehnwörter gelten, letzten Endes jedoch französischen Ursprungs sind, wie z. B. alarm, aló, alómars, attakiroz, bajonett, brigadéros, futrazsiroz, granatéros, kampiroz usw. Die Annahme eines direkten französischen sprachlichen Einflusses - besonders, was die Zeit des Freiheitskampfes von Rákóczi anbelangt - könnte naheliegen; es ist ja bekannt, daß im Heer von Rákóczi französische Offiziere an der Spitze der Artillerie standen und wohl die Kriegstechnik der Artillerie den Ungarn beigebracht haben.<sup>12</sup> Die Feststellung, daß diese Wörter im Ungarischen als französische Lehnwörter behandelt werden müssen, hat bereits Bárcki abgelehnt.<sup>13</sup> Meine Beweise sind folgende:

1. Nach den Aufzeichnungen der kriegshistorischen Fachliteratur wurden die Besprechungen und Gespräche zwischen den französischen und den Kurutzenoffizieren mündlich wie schriftlich in lateinischer Sprache geführt, seltener mit Hilfe eines Dolmetschers.<sup>14</sup>

2. Die Organisierung des Heeres hat Rákóczi jenen Feldherren überlassen, die ihre militärischen Kenntnisse im kaiserlichen Heer erworben hatten, wie Bercsényi, Simon Forgách, János Bottyán, Lőrinc Pekry,<sup>15</sup> d. h. sie waren in der deutschen militärischen Fachterminologie bewandert.

3. Eine Untersuchung der während der Rákóczi-Zeit erst auftauchenden

militärischen Fachausdrücke ergab, daß diese Wörter bereits in der deutschen Sprache des 17. Jahrhunderts vorhanden waren; sie wurden größtenteils während des Dreißigjährigen Krieges aus dem Französischen ins Deutsche entlehnt.

Es ist also überflüssig, an direkte französische Entlehnung zu denken, die Quelle ist vielmehr die österreichisch-deutsche Militärsprache.

Wenn wir jetzt den Kreis der Benutzer der neuen Lehnwörter weiter prüfen, kommen wir unvermeidlich auf das städtische Bürgertum. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wächst die Einwohnerzahl der Städte sprunghaft, die Bevölkerung von Pest z. B. verzehnfacht sich in 80 Jahren /1720-1800/, und so ist die Rolle der städtischen Bevölkerung bei der Aufnahme deutscher Lehnwörter auch zahlenmäßig bedeutend. In den Städten ist die Beziehung zwischen Deutschen und Ungarn am engsten, diese Bevölkerungsschicht ist die empfänglichste für die Wiener Einflüsse, für die modischen Gewohnheiten, sie hält lebhaft Handelsbeziehungen mit Österreich aufrecht. Folgende Beschreibung schildert den wohl typischen Bildungsweg und die Lebensweise der Kaufleute: "Sámuel Dobosi, der einer der bedeutendsten Kaufleute Hermannstadts war ... hatte sich seine kaufmännische Bildung 1715-1719 in Wien angeeignet. Die Waren bezog er - ebenso wie die übrigen Kaufleute - aus Wien."<sup>17</sup> Diese Faktoren erklären, daß die deutschen Lehnwörter des 18. Jahrhunderts überwiegend Begriffe des städtisch-bürgerlichen Lebens sind. Zu seinen Bereichen gehören: die Mode, das gesellschaftliche Leben und die Unterhaltung, die Wohnungseinrichtung, die Gastronomie und die Handwerke.

Die Wörter der Mode bilden die zweitgrößte Gruppe der deutschen Entlehnungen der Zeit /44 Wörter/. In einem zeitgenössischen Brief heißt es: "Die Moden kommen gleich brühwarm von der Residenzstadt; und so wie die Wiener Affen der Pariser sind, so sind es die Preßburger von jenen, auch bis zu den kleinsten Galanterien."<sup>18</sup> Auch sprachlich läßt sich an einem beträchtlichen Teil der Wörter für Mode der letzten Endes französische Ursprung ablesen, z. B. bei batiszt, frizör, módi, paraplé, parazoly, parfüm, puder, trádor usw.

Außer diesem kulturellen - oder Kultur vermittelnden - Einfluß von Wien müssen wir noch mit der direkten sprachlichen Wirkung der in den Städten angesiedelten deutschen Schneider rechnen. Am Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Pest 220 deutsche und 29 ungarische Schneider, 100 ungarische und 189 deutsche Stiefelmacher.<sup>19</sup> Aus ihrem Fachjargon kamen wohl Wörter wie garniroz 'besetzen, verzieren', stráfos 'mit

Streifen verziert' in das Ungarische.

Auch das gesellschaftliche Leben verläuft nach Wiener Vorbild, wobei sich auch ein starker französischer Einfluß bemerkbar macht, wie z. B.: etikett, finesz, gardiroz, kapric, kujon, pariroz usw. Modisch sind die Glücksspiele /lutri/, vor allem das Billard /dákó/ und das Kartenspiel, die einen reichen Wortschatz besitzen: adu, máriás, paroli, skiz, tarokk, treff. Zahlreiche Fachausdrücke der Kunst, des Theaters und des Musiklebens stammen auch aus dem Wiener Deutsch; auffallend ist hier neben dem französischen Ursprung /gázsi, lózsi, portré/auch der italienische, vor allem bei den Fachtermini der Musik: brácsa, spinét, balett.

Der Schauplatz des bürgerlichen Lebens ist die modisch eingerichtete Wohnung, das Vorbild ist auch hier französisch: die prachtvolle Einrichtung des Hofes von Louis XIV. So sind viele von den zu diesem Thema gehörenden Lehnwörtern aus dem Französischen oder Italienischen gekommen: kanapé, komód, lüzster, zsalu, balkon.

Die Zahl der belegten Fachausdrücke der einzelnen Handwerke beträgt 21. Die verschiedenen Berufe sind folgendermaßen vertreten: Tischler: poliroz, politúr; Schuhmacher: flekk, suviksz; Maurer, Bauen: cement, flaszterez, malter, mór, sóder; Töpfer: glazúr, kuruglya; Hüttenwesen: cink; Schlosser: rigli, Anstreich- und Malerarbeit: firnisz, kindruc, lakk, lakmusz; Kupferschmied: smirgli; Sattler: kapicán, kumet; Weber: kartácsol.

Ein charakteristisches Kolorit enthält das Ungarische des 18. Jahrhunderts durch Speisen- und Getränkenamen, die auf die Wiener Küche hinweisen, z. B.: cibak, cimet, desszert, gersli, griz, hecsepecs, kifli, sifli, sonka, sterc; limonádé, siller, snapsz.

Zur Verbreitung deutscher Elemente trugen - wenn auch im engen Kreis - jene Studenten und Intellektuellen bei, die zwar in beschränkter Zahl, an protestantischen Universitäten Deutschlands und der Schweiz /ihre Zahl wird jährlich auf 35-40 geschätzt/<sup>20</sup> oder in Wien ihre Bildung erwarben oder mit dem geistig-kulturellen Leben Wiens in Verbindung standen. Für diese Schicht galt Wien als geistiger Orientierungspunkt, als Vermittler der französischen Aufklärung und der geistigen Strömungen. Diesen Intellektuellen können wir wohl die Einbürgerung wissenschaftlicher Fachtermini wie gleccser, orkán, kobalt, kvarc, pát, sztaniol, tompak, vitriol, wahrscheinlich auch literarische Entlehnungen, z. B. lárifári, kapric, fidibusz usw. verdanken.

Auf Grund des erschlossenen Wortmaterials ist es kaum möglich, darauf zu schließen, in welchem Maße die bäuerliche Bevölkerung des

Landes Anteil an der deutschen Wortentlehnung hatte. Diese Schicht scheint vom Strom der deutschen Wörter am wenigsten berührt worden zu sein, bzw. über ihren Sprachgebrauch haben wir in dieser Zeit noch keine Dokumente. Wie bereits erwähnt, müssen wir hier mit einer sprachlichen Wirkung der ausgedienten Soldaten rechnen, außerdem können wir nur einige Bezeichnungen von Gegenständen des zeitgenössischen Haushalts anführen, die vermutlich in bäuerlicher Umgebung gebraucht waren: butélia, kandli, kasztrol, klázli, serbli, zsompor. Die spärlichen Belege lassen sich vielleicht auch damit erklären, daß die Dorfbewohner im 18. Jahrhundert noch kaum Kontakt zu den sich ansiedelnden deutschen Bauern hatten; die Kolonisten lebten ja meistens isoliert, in eigens für sie eingerichteten Dörfern oder Siedlungen, ihre sprachliche Ausstrahlung war noch nicht spürbar in diesem Jahrhundert.

#### Zusammenfassende Bemerkungen

Wenn wir den ganzen im 18. Jahrhundert entlehnten deutschen Wortschatz ins Auge fassen, lassen sich folgende Tendenzen ablesen: Während die deutschen Lehnwörter der früheren Jahrhunderte größtenteils Bestandteile des Grundwortschatzes geworden sind /z. B. die Lehnwörter aus dem Mittelalter wie polgár, püspök, bükköny usw./, wird mehr als die Hälfte der 320 im 18. Jahrhundert entlehnten Wörter zu Elementen der Sondersprachen /128/ oder der ungarischen Mundarten/ 42/.

In diesem Jahrhundert wird auch die bereits in der Fachliteratur beschriebene Tendenz sichtbar,<sup>21</sup> daß sich die Grenze zwischen Lehnwort und Fremdwort verwischt, d. h. viele von diesen Elementen ihren fremden Charakter bis heute bewahren, wie kuncsakft, laviroz, pariroz, pucc, slafrok, slepp, truccol usw. Das Sprachgefühl versucht manchmal den fremden Klang zu dämpfen, wie z. B. bei den deutschen Lehnwörtern französischen Ursprungs, indem diese Wörter den ungarischen Ohren bekanntere latinisierende Endungen bekommen: frizura, szekatúra, liferáns, pikáns usw.

Über die Einbürgerung der Lehnwörter können wir folgendes aussagen: Einen Teil der entlehnten deutschen Elemente hat das Ungarische im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte beseitigt, d. h. entweder sind sie bereits ausgestorben oder veraltet. Hierher gehören etwa 26,5 % des erarbeiteten Wortschatzes. Dieses Absterben oder Veralten kann auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden. Bei den reich vertretenen Entlehnungen der Mode erklärt z. B. die Abwechslung der Moderichtungen das Veralten der Begriffe. Was hier überlebte, das sind vor allem Stoffnamen: angin, barchent, batiszt, lóden, plüss. Andere Ursachen - die Auflösung der österreichisch-ungarischen Armee und der Monarchie - lie-

gen dem Absterben mancher Elemente der militärischen Fachterminologie zugrunde. Viele dieser Militärwörter waren bis zum Ende des ersten Weltkrieges tatsächliche Bestandteile der ungarischen Soldatensprache, manchmal sogar als rein formelle Rahmen einer mechanisch wiederholten Meldung: "Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst egy napot dienstfrei" /egy napot = einen Tag/, sogar: "ich melde gehorsamst, azt jelentem, hogy ..." /azt jelentem = ich melde/<sup>22</sup>

Zur Beseitigung der fremd empfundenen deutschen Elemente hat auch die ungarische Sprachneuererbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts bedeutend beigetragen. Sie schuf ungarische Wörter für deutsche Entlehnungen: für paraplé esernyő, für veszti mellény, für kapric szeszély, für adresz cim, für bankrott csőd usw.

Ein anderer Teil der Entlehnungen lebt zwar fort, aber in die niedrigeren Regionen der Gemeinsprache abgesunken: im familiären Sprachgebrauch oder in der Umgangssprache. Der Fremdwortcharakter dieser Wörter ist bis heute spürbar, ihr Stilwert ist meistens niedrig, die gebildete Gemeinsprache meidet sie. 10,6 % des Gesamtwortschatzes gehören hierher, Wörter wie friziroz, módi, hecc, lárifári, mismás, pariroz, reszkiroz, rizikó, slendrián, szekatúra, zseniroz, placc, snapsz usw.

Auf mundartlicher Ebene leben 13,1 % /42 Wörter/ der untersuchten Lehnwörter im heutigen Ungarischen. Um nur einige zu nennen: jankli, kitli, lajbi, ciha, kaholy, kóter, cajg, hecsepecs, sifli, stefc, butélia, kasztrol, klázli, serbli, zsompor usw.

Weiter leben fast vollzählig die Fachausdrücke in den Berufssprachen, die Fachwörter des Handels und Bankwesens /bankár, börze, deficit, kontó/, des Kartenspiels /adu, máriás, paroli, skiz, tarokk, treff/, technische und naturwissenschaftliche Fachtermini /cilinder, masina, pumpa; gleccser, orkán/, die Namen von Mineralien und Metallen/ kobalt, kvarc, pát, sztaniol, vitriol/, einige Maß- und Mengenbezeichnungen /billió, col, kvadrát/, von der militärischen Fachterminologie in die Gemeinsprache eingegangene Wörter /dressziroz, forsziroz, galopp, gárda, kaszárnya, poszt, rang, retúr, rostokol, verbunk usw./, sowie jene Lehnwörter, die neue, im Ungarischen nicht vorhandene Begriffe bezeichneten/ copf, parfúm, púder, parti, puszi, valøer, balkon, kanapé, komód, priccs, pult, sublót, zsalu, minaret, pavilon, limonádé, koffer, necc usw. Insgesamt 49,8 % aller Entlehnungen.

Von den untersuchten 320 deutschen Lehnwörtern des 18. Jahrhunderts sind 49,8 % vollwertiger Bestandteil der heutigen ungarischen Gemeinsprache und der Sondersprachen, 50,2 % sind dagegen entweder ausgestorben /26,5 %, oder leben in der Umgangssprache bzw. in den niedrigeren Sprachschichten /10,6 %/ sowie in den ungarischen Mundarten /13,1 %/.

## Anmerkungen

1. D. Kosáry: Művelődés a XVIII. századi Magyarországon /Bildung und Kultur in Ungarn im 18. Jh./ Budapest 1980, S. 64.
2. Gy. Rettegi: Emlékezetre méltó dolgok /Denkwürdigkeiten/. 1718-1784. Hrsg. von Zs. Jakó. Bukarest 1970, S. 151.
3. Ebd. S. 94.
4. Vgl. S. Domanovszky /Hrsg./: Magyar művelődéstörténet /Kulturgeschichte Ungarns/. O. J. und o. O., Bd. 4, S. 242 f.
5. Fr. Valjavec: Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa. München 1958, Bd. 3, S. 102.
6. Siehe dazu die einschlägigen Wortartikel in der Monographie von M. Horváth: Német elemek a XVII. század magyar nyelvében /Deutsche Elemente in der ungarischen Sprache des 17. Jh./. Budapest. 1978.
7. Vgl. G. Bárczi: A magyar nyelv életrajza /Biographie der ungarischen Sprache/<sup>3</sup>. Budapest 1975, S. 271.
8. Történelmi Tár /Historisches Archiv/ 23 /1900/, S. 363.
9. Ebd. S. 364.
10. Ebd. S. 372.
11. E. Felszeghy: A császári és királyi hadsereg nyelve Magyarországon /Die Sprache der k.u.k. Armee in Ungarn/. Budapest 1938, S. 18.
12. K. Thaly: Adalékok II. Rákóczi Ferenc tüzérsége történetéhez /Beiträge zur Geschichte der Artillerie von F. Rákóczi II./. In: Hadtörténelmi Közlemények /Militärgeschichtliche Mitteilungen/ 1 /1888/, S. 343.
13. G. Bárczi: A magyar nyelv francia jövevényszavai /Die französischen Lehnwörter der ungarischen Sprache/. Budapest 1938, S. 30.
14. Vgl. J. Fröhlich: Francia hadseregek Magyarországon /Französische Armeen in Ungarn/. In: Magyar Katonai Szemle /Ungarische Militärrevue/ 3 /1933/, S. 215.
15. Vgl. K. Thaly, a.a.O. S. 14.
16. Siehe S. Domanovszky, a.a.O. S. 235 f.
17. Vgl. Fr. Valjavec, a.a.O. S.95 f.
18. Ebd. S. 113.
19. Vgl. I. Tóth: Német eredetű magyar divatszók /Aus dem Deutschen entlehnte Wörter für Kleidung und Mode/. Budapest 1939, S. 14.
20. Siehe D. Kosáry, a.a.O. S. 128.

21. Vgl. Th. Thienemann: Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache. In: Ungarische Jahrbücher 2 /1922/, S. 106; G.Bárczi: A magyar nyelv életrajza.<sup>3</sup> Budapest 1975, S. 318.
22. Zitiert nach L. Spitzer: Német elemek a magyar katonanyelvből /Dt. Elemente in der ung. Soldatensprache/. In: Magyar Nyelvőr /Ung. Sprachpflege/ 49 /1920/, S. 17.



HEIDI RITTER

"aus fremden ländern sind wir nicht fremd mehr..."

Notizen zu Ungarn-Darstellungen in Werken der DDR-Literatur  
der siebziger Jahre

Um die ersten Spuren Ungarns in der deutschen Literatur zu finden, muß man weit zurückgehen, sogar sehr weit: In der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg wird von einem "Klingsor aus Ungarland" berichtet, der in den Streit der Sänger schlichtend eingegriffen habe. Solche "sagenhaften", von der mündlichen Überlieferung bestimmte, eher verschwommene Spuren tauchen über die Jahrhunderte hinweg immer wieder auf, doch erst seit dem 18. Jahrhundert und vor allem dann im 19. Jahrhundert ist das Bild, das deutsche Schriftsteller und Dichter von Ungarn gezeichnet haben, deutlicher geworden. Einen Höhepunkt hat diese Entwicklung sowohl im Schaffen von Nikolaus Lenau erreicht, als auch während des ungarischen Befreiungskampfes 1848/49, wo die deutschen Vormärzdichter begeistert nach Ungarn blickten. Schließlich sind in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, als deutsche und ungarische Künstler gemeinsam an der Gestaltung einer proletarisch-revolutionären Literatur arbeiteten, Werke (z.B. von Anna Seghers) entstanden, die den Kampf der ungarischen Räterepublik schilderten.

Jüngst hat Lajos Némedi in einem Aufsatz "Zur Herausbildung des romantischen Ungarnbildes in der deutschen Dichtung", erschienen in dem diesem vorangegangenen Band XV der "Arbeiten zur Deutschen Philologie", Teile dieses Prozesses durchleuchtet. Der Aufsatz ist für mich Anregung gewesen, an dieser Stelle auch einmal nachzufragen, ob und wie sich Ungarn heute in der DDR-Literatur spiegelt, in einer Zeit also, da beide Länder auf der Basis einer gemeinsamen Weltanschauung miteinander verbunden sind, da die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen beiden Ländern und vor allem auch die Möglichkeiten nicht nur weniger, sondern vieler Menschen zur Begegnung mit dem andern Land und seiner Kultur merklich gewachsen sind.

Das Folgende erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, aber

es kann vielleicht mit einigen Beispielen aus der jüngeren DDR-Literatur beitragen zu einem Thema, das für die Erkundung der literarischen Entwicklung in der DDR unter dem Gesichtspunkt ihres internationalen bzw. internationalistischen Gehalts unser Interesse verdient.

Es fällt auf, daß nicht selten in literarischen Werken der siebziger Jahre, die aus dem Alltag ihrer literarischen Figuren heraus nach Wert- und Sinnvorstellungen fragen, auch Erlebnisse und Begegnungen mit anderen sozialistischen Ländern eine Rolle spielen. Hier soll von Ungarn die Rede sein und dabei das Augenmerk auch darauf gerichtet werden, wie sich die Akzente in den Ungarn-Darstellungen heute bei Autoren der DDR verlagert haben.

Das herausragende Werk der DDR-Literatur, das ein Bild von Ungarn zeichnet, ist ohne Zweifel Franz Fühmanns 1973 erschienener Band "Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens". Es unterscheidet sich von allen anderen hier zu nennenden Prosawerken insofern, als es weder Roman noch Erzählung ist, sondern einer jener schwer zu bestimmenden Mischformen zugehört. Es ist das äußere Tagebuch einer Reise, aber ebenso das innere Tagebuch eines Schriftstellers kurz vor seinem 50. Geburtstag, der sein bisheriges Schaffen befragt und überdenkt. Beschreibungen, Impressionen, Reflexionen, Gedankenbruchstücke, Gedichte, Träume, Märchen und Wortspiele reiht Fühmann aneinander, um sich die durch sein Werk der letzten Jahrzehnte bereits beantwortet geglaubte Frage nach dem Möglichsein und dem Prozeß der Wandlung eines Menschen aus einer falsch gelebten Vergangenheit erneut vorzulegen. Aus dieser bohrend-intensiven Selbstbefragung und der Erkenntnis, daß die Wandlung eines Menschen kein einfacher, zeitlich begrenzter und abgeschlossener Prozeß mit einem festen Ergebnis sei, nähert er sich einem neuen Verständnis seiner Aufgabe als Schriftsteller. Ungarn, vor allem Budapest, ist der Ort, wo Fühmann, ledig der gewohnten Umgebung und ihrer Verpflichtungen, sich in diese Schaffensprobleme immer tiefer hinein denkt und seine schriftstellerische Existenz befragt. Die Beobachtungen, Eindrücke und Gedanken, die er dabei während seines zweiundzwanzigtägigen Aufenthaltes als Gast des ungarischen PEN-Clubs (es ist nicht seine erste Ungarn-Reise) über das Land mitteilt, tragen alle Merkmale Fühmannscher Betrachtungsweise: den "Mut zum Schießenlassen der Phantasie, de(n) Mut zum Barocken"<sup>1</sup>. Er hat unzählige Details notiert, die er, der Zeit hatte, durch Budapest zu spazieren und der mit Freunden ins Land gefahren ist, vom Alltag der Menschen wahrnehmen können. So ist kein "topographisches Abbild" entstanden, aber der Versuch, dem "Geist des Ortes"<sup>2</sup> auf die Spur zu kommen. Seine Aufzeichnungen sind stark

vom sinnlich-konkreten Eindruck geprägt und oft ein Aufzählen gesellener oder empfundener Formen, Farben oder Stimmungen. Er ist angezogen von dem, was anders ist gegenüber dem "geliebten Norden"<sup>3</sup> - sei es die Farbigkeit und Buntheit, die hier sein Auge trifft, sei es der Umgang der Menschen miteinander, den er auf der Straße oder im Bad beobachtet, seien es die Genüsse des leiblichen Wohls, die das Café oder das "Beisl" oder die Markthalle bieten. Aber Fühmann überläßt sich nicht nur diesen Eindrücken, er stellt sich auch der Sprache des Landes und überhaupt dem Problem, mehr von einem anderen Land als nur die Oberfläche kennenlernen zu können. Es sind übrigens mit die geistreichsten Partien des Buches, in denen er über die ungarische Sprache nachdenkt. Das Mittel, um mehr als die Oberfläche zu erfassen, um eben dem "Geist des Ortes" näher zu kommen, ist für Fühmann in erster Linie sein Wissen über ungarische Literatur und Geschichte, er setzt es in seinen Aufzeichnungen immer wieder in Beziehung zu seinen Beobachtungen. Nicht zuletzt helfen dabei auch die persönlichen Begegnungen mit alten und neuen ungarischen Freunden.

Vor dem Leser wird so ein Ungarn-Bild entfaltet, das tatsächlich mehr zeigt als das äußere Erscheinungsbild, das etwas von der Eigenart dieses Landes und Volkes offenbart, welches aufgrund seiner sprachlichen Inselsituation nur zu leicht an der bloßeren Erscheinung wahrgenommen worden ist und auch heute oft noch so wahrgenommen wird. Für Fühmann hat sich aus der intensiven Beschäftigung mit Ungarn so etwas wie eine Lehre ergeben: "Was Ungarns Geschichte, was Ungarns Literatur lehren können: Die Kraft schonungsloser Selbstkritik, die Verbindung von Wahrheit und Würde; Weltoffenheit als Selbstverständnis eines kleinen Volkes, sich vor einer drohenden Überflutung nicht durch eine (entweder unmögliche oder verkrüppelnde) Abkapselung, sondern durch Sich-selbst-Erheben auf die Höhe der Weltkultur zu bewahren"<sup>4</sup>. Es ist deutlich der Blick eines Schriftstellers, der hier auf Ungarn gerichtet wird und zwar eines Schriftstellers, dem sich dieses Land vor allem über seine Literatur erschlossen hat und über sein eigenes Wirken als Nachdichter ungarischer Lyrik ins Deutsche. Den dreiwöchigen Aufenthalt erlebt er mit diesem Wissen und dieser Haltung, davon sind seine Beobachtungen und Assoziationen bestimmt. Er weiß, daß dieser Blickwinkel vieles festzuhalten vermag, aber auch vieles ausschließt: Ich "kenne nur ein paar Menschen, die alle einer Schicht, nämlich der meinen, entstammen! Den ungarischen Arbeiter kenne ich ebensowenig wie den ungarischen Bauern..."<sup>5</sup> Doch er bekennt sich dazu, daß er auch hier nur eine "Teilfunktion" erfüllen kann und "jenes Stückchen" Ungarn abgebildet hat,

"das nur er und kein anderer"<sup>6</sup> hat abbilden können. Aus dieser ganz spezifischen Sicht ist jedoch ein Bild des Landes entstanden, das mehr enthält und authentischer ist, als je in deutscher Literatur über Ungarn zu lesen war.

Auch Willi Meinck, bekannt als Autor zahlreicher Jugendbücher über ferne Länder, hat eine Reise nach Ungarn literarisch verarbeitet. "Balatonstimmen" aus dem 1980 erschienenen Band "Warten auf den lautlosen Augenblick" stellt eine Art Reiseerzählung über Ungarn dar. Authentische Beobachtungen mischen sich mit Fiktivem. Meinck verfolgt dabei eine erzählerische Idee: Der Ich-Erzähler ist Schriftsteller, als solcher Gast in Budapest, zum Abschluß des Aufenthaltes kann er mit seinem Reisegefährten noch einige Tage am Balaton verbringen. Die Ungarn-Reise ist angetreten worden mit "Sympathien für dieses Land"<sup>7</sup>, Budapest wird als eine "Auf so ungewöhnliche Weise sozialistische Weltstadt"<sup>8</sup> empfunden, "großartig, temperamentvoll und zuversichtlich"<sup>9</sup>, "die Margaretinsel ein Traum"<sup>10</sup> und der Balaton eine Landschaft, "die an der verkehrten Stelle vom Himmel gefallen war, denn eigentlich gehörten doch die vulkanischen Berge, die Weingärten, Seen, Flüsse, die üppigen Ebenen mehr nach dem Orient..."<sup>11</sup> In einer solchen Umgebung sind die beiden Reisenden immer wieder versucht, sich ganz dem Augenblick, seiner Faszination und der Sicherheit, daß "der Mensch bei aller Zerbrechlichkeit unzerstörbar sei"<sup>12</sup> hinzugeben. Doch durch kurze, eher flüchtige Begegnungen und Eindrücke werden sie mehr als einmal aus ihrer Bereitschaft und Lust zur Faszination durch das Schöne und Angenehme gerissen und deutlich daran erinnert, daß die Realität unserer Wirklichkeit nicht von ihr unberührte Inseln bereithält. "Balatonstimmen" ist der Titel, und es sind in der Tat verschiedene Stimmen, die ihnen entgegenschallen. Da sind die Angler von Balatonfüred in ihrer Ruhe, aber da sind auch "die aufgeblasenen Besitzmanieren" der Urlauber aus München und Stuttgart. Die Eindrücke und Stimmungen in der als reizvoll schön, z.T. gar als exotisch empfundenen ungarischen Landschaft, dann aber die Beobachtung der Menschen, besonders jener aus dem anderen deutschen Staat, deren "Mercedes und harte Währung harte Tatsachen (waren), die nicht durch Sentimentalität aus der Welt zu schaffen waren"<sup>13</sup>, formen sich Meinck in einem mit feiner Ironie geschriebenen Prosatext zum Nachdenken über Anspruch und Wert unseres Lebens.

Ungarn wird hier als ein schon südliches Land erlebt, dessen sprachliche Fremdheit aufgehoben scheint durch die große anziehende Wirkung der Landschaft, des Klimas und nicht zuletzt der Lebensweise und Kultur ihrer Menschen. Aber bei dieser Haltung der Bewunderung

bleibt Meinck nicht stehen, er fügt seinem Ungarnbild gerade auch jene Dimension hinzu, die, einfach durch die Beobachtung scheinbar ganz privater Szenen, die komplizierten Fragen unserer gesellschaftlichen Auseinandersetzungen ins Blickfeld rückt. Etwas melancholisch schließt die Erzählung: "... niemals erfüllt sich alles, später werden wir wissen, wie schön es gewesen ist."<sup>14</sup>

Anders als bei Meinck ist bei Wolfgang Kohlhaase der Gesichtspunkt, unter dem er in seiner Erzählung "Silvester mit Balzac" (1977) auf Ungarn Bezug nimmt. Er erzählt die fiktive Geschichte eines Mannes, der auf einer Silvesterfahrt Antwort auf die ihn bewegenden Fragen zu finden beginnt. Daß gerade Budapest den Hintergrund für eine Selbstfindung abgibt, ist nicht zwingend für die Geschichte. Doch den Ausschnitt ausländischer Wirklichkeit, den Kohlhaase brauchte, hat er sehr genau als Budapester zu porträtieren vermocht. Dabei verzichtet er ganz darauf, allgemeine Beobachtungen in der ungarischen Hauptstadt wiederzugeben, statt dessen formt sich sein Bild aus den Erlebnissen in einer Budapester Familie während der Silvesternacht. Der Autor betont Turbulenz und eine besonders große Internationalität, um so dem Leser Menschen zu zeigen, deren Offenheit und Bereitschaft, sich dem Fremden mitzuteilen, mag es manchmal auch nur oberflächlich sein, Gastfreundschaft so selbstverständlich macht. Doch all diese Liebenswürdigkeit ist nur eine Seite - die Schwierigkeiten, die das Mädchen Ildi hat, den richtigen Weg in ihr Leben zu finden, erinnern den Ich-Erzähler an "genug Leute zu Hause, ... begabt für Träume, die sich nur schwer zurechtfinden in unserer Gegend, gerade, weil sie so übersichtlich beschil-dert war"<sup>15</sup>. Hier erscheint sie wieder, die Frage nach Wertvorstellungen und Sinngebung des Lebens - Kohlhaase stellt sie für Ungarn ebenso wie für sein eigenes Land.

Es soll hier nicht auch auf die Texte eingegangen werden, die nur sehr flüchtige Ungarnepisoden enthalten, ohne Wesentliches von dem Land und seinem Volk zu erfassen, so daß die ungarische Szenerie nur mehr Hintergrund und eigentlich austauschbar ist. Vielmehr sollen einige Beispiele aus der Lyrik die Notizen ergänzen. Ulrich Berkes, Eva Strittmatter, Manfred Jendryschik, Helmut Preißler, Andreas Reimann, Volker Braun, Armin Stolper - unter ihren Gedichten finden sich solche, in denen sie sich an Ungarn, an Begegnungen in Ungarn erinnern. Auch hier ist meist das Erlebnis des Fremden, des fast schon Südlichen zum Auslöser des Schreibens geworden. In Ulrich Berkes' Prosagedicht "August in Budapest" aus "Ikarus über der Stadt" (1976) steigert der Sommer und die Begegnung mit einem ungarischen Mädchen das Erlebnis der Stadt, des

Landes: "...so bleibt: aus fremden/ländern sind wir nicht fremd mehr, durch dich erleb/ich dies land und liebe nun beide."<sup>16</sup>

Während Berkes' Gedicht in einer kühlen, genauen und kunstreichen Sprache wiedergibt, wie die Stadt über alle Sinne - Riechen, Schmecken, Sehen, Fühlen - für das lyrische Ich erlebbar ist, hat Eva Strittmatter mit "In Ungarn" aus "Mondschnee liegt auf den Wiesen" (1975) ein Gedicht geschrieben, das den Eindruck und die Hochstimmung während des Ungarnbesuches mit Naturbildern festhalten will. Dabei verweilt sie mit der ihrer Lyrik eigenen Gefühlsbetontheit bei einzelnen Beobachtungen: "Die Nachtigallen von Szigliget, /Die sangen im Mai nicht nur./ Sie ließen sie auch von uns sehn. /Solche Wunder sind in Ungarn geschehn./... und die Heide von Hortobagy, wo der Wind/Läuft mit den Pferdeherden/ Und gegen gebogenes Mondgehörn/Von perlmuttfarbenen Rind..."<sup>17</sup> Hier finden sich Anklänge an romantische Traditionen, Ungarn scheint hier wieder in jenen Bildern gefaßt zu sein, die das 19. Jahrhundert entdeckt hatte. Doch Eva Strittmatter verwendet sie nicht einfach um ihrer Romantik willen, für sie ist es ein Erleben noch bewahrter Natur, "ein Wunder", das Ungarn für sie bereithält - im Gedicht will sie es aufheben.

Es fällt auf, daß Ungarn in allen genannten Werken stets aus dem Blickwinkel des Reisenden geschildert wird und so in erster Linie Details der Kultur und Landschaft wiedergegeben werden, die dem mit wachen Sinnen Beobachtenden als etwas ihn Unbekanntes, vor allem Schönes auffallen. Vieles vom heutigen gegenwärtigen Ungarn wird in diesen Details sehr genau wahrgenommen und jene falsche, unrealistische Ungarn-Romantik, wie sie von einer bürgerlichen Massenkultur (Operette, Unterhaltungsfilm) seit dem 19. Jahrhundert in die Welt getragen worden ist, hat keinen Platz mehr. Allerdings spürt man es doch auch in den heutigen Darstellungen, daß gerade die Spuren eines romantischen Ungarn nicht ungern entdeckt werden und manchen Beobachtungen dann auch ein Hauch von Exotik gegeben wird. Das gilt für einzelne Stellen bei Fühmann ebenso wie bei Meinck.

Literarische Texte von DDR-Autoren, in denen sie nicht ausgesprochen als Reisende und damit auch in einer besonderen Stimmung auf Ungarn Bezug nehmen, bilden eine Ausnahme. So etwa Volker Brauns Gedicht "Aussage des ungarischen Ingenieurs Lajos K. vor der Konfliktkommission" (1974). Brauns Text ist der Versuch, im betont subjektiv gehaltenen Bericht eines ungarischen Ingenieurs, der ein gemeinsames Bauvorhaben sozialistischer Länder leitet, etwas von den zwischen diesen Ländern gewachsenen Bindungen sichtbar zu machen. Ihm geht es vor

allem darum, die Gemeinsamkeit zwischen den Menschen der verschiedenen Länder bei ihren gesellschaftlichen Anstrengungen ins Blickfeld zu rücken. Volker Brauns Gedicht ist ein Schritt in die Zukunft, hin zur Darstellung neuer, über das bisher Gewohnte hinausgehender Beziehungen zwischen den sozialistischen Ländern und den Menschen ihrer Völker. Daß solche Art der Darstellung jedoch noch selten zu finden ist, mag darauf hindeuten, an welchem Punkte der Entwicklung wir stehen. Ulrich Berkes' Zeile drückt das Erreichte wohl ziemlich genau aus:..." aus fremden /ländern sind wir nicht fremd mehr...".

#### Anmerkungen

1. Franz Fühmann: Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens. Rostock 1979, S. 468.
2. Ebd. S. 363.
3. Ebd. S. 506.
4. Ebd. S. 417.
5. Ebd. S. 432.
6. Ebd. S. 357.
7. Willi Meinck: Balatonstimmen. In: Warten auf den lautlosen Augenblick. Halle 1980. S. 5.
8. Ebd. S. 6.
9. Ebd. S. 7.
10. Ebd. S. 9.
11. Ebd. S. 12.
12. Ebd. S. 9.
13. Ebd. S. 34.
14. Ebd. S. 44.
15. Wolfgang Kohlhaase: Silvester mit Balzac und andere Erzählungen. Berlin und Weimar 1977, S. 115.
16. Ulrich Berkes: Ikarus über der Stadt. Prosagedichte. Berlin und Weimar 1976, S. 35.
17. Eva Strittmatter: Mondschneg liegt auf den Wiesen, Gedichte, Berlin und Weimar 1975, S. 44 ff.



HELMUT RUDOLF

Alltagsproblematik und Literaturwürdigkeit in den  
Erzählungen des ungarndeutschen Schriftstellers Ludwig Fischer

Nachdem in den Arbeiten zur deutschen Philologie, Band XIII, eine erste Positionsbestimmung zur gegenwärtigen ungarndeutschen Literatur umrissen wurde, wendet sich dieser Beitrag dieser Nationalitätenliteratur in ihrer fortschreitenden Entwicklung zu und stellt - nach einer orientierenden Einleitung zur Situation dieser Literatur - einen ihrer hervorragenden Vertreter vor. Es mag noch zu früh erscheinen, urteilend in den Prozeß der literarischen Konsolidierung kritisch einzugreifen; im Interesse der vielfältigen ästhetisch-künstlerischen Bemühungen der ungarndeutschen Literaturschaffenden liegt es, wenn ihre Arbeiten beachtet und die zurückgelegte Wegstrecke einleitend markiert wird.

Mit dem Eintritt der ungarndeutschen Literatur in das gesellschaftliche Leben des Landes übernahm sie die Verantwortung für sich und den Leser, den es wiederzugewinnen galt. Zwar besagen die schriftstellerischen Aktivitäten noch nichts über die literarische Qualität, doch darf die Ernsthaftigkeit des kontinuierlichen Voranschreitens als Beweis für den Willen angesehen werden, die deutsche Muttersprache (und ihre nationalitätenspezifischen Existenzformen) gesellschaftlich anzuerkennen und wertzuschätzen. Daß sie sich dieser gesellschaftsmoralischen Pflicht bewußt ist, belegen die Leistungen, mit denen sie seit Anfang der siebziger Jahre hervortritt. Mit Beginn der achtziger Jahre wird in der ungarndeutschen Literatur eine stofflich - thematische Vielfalt deutlich; in sie ist das entschiedene Eintreten für die ungarische Heimat und das klare Bekenntnis zum sozialistischen Vaterland integriert, und zwar in einer literarisch wirksamen Weise.

Betrachtet man, was der Demokratische Verband der Ungarndeutschen in den letzten Jahren publizierte<sup>1</sup>, so läßt sich daran eine ansteigende Entwicklungslinie der ungarndeutschen Literatur feststellen, wenn sich auch derzeit die Kontinuität der Generationsfolge als Problem darstellt.

Die Autorenaktivitäten<sup>2</sup> sind nicht denkbar vor dem Hintergrund der Reden János Kádárs auf dem 12. Parteitag der USAP und auf der Herbstsession des Parlaments 1980. Sie sind auch deshalb hoch einzuschätzen, weil kein Schriftsteller sich dem literarischen Schaffen ohne berufliche Bindung zuwendet; jeder ist eingebettet in eine berufliche Tätigkeit, in das gesellschaftliche Leben, in Vergangenheit und Gegenwart. Sie geben ihm nicht wenig Impulse für sein lyrisches oder erzählerisches Schaffen, das gegenwärtig Hauptmerkmal der ungarndeutschen Literatur ist.

Unter den ungarischen sozialistischen Gesellschaftsbedingungen ist es kein historisches Phänomen, einer nationalen Minderheit anzugehören, deren Identität zweisprachig ist. Obwohl die ungarndeutschen Schriftsteller in ihren Gesellschaftsbeziehungen sich vorwiegend der Nationalsprache bedienen, nehmen sie in der Literatur das verbriefte Recht der muttersprachlichen (auch mundartlichen) Kommunikation für sich in Anspruch. Ein Phänomen ist vielmehr die Konsequenz aus diesem Recht: der selbstgestellte Anspruch auf die Realisierbarkeit literarischer Produktivität für die Nationalität und zugleich die ungarische Nationalliteratur, als deren Zweig sie sich verstehen muß, wenn sie nicht nur auf die ein-, sondern auf die zweisprachige Wirkung bedacht ist.

Die ungarndeutsche Literatur heute schöpft in ihrem Sprach- und Geschichtsbewußtsein aus drei verschiedenen ethnischen Quellen: aus einer sprachlichen und kulturellen Tradition, die auf die Beziehungen zur deutschen Urheimat zurückgeht, aus den sozialen Erfahrungen des Zusammenlebens zwischen Ungarn und Ungarndeutschen und aus dem Einfluß der sozialistischen ungarischen Gesellschaft, die sie als Lebenselement umgibt und der sie sich aufs engste verbunden fühlt.

Wie Sprach- und Geschichtsbewußtsein einander durchdringen, ist an der sich in der Literatur vollziehenden Synthese nachzuweisen. Dieser Prozeß ist individuell unterschiedlich, vorherrschend oder auslösend kann das Traditions-, Sprach- oder Geschichtsbewußtsein sein; abhängig sind diese Unterschiede nicht selten vom Verhältnis der Schriftstellergenerationen zur Tradition, zur Geschichte oder zum Sprachkönnen, von ihrem bildungs- und Berufsweg und der Gegenstandswahl mit ihrer sprachlich-künstlerischen Formung. Hat die jüngere Generation auch einen geringeren Zugang zur Mundart, so besteht in ihrer bewußten Verwendung und Pflege durch die älteren Schriftsteller<sup>3</sup> Bedeutung über das Territorium hinaus: Für die Jüngeren ist sie wegen ihres stofflich-thematischen Bezugs in Einheit mit einer nur durch sie vermittelten emotionalen Wir-

kung literaturwürdig und lesenswert. Stand zunächst der Versuch zur literarischen Äußerung als Selbstverständigung im Vordergrund, ist es heute mehr das Bewußtsein, der Wille zur sprachkünstlerischen<sup>4</sup> Repräsentation der Autoren, auf die Nationalitätenkultur fördernd einzuwirken<sup>5</sup>. Jene von ihnen, die sich in den letzten Jahren dem Leser gestellt, fördern ihn sprachlich, und über sein Sprachbewußtsein fordern sie sein Urteil heraus. Das ist eine Folge der wachsenden Ansprüche, die die ungarndeutschen Schriftsteller an sich selbst stellen; mit ihren Gedichten und Erzählungen sind sie herausgetreten aus der Anonymität der Zufälligkeit; ihre Verpflichtung gegenüber dem Leser und sein zunehmendes Interesse lassen sich nicht mehr übersehen.

Im Unterschied zu den zaghaften Anfängen befindet sich die ungarndeutsche Literatur der Gegenwart weder im Zustand der Isolation noch der Idylle; sie greift - mit unterschiedlichem ästhetischen Niveau - ein in den Prozeß der sich verändernden gesellschaftlichen Wirklichkeit. Kraft ihrer muttersprachlichen Leistung breitet sich ihre Wirkung aus, weil sie künstlerisch Gestalt werden läßt, was sie weltanschaulich, sozial und moralisch bewegt und anregt. Im vergangenen halben Jahrzehnt festigte sich - mit wechselndem Erfolg für den einzelnen - die Gruppe ungarndeutscher Schriftsteller. Sie ist auf dem Wege zur Verwirklichung höherer Leistungsansprüche. Diese erwachsen aus einer veränderten Anspruchshaltung an das zu Gestaltende und den Lesererwartungen. Ihre Grenzen hat die Autorengruppe noch nicht erreicht, es fehlt der Roman, das Schauspiel, die Komödie; seit Generationen haben die Ungarndeutschen ihre Geschichte, ihre Traditionen - in Gemeinsamkeit mit den Ungarn. Diese Geschichte ist voller Leben, auch wechselvoll, mit ihren Höhen und Tiefen, mit Freuden und Tränen, mit Lachen und Trauer, mit Hoffnung und Enttäuschung, mit Schönem und mit Häßlichem, mit allem, was das Leben lebenswert macht. Die künstlerische Gestaltung dieses Lebens steckt noch in den Anfängen<sup>6</sup> - bei aller Anerkennung des Geleisteten.

Die Muttersprache in ihren beiden Existenzformen trägt stofflich-thematisch, was den Bezug zur Nationalität wie zur Gesellschaft hat. Betrachtet man die Literatur genauer, so wird deutlich, daß in ihrer Alltagsproblematik unverkennbar ein besonders ausgeprägtes nationales Wertbewußtsein hervortritt. Der Leser assoziiert es zunehmend mit seiner gesellschaftlichen Existenz und als Wertorientierung, nicht über sich zu schweigen, sondern miteinander zu reden, dem Bedürfnis nachgeben, sich dem anderen zu öffnen für die Probleme, die ihn bewegen. Eine solche Orientierung auf das Miteinander ist gesellschaftlich notwendig, weil - wie noch zu zeigen ist - mit unausweichlicher Konsequenz die

Probleme im Sinne der gesellschaftlichen Bestimmung des Menschen zu lösen sind.<sup>7</sup>

Für Ludwig Fischer, dessen Erzählungen wir uns im folgenden zuwenden, liegen die wahren Werte im menschlichen Miteinander, nicht in den Pseudobedürfnissen des sich im Konsum Betäubenden und nicht in der Entfremdung. Auch dann, wenn seine Erzählungen nicht den kristallklaren Hintergrund seiner Biographie haben, sind sie vom Wertbewußtsein des Alltags und seiner Bedeutung für den Menschen bestimmt. Mit seinem Eintritt in die ungarndeutsche Literatur ist die Prosa des Alltags bereichert worden; er stellt nicht schlechthin die Frage nach dem Sinn des Lebens, sondern nach den Lebensbeziehungen. Sind sie gestört, so ist das ein Signal.

Ludwig Fischers Erzählungen und Geschichten haben ihr eigenes Gewicht; im Ensemble der ungarndeutschen Literatur sind sie unverwechselbar. Sie bezeugen sein Talent, den Alltag in seiner Vielschichtigkeit und in seinem potentiellen Beziehungsreichtum zu durchleuchten. Er versteht es, das in das Bewußtsein des Lesers zu rücken, was dieser noch nicht oder nicht so gesehen hat.

Dadurch wird für den Leser vieles erst bedeutsam, was ihn und seine mitmenschlichen Beziehungen betrifft. Weil Ludwig Fischers Erzählungen und Geschichten unaufdringlich, still, behutsam sind, bewirken sie Nachdenklichkeit, führen sie den Leser zu sich selbst zurück, zu seiner eigentlichen Bestimmung: dem Zueinanderfinden, damit sich die Menschen wirklich nahe sind und die Fremdheit, die nicht selten als Mauer zwischen ihnen steht, überwinden, sich die Hand reichen. Gelingt dies nicht, so bleibt zwischen ihnen Kälte. Gegen sie und die zwangsläufige Einsamkeit wehrt sich Ludwig Fischer; sie sind Gegenstand seiner kritischen Aussagen. Obwohl eine leichte Wehmut mit-  
schwingt weiß er, daß die vergangenen Lebensformen dörflicher Einheit, wie sie seine Kindheit bestimmten, in dieser Geschlossenheit nicht mehr belebbar sind; woran er nicht glauben will, was er bezweifelt, ist die Erscheinung des Zerfalls jener Werte, die es unter den Bedingungen der Veränderung von Lebensformen unbedingt zu erhalten gilt, weil sie unersetzbar sind und das Leben erst jetzt für alle menschlicher machen.

Den Anstoß zu des Lesers Nachdenklichkeit löst der Autor nicht selten mit den Titeln seiner Erzählungen und Alltagsgeschichten<sup>8</sup> aus; sie deuten aber nur scheinbar auf das Nebensächliche der Stoffauswahl.

Ein solcher fast ohne Wirkung auf den Leser bleibende Titel steht über der Erzählung "Gegenstände"<sup>9</sup>. Sie gehört zu den herausragenden Arbeiten Ludwig Fischers, weil sie einerseits Problemen unserer Zeit unmittelbar auf der Spur ist, die andererseits mit einem hohen wirkungsästhetischen Bewußtsein gestaltet sind, so daß an seiner Wertorientierung nicht zu zweifeln ist.

Seine Geschichten haben anfangs ein eng begrenztes Erzählfeld, es assoziativ auszuweiten, ist eine Besonderheit seiner Darstellung. In "Gegenstände" läßt der Einleitungssatz "Was will man von einer alten Frau?" aufhorchen und deutet auf etwas hin; die Vermutung, es handle sich um eine Anforderung oder Aufforderung, erweist sich als Irrtum. Niemand will etwas von ihr, darin besteht die Tragik der Frau Wagner. In ihrem isolierten Dasein ist sie immer auf einen Dialog eingestellt, doch keiner spricht sie an, erfüllt ihre Erwartung. So bleibt die monologische Rede, das Zwiegespräch mit sich, die Reflexion über Vergangenes und Gegenwärtiges. Daß sie nicht über ihre Zukunft nachdenkt, muß als charakteristisch für ihre Situation angesehen werden. Sie ist so allein in der "Gemeinschaft" eines Hochhauses, daß ihr der Mut fehlt, jemanden anzusprechen. Sie wartet und wartet in demutsvoller Haltung. Ludwig Fischer gestaltet sie nicht im Verharren, im bloßen Dahinleben, ihre Gedanken sind wach und kritisch. Die ihr noch verbliebene Aktivität wendet sie dem zu, was sich ihr über die Vermittlung der Gegenstände an menschlich Bedeutsamem verdeutlicht: Ehemann und Tochter, die sie beide überlebte. An einzelnen Gegenständen, die sie vor dem Wegwerfen rettete, lebt die Erinnerung an menschliche Beziehungen wieder auf. Dadurch weitet sich auch das Erzählfeld in gewisser Weise zur Lebensgeschichte aus, ohne daß damit Vollständigkeit angestrebt worden wäre. Der Leser gewinnt den Eindruck, daß es ein glückliches Leben war, das diese drei Menschen miteinander verband. In den Beziehungen zu den Gegenständen, der damit verknüpften Verinnerlichung, erschöpft sich ihre Kraft; die Menschen bleiben ihr fremd: "Kein persönliches Wort. Alles fremd. Gereizt."<sup>10</sup> Ihr Wille, mit den Gegenständen zu reden, sie als Erinnerungsanlaß nicht zu verlieren, macht ihre Sehnsucht nach zwischenmenschlichen Kontakten, nach Kommunikation, verständlich. Sie hat ihre eigenen Gedanken über dieses anormale Leben, das den Menschen zwar den Wohnraum sichert, doch nicht mehr. Was früher in Dorf und Stadt organisch wuchs, fehlt hier. "In das Hochhaus brachte man mich. Ein Zimmer und eine Kochnische für eine alte Frau. Da hat man noch nie nach mir gefragt. Das tun sie nicht... Da gibt's nur ein flüchtiges Guten Morgen. Ein eiliges Dahinjagen. Früh

am Morgen schon zerren sie an ihren kleinen Kindern herum..."<sup>11</sup> Obwohl sie allein lebt, unbeachtet von anderen, ist sie nicht gefühllos; sie nimmt die Veränderungen der Lebensgewohnheiten aufmerksam wahr<sup>12</sup>, dagegen wehren kann sie sich nicht. Ludwig Fischer stellt sie in ihrer mehrfachen Betroffenheit dar: Es gibt wohl nichts Schlimmeres, als wenn sich ein Mensch überflüssig, unnütz vorkommt, wenn er neben sich niemanden weiß. Das Einander-Fremdsein und - Fremdbleiben ist eine tiefe Wunde in ihrer Psyche. Seine in mehreren Geschichten formulierte Botschaft an den Leser lautet: Wenn der Sinn eines Lebens in einer früheren oder späteren Phase die gegenseitige Fremdheit, vor allem die Fremdheit der Generationen ist, wenn sie einander gleichgültig sind, ohne voneinander zu wissen, ohne die Lebenswerte einander weitergeben zu können oder aufnehmen zu wollen, dann sind die Beziehungen untereinander gestört. Das Verhältnis der zwischenmenschlichen Kontakte auf das Niveau der gesellschaftlichen Zielsetzungen zu bringen, ist das Anliegen Ludwig Fischers. Diese Botschaft hat eine bedeutende gesellschaftliche Relevanz.

Obzwar Gegenstände tot sind, dem Menschen nichts zu sagen haben, wenn sie nicht Erinnerungsstütze sind, weist diese Erzählung auf die Austauschbarkeit des Titels: Eigentlich geht es um Menschen, nicht um Gegenstände; sie erlangen ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie dieser alten Frau mehr geben und "sagen" in ihrer Situation als die Menschen um sie herum. Sie lebt ihr Leben, es fällt ihr aber schwer, sich an die Hast, die Isoliertheit und das Desinteresse zu gewöhnen, weil es für ihr Leben nicht bestimmend war. Wenn in ihrer Erinnerung die Schönheit in den menschlichen Beziehungen innerhalb der Familie und mit den Nachbarn auftauchen, hat das nichts Verklärendes, es weist vielmehr auf wieder zu belebende Werte hin.

Ludwig Fischer, ein scharfer wie sensibler Beobachter seiner Zeit und ihrer Umgestaltung, möchte eine Brücke schlagen zwischen den Menschen, den Generationen; die Älteren könnten den Jüngeren sagen, welche Bedeutung hohe moralisch-ethische Werte eines Arbeitslebens, einer Familie, der freundschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander haben. Obgleich jeder seine Erfahrungen braucht, kann er nicht ohne die anderer leben. Keine Generation kann ohne sie leben; vieles, was sich heute verändert, bedarf der Verständigung zwischen den Generationen. Das ist der wegweisende Gedanke Ludwig Fischers. Wird kein Weg zueinander gefunden, nimmt die Kälte, die Fremdheit zu; die Zentralheizung kann menschliche Kontakte, Freundlichkeit, Gespräche, Freundschaft und das Miteinander nicht ersetzen, ebensowenig darf im Alter

das Erinnern der einzige Lebensinhalt sein.

Er stellt seine Heldin in einen äußeren und einen inneren Konflikt, beide sind aufs engste miteinander verflochten. Gibt es eine Lösung? Ludwig Fischer läßt diese Frage offen, jeder soll über seine mitmenschlichen Beziehungen nachdenken. Dieses Problem ist sein Hauptanliegen. Die "Helden" seiner Erzählungen und Geschichten kennen wir, sofern wir unser menschliches Umfeld betrachten und nicht nur uns selbst: Es sind die Unauffälligen, Einsamen, der still und zuverlässig Arbeitende, glückliche alte Menschen, der von der Vergangenheit Träumende, der Nachdenkliche, der sich für die gequälte Kreatur Engagierende, es ist der Verstorbene, für den man keine Zeit hatte, es sind verständnislose Eltern und Egoisten.

Fragen und Feststellungen bewegen den Autor, ob es so, wie es ist zwischen den Menschen, sein muß: "Wer wird sich noch nach Jahren an uns erinnern? Alles verblaßt mit der Zeit." ("Immer klirren die Wecker")<sup>13</sup>, "Die hellen Wege der Kindheit erblassen in der Ferne." ("Wo sind sie geblieben?")<sup>14</sup>, "Immer mehr wird alles zur Erinnerung." ("Alles wird bleiben")<sup>15</sup>, "Ich hatte aber keine Zeit für dich...Ich hatte es eilig." ("Der Kies knirscht hart unter den Schritten")<sup>16</sup>, "Wenn wir unsere Dörfer verlassen wollen, müssen wir auch Bindungen, Erinnerungen, Gefühle zurücklassen..." ("Auf weiten Wegen")<sup>17</sup>, "Nach fünfzig, sechzig Jahren wird schon alles zu Fragen... Was wissen da die Leute um uns, wie ich dich erwarte, was wissen sie, wie schön wir's auch haben." ("Es war noch unser Tag, dein Tag und mein Tag")<sup>18</sup>, "Der kleine rote Ball brachte unbemerkt etwas mehr Glück in das Leben dieser Menschen." ("Zwei Bälle")<sup>19</sup>, "Ich gehe traurig mit der alten Tasche in der Hand durch die Gassen. Wieder karzte ich einen Tag in die Unendlichkeit." ("Der 16.10.1981")<sup>20</sup>, "Du solltest es nochmals versuchen. Versuchen wir's mal! Wir?" ("Der Doktor")<sup>21</sup>.

Für Ludwig Fischer ist der Alltag der Menschen das Feld ihrer Bewährung. Die Vielzahl der zu bestehenden Situationen fordert sie psychisch und physisch. Es ist aber weniger deren Kompliziertheit im Arbeitsprozeß als vielmehr die der Lebensprozesse. Sie sind für die menschlichen Beziehungen der Gradmesser ihrer sozialen und gesellschaftlichen Bewußtheit. Hier werden Wert und Sinn des individuellen Daseins konkret in Handlungen und Gefühlen füreinander: in Freundschaft, Liebe, Zuneigung, Hilfsbereitschaft, Mitgefühl, Uneigennützigkeit, Verständnis, Selbstlosigkeit, Gemein Sinn. Im gemeinsamen Zueinanderfinden wird der Alltag reicher, schöner, die gesellschaftliche Lebensqualität erhöht sich. Damit tritt der Autor der Veräußerlichung, dem "schönen

Schein", menschlicher und gesellschaftlicher Werte entgegen. Die Frage "Wie lebe ich?" stellt sich unaufdringlich, sie bewirkt Besinnung, Nachdenklichkeit.

Ludwig Fischers Gestaltung des Alltagslebens der Menschen ist insofern bedeutsam, als er den Alltag literaturwürdig macht, und zwar so wirklichkeitsbezogen, daß derjenige, der diese Wahrheiten von sich wegschieben möchte, weil sie ihm unbequem sind, von ihnen immer wieder eingeholt wird. Der Autor gibt seinen Lesern ein phantasievolles und aktives Mitdenken auf, ohne ihnen ihre Schwächen anzulasten. Er möchte Verkrustungen aufbrechen, verschüttete Werte freilegen und ein der Gesellschaft gemäßes Wertbewußtsein fördern.

Mit seinen Erzählungen und Geschichten steht Ludwig Fischer in der ersten Reihe der ungarndeutschen Schriftsteller und überschreitet die Grenzen hin zur Nationalliteratur.

#### Anmerkungen

1. Der schlaue Bergmannsknappe. Märchen der Bergleute aus dem Komitat Baranya. Gesammelt und geschrieben von Dr.Karl Vargha und Dr.Béla Rónai. Budapest 1973.  
Tiefe Wurzeln. Eine ungarndeutsche Anthologie. Budapest 1974.  
Georg Fath: Stockbrünnlein. Ausgewählte Gedichte. Budapest 1977.  
Bekennnisse-Erkenntnisse. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest 1979.  
Erika Áts: Gefesselt ans Pfauenrad. Budapest 1981.  
Ausgeliefert werden 1982:  
Ludwig Fischer: Erzählungen.  
Wilhelm Knabel: Gedichte und Erzählungen (Herausgeber: Lorenz Kerner).
2. Hervorzuheben sind hier Ludwig Fischer, Valéria Koch, Georg Fath, Nelu Ebinger, Engelbert Rittinger, Josef Mikonya, Georg Wittmann, Franz Zeltner, Nikolaus Márnai.
3. Nikolaus Márnai, Franz Zeltner u.a.  
Zweisprachigkeit: theoretisch und praktisch. In: Neue Zeitung, Budapest, Nr. 46/1981, 25.Jg., S.7.
4. Funktion der Sprachgestaltung im literarischen Text. Halle 1981.
5. Nikolaus Márnai: Nochonmol iwer Mundartsproch un mundartdichtung, in: Neue Zeitung, Budapest, Nr. 51-52/1980, XXIV. Jg.

6. Die unter 1 genannten Anthologien und die Veröffentlichungen in der Neuen Zeitung sowie im Deutschen Kalender geben darüber Aufschluß.
7. Siehe dazu z.B. Ferenc Kozmas Essay "Lebensniveau und Qualität", in: Budapester Rundschau, Nr.50/1980, XIV.Jg., S.2 f.
8. Die Titel werden unten genannt.
9. In: Neue Zeitung, Budapest, Nr. 43/1981, 25.Jg., S.4.
10. Ebd.
11. Ebd.
12. Das Wort "zerren" wertet die Situation und das Verhältnis zwischen den Eltern und Kindern besonders kritisch. Es ist ihrem Wollen ausgeliefert und kann sich nicht wehren.
13. In: Neue Zeitung, 51-52/1981, S. 11, 25.Jg.
14. In: Neue Zeitung, 38/1980, S.4, 24. Jg.
15. In: Neue Zeitung, 49/1980, S.4, 24.Jg.
16. In: Neue Zeitung, 5/1981, S.4, 25.Jg.
17. In: Neue Zeitung, 20/1981, S.4 f., 25.Jg. I.Teil.  
21/1981, S.4 f., 25.Jg., II.Teil.
18. In: Neue Zeitung, 30/1980, S.4 f., 24.Jg.
19. In: Neue Zeitung, 42/1980, S.6, 24.Jg.
20. In: Neue Zeitung, 7/1982, S.4., 26.Jg.
21. In: Deutscher Kalender 1982, Budapest 1981, S.209 ff.



WOLFGANG SPIEWOK

Luther und die deutsche Literatur

"Am 1. August 1537 nach dem Frühstück saß M. Luther am Tisch, sann nach und schrieb mit Kreide auf den Tisch: Sache und Worte: Philippus (Melanchthon); Worte ohne Sache: Erasmus; Sache ohne Worte: Luther; weder Sache noch Worte: Karlstadt. Als er das geschrieben hatte, kam zufällig Herr Philippus mit Magister Basilius dazu und sagte: Das sei wahr, was Erasmus und Karlstadt angehe; ihm aber sei zuviel zugeschrieben, und man müsse Lutther auch die 'Worte' zuschreiben."<sup>1</sup>

Wer mag bei diesen Tischreden des 1. August 1537 wohl klarsichtiger gewesen sein? Luther oder Melanchthon? Wie denn? Martinus Luther, bei dem - nach dem Zeugnis seines getreuen Jüngers Erwin Arndt zu Berlin - "die Gewalt des Wortes zu ihrer vollen Wirkung gelangt" ist<sup>2</sup>, habe selbst seine Wort-Gewalt so gering geschätzt? Unangebrachte selbstkritische Bescheidenheit bei einem Manne, dem - nach dem Zeugnis eines anderen - Selbstkritik fremd war, "hatte er sich doch lange genug in mönchischer Selbstzerknirschung üben müssen"<sup>3</sup>?

Nun, vielleicht meinte Luther an jenem 1. August 1537 ein anderes "Wort" als Erwin Arndt, vielleicht auch - und das ist wohl am wahrscheinlichsten - wertete er das, was ihm in diesem Augenblick "Wort" war, minder als Melanchthon, denn "Wort" war für Luther wohl kein ein-sinniges Wort, wie ein Vers aus jenem berühmten Liede des Reformators bezeugt, das Friedrich Engels die "Marseillaise des 16. Jahrhunderts" genannt hat: "Das Wort sie sollen lassen stahn!" Das Wort dieses Verses meint das Wort Gottes, offenbart in den Evangelien der Bibel, jenes Wort, zu dessen Diener Luther sich selbst berief, dessen ein/eindeutigen Sinn er zu erfassen und gegen alle Angriffe, gegen alle Entstellungen zu verteidigen suchte. Diesem Wort Gottes gegenüber, der "Sache", um die es Luther ging, ihr war das "Wort" (das heißt: die Sprachgewalt des Menschen) demütig unterzuordnen, mochte es das geschliffene Latein des Erz-Humanisten Erasmus von Rotterdam oder der funkelnde Wort-Edelstein des Poeten sein. Luther war eben - und dies

wäre wohl an dieser Stelle anzumerken - Theologe, und zwar einer, der seinen Beruf als Berufung nahm, die er selbst unter Einsatz seines Lebens zu verwirklichen suchte. Dem Theologen Luther war die Wahrheit wichtiger als die Gewalt des Wortes, der Geist belangvoller als das Genie, der Glaube wertvoller als gelehrtes Wissen: "Potentior est veritas quam eloquentia, potior spiritus quam ingenium, maior fides quam eruditio."<sup>4</sup> Und ließe sich Literatur nicht in den Dienst des Wahren Glaubens stellen, so wäre wohl besser, sie ginge völlig zugrunde: "Nam melius est ruere literas quam religionem, si literae nolint servire."<sup>5</sup>

Er selbst - Luther - hatte zudem keineswegs den Ehrgeiz, zum Poeta laureatus gekrönt zu werden. Er forderte Begabtere auf, volkssprachige Gemeindelieder zu dichten, da er nicht das notwendige, so wünschenswerte Talent besitze: "Ego non habeo tantum gratiae, vt tale quid possem, quale vellem."<sup>6</sup> Beeindruckt von der gelungenen Psalmbearbeitung des Eobanus Hessus, erklärte er resignierend: "Nam poetae nolo ullo modo comparari, sicut nec debeo, neque passum." (Ich will, darf und kann mich keineswegs mit einem Dichter vergleichen.)<sup>7</sup>

Und fürwahr: Wenn auch Ausgang des Jahres 1524 etwa ein Drittel aller in Deutschland kursierenden Schriften Luther zum Verfasser hatten, so weist doch - nach Max Wehrli - "die ganze gewaltige Schriftstellerei Luthers ... nichts 'Literarisches' im herkömmlichen Sinne auf. Während der Flugschriftenkrieg, dessen Mittelpunkt Luther schließlich war, sich aller erdenklichen Einkleidungen bediente, hat Luther praktisch keine Gesprächsbüchlein, Allegorien, Dramen, Lehrgedichte und dergleichen geschrieben. Die Satire, die ihren ästhetischen Lustgewinn aus dem Angriff auf den Gegner zieht und eine der Grundformen des Zeitalters ist, kennt er, im strengen Sinne, ebensowenig wie eine eigentliche Erbauungsliteratur, die sich in Selbstreflexion erfreut."<sup>8</sup>

Dies hat denn auch Fragen laut werden lassen der Art, ob Luther überhaupt Anspruch habe auf einen Platz in der Geschichte deutscher Literatur. Schon Johann Gottfried Herder urteilte: "Eine poetische Reformation bewirkte L(uther) nicht"; doch er fügte einsichtig abschwächend hinzu: "dessen er sich auch nicht anmaße".<sup>9</sup> Rigoroser, kompromißloser wertet Wolfgang Stammer in seinem erstmals 1927 erschienenen Handbuch "Von der Mystik zum Barock": "Es taucht keine neue künstlerische Form, kein neuer künstlerischer Gedanke auf, um die konfessionellen und theologischen Meinungsverschiedenheiten auf künstlerische Höhe zu heben."<sup>10</sup>

Ob dieses Anathema gerecht ist, wird noch zu erörtern sein. Unver-

rückbare Tatsache bleibt allerdings, daß es Luther in erster Linie um die Sache - das heißt: um Gottes Wort - ging. Seinen Sinn zu erfassen, ihn möglichst klar, anschaulich, überzeugend allen Kindern Gottes zu verdeutlichen; dies war seine große, selbstgestellte Aufgabe, die ihm Riesenkräfte verlieh. Gerhard Brandler sieht die hervorstechendste Charaktereigenschaft Luthers in der "Besessenheit von seiner Aufgabe. Der Mann hat ununterbrochen gearbeitet, gelesen, studiert, geschrieben, Vorlesungen gehalten, gepredigt, korrespondiert und organisiert."<sup>11</sup> Und so entstand ein gewaltiges literarisches Werk von über 600 Titeln, deren größerer Teil bereits zu Luthers Lebenszeit erschien und in zahlreichen Drucken den Büchermarkt überschwemmte. Die Zahl der Drucke, die bis zu seinem Tode erschienen sind, wird mit 4 000 angegeben!<sup>12</sup> Sein Hauptwerk aber war - und bleibt - die Übersetzung der Bibel.

Luther war gewiß "nicht nur einer der Begabtesten, er war auch einer der gebildetsten Männer seiner Zeit".<sup>13</sup> Er hatte die humanistische Bildung im kleinen Finger, zählte zahlreiche berühmte Humanisten zu seinen persönlichen Freunden und Helfern (auch wenn nicht alle - zuvörderst Erasmus - ihm in jeder Hinsicht folgen mochten) und nutzte alle geistigen, alle wissenschaftlichen Voraussetzungen, die humanistische Gelehrsamkeit geschaffen hatte. Die Elementarforschung humanistischer Philologenarbeit - "Ad fontes!" - wies ihn zum griechisch - hebräischen Urtext der Bibel, und jener Erasmus, der im Streit um die Willensfreiheit des Menschen sein Gegner wurde, schuf mit einer hervorragenden Ausgabe des *Novum Testamentum graece* die Grundlage für Luthers Übersetzung des Neuen Testaments.

Nicht zur Verfügung stand Luther jedoch eine ausgebildete humanistische Übersetzungskunst oder gar Übersetzungstheorie. Hier beginnt - neben anderem - seine ganz persönliche, kaum überschätzbare sprachschöpferische und übersetzungswissenschaftliche Leistung. Luther legte seine Übersetzungsprinzipien im "Sendbrief vom Dolmetschen" (1530) und in den "Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens" (1531) dar. In beiden Werken verfißt er den schon von Horaz formulierten Grundsatz, daß "nicht der sinn den worten, sondern die wort dem sinn dienen und folgen sollen".<sup>14</sup> Und er hegt die feste Überzeugung, daß dem biblischen Wort Ein-Sinnigkeit (wir würden heute sagen: eine monoseme Bedeutungsstruktur) eigne, die zu erfassen sei. Hindernisse auf dem Weg zur Sinn-Erfassung türmten einzig und allein die begrenzten Fähigkeiten des Menschen, und diese Hindernisse könnten durch Studium, durch Ausweiten des Erfahrungsschatzes, durch Erhöhen des Ausdrucksvermögens aus dem Wege geräumt werden. "ach es ist dolmetschen ia nicht eines iglichen kunst / wie die tolln heiligen meinen / Es gehöret dazu

ein recht / frum / trew / vleissig / furchtsam / Christlich / geleret / erfahren / geübet hertz".<sup>15</sup> So lehnt denn Luther auch folgerichtig die von den Kirchenvätern entwickelte und in der Bibelepexese praktizierte Theorie vom vierfachen Schriftsinn ab. Für ihn geht es nicht darum, das Wort Gottes in die historische (d.h. wortwörtliche), allegorische (d.h. heilsgeschichtliche), tropologische (d.h. moralische) und anagogische (d.h. eschatologische) Bedeutungsebene zu zerlegen, sondern um die Erfassung des eindeutigen und unbezweifelbaren Sinnes von Gottes Wort.

Dabei läßt er sich keine Mühe verdrießen: "Im Hiob erbeiten wir also / M. Philips / Aurogallus vnd ich / das wir jn vier tagen zu weilen kaum drey zeilen kundten fertigen. Lieber / nur es verdeudscht vnd bereit ist / kans ein jeder lesen vnd meistern ... wird aber nicht gewar / welche wacken und klötze da gelegen sind / da er jtzt vber hin gehet / wie vber ein gehoffelt bret".<sup>16</sup> Um das rechte Wort zu finden, muß der verfügbare Wortschatz erweitert werden, und wenn die Opferung eines Lammes beschrieben werden soll, muß ein Fleischer eigens dafür einen Hammel schlachten und dessen innere Organe mit den ihm bekannten deutschen Fachwörtern exakt bezeichnen. Doch es geht Luther nicht nur um die Exaktheit des Übersetzerischen Wortes, es geht ihm gleichermaßen um seine Wirkung, die Wirkung bei einem Zielpublikum, das keine ständische Begrenztheit verträgt. Und um eine "völlige Deudsche klare rede" zu erzielen, muß man "die mutter jhm hause / die kinder auff der gassen / den gemeinen mann auff dem marckt drümb fragen / vnd den selbigen auff das maul sehen / wie sie reden / und darnach dolmetschen / so verstehen sie es denn / vnd mercken / das man deudsch mit jhn redet."<sup>17</sup> So übersetzt er Christi Wort "Ex abundantia cordis os loquitur" nicht mit dem hanebücheneren "Aus dem vberflus des hertzen redet der mund", denn das sei ebensowenig deutsch wie "Vberflus des houses / vberflus des kacheloffens / vberflus der banck". Es heißt bei ihm "Wes das hertz vol ist / des gehet der mund vber", denn "also redet die mutter ym haus vnd der gemeine man".<sup>18</sup> Doch die einmal gefundene Lösung bleibt nicht unangefochten: Von Auflage zu Auflage arbeitet Luther am Wort, sucht er nach noch treffenderem, noch eingängigerem, noch anschaulicherem Ausdruck. Wie ringt er in Psalm 23, der da im Vulgata Latein mit folgenden Versen beginnt: "Dominus regit me, et nihil deerit: in loco pascuae ibi me collocavit. Super aquam refectionis educavit me: animam meam convertit." In der Mentel-Bibel von 1466 hieß es noch: "DER her der richt mich vnd mir gebrast nit: vnd an der stat der weyde do satzt er mich. Er fürte mich ob dem wasser der

widerbringung: er bekert mein sel." In der Luther-Übersetzung von 1524 lesen wir: "DER HERR ist meyn hirtte / myr wirt nichts mangeln. Er lesst mich weyden da viel gras steht / vnd furet mich zum wasser das mich erkulet. Er erquickt meyne seele". Und in der Voll-Bibel von 1534 erscheint folgender Text: "DER HERR ist mein Hirte / mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auff / einer grünen awen / vñ furet mich zum frisschen wasser. Er erquicket meine seele".<sup>19</sup>

Wir sehen uns an einen Grenzsaum versetzt, der Übersetzerische Nachgestaltung fließend in Nach-Dichtung übergehen läßt. Ansporn zum Einsatz allen sprachlichen, ja sprachkünstlerischen Könnens waren selbstverständlich vor allem jene Teile der Bibel, die bereits im Original Dichtung sind, so das Hohelied Salomonis und die Psalmen. Welch ein Hymnus auf die Geliebte wird angestimmt, wenn es heißt: "Siehe, meine Freundin, du bist schön, siehe, schön bist du. Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen. ... Wie schön sind deine Brüste, meine Schwester, liebe Braut. Deine Brüste sind lieblicher denn Wein, und der Geruch deiner Salben übertrifft alle Würze. Deine Lippen, meine Braut sind wie triefender Honigseim, Honig und Milch ist unter deiner Zunge".<sup>20</sup> Hier gestaltet nicht nur ein Sprachkünstler, hier spricht ein vollblütiger, dem Leben aufgeschlossener Mensch, wie ein vergleichender Blick auf Luthers Tischreden erhärtet: "Brüste sind eines Weibes Schmuck, wenn sie ihre Proportionen haben; große und fleischliche sind nicht am besten, stehen auch nicht sonderlich wohl, verheißen viel und geben wenig. Aber Brüste, die voller Adern und Nerven sind, auch wenn sie klein, stehen wohl auch an kleinen Weibern, haben viel Milch, damit sie viele Kinder stillen können."<sup>21</sup>

Luthers zweite große poetische Leistung ist das protestantische Gemeindelied. Die reformierte Kirche sollte und mußte dem Volk auch eine aktive Rolle beim Gottesdienst sichern. So war die Schaffung eines Kompendiums protestantischer Gemeindelieder ein dringendes Gebot der Stunde. In den Schriften "Von ordnung gotisdiensts ynn der gemeyne" (1523) und "Formula missae et communis" (1523, Regel der Messe und der Kommunion) beklagt Luther den Mangel an deutschen Liedern, die für den evangelischen Gottesdienst zur Verfügung stünden. "Ich wollte", so schreibt er, "daß wir viele deutsche Gesänge hätten, die das Volk unter der Messe sänge. - Aber es fehlt uns an deutschen Dichtern und Musikern, oder sie sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge machen könnten, die es wert wären, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte."<sup>22</sup> Nachdem Luthers Appell an begabtere Poeten ungehört verhallt war, unterzog er sich selbst der Aufgabe

und schuf insgesamt 36 geistliche Lieder, von denen noch heute 32 im "Evangelischen Kirchen-Gesangbuch" (Ausgabe 1975)<sup>23</sup> enthalten sind.

Bei der Erfüllung des selbstgewählten Auftrages konnte Luther auf Traditionen des geistlichen Volksliedes zurückgreifen, wie es sich als Form kollektivierender Frömmigkeitsäußerung bei Wallfahrten, Prozessionen und kirchlichen Feiern herausgebildet hatte. Er nützte ferner die Methode der Kontrafaktur und die formgestalterischen Vorbilder altdeutscher Liedtraditionen. Das Beste gelingt ihm dort, wo er an das biblische Wort der Psalmen anknüpfen und somit gleichsam Gottes Wort paraphrasierend in lyrische Sprache umsetzen kann. Gerade Luthers Psalmenlieder sind in besonderem Maße gekennzeichnet durch seine Persönlichkeit, sind Ausweis schöpferischer Leistungskraft des Reformators. Dies gilt namentlich für das nach Psalm 46 gedichtete Bekenntnislied "Ein feste Burg ist unser Gott" und für das ergreifende Bußlied "Aus tiefer Not schrei ich zu dir" (nach Psalm 130). Gerade das trutzige Bekenntnislied enthält gleichsam in nuce die Quintessenzen reformatorischen Geistes und Strebens. Es strahlt unterschütterliches Vertrauen in die gerechte Sache, opfermutige Entschlossenheit zur Verteidigung der reinen und wahren Lehre des Evangeliums aus: "Nehmen sie den Leib, / Gut, Ehr, Kind und Weib, / Laß fahren dahin! / Sie haben's kein Gewinn. / Das Reich muß uns doch bleiben." Spricht in diesem Lied die in festem Glauben und Bekennermut geeinte Gemeinde, so schreit im Bußlied der in seiner Sündenangst verzweifelnde Einzelne zu Gott empor, um schließlich die Tröstung seiner unendlichen Gnade zu erfahren: "Ob bei uns ist der Sünden viel, / bei Gott ist viel mehr Gnade." Die den Inhalt dieser Lieder prägende Kundgabe innerster Überzeugung, die in der Wortwahl aufschimmernde tiefe persönliche Betroffenheit des Autors sichern diesen lyrischen Schöpfungen Luthers bis heute tiefe Wirkungen auf die Gemeinde.

Obwohl unvollendet, erst postum veröffentlicht und vom Riesenwerk des Reformators ein wenig überschattet, war Luthers Fabeldichtung seit langem Gegenstand literaturhistorischen Interesses. Für Luther wiederum waren offenbar die didaktischen Potenzen der Fabel besonders belangvoll. Friedrich Gaede schreibt darüber: "Daß die Fabel vom Reformator besonders geschätzt wurde, war in ihrer Struktur begründet. Der Dualismus von Beispiel und Lehre, von Darstellung und Deutung kam Luthers didaktischem Anspruch und seiner Neigung zur Bestätigung seiner Gedanken im Konkreten sehr entgegen."<sup>24</sup> Diese Auffassung ist gewiß zu unterschreiben, stellte doch Luther die Fabeldichtung des Äsop, aus der er 13 Stücke rezipierte, in Wertschätzung ihrer moralaethischen Wirkungs-

potenzen der Bibel gleich. Ja er sieht in der Fabelsammlung des apokryphen Äsopos nachgerade einen Moralkatechismus, der in jeder Familie zu Nutz und Frommen aller eingesetzt werden kann: "Und das ich ein Exempel gebe der Fabeln wol zu gebrauchen: Wenn ein Hausvater über Tisch wil Kurtzweil haben, die nützlich ist, kan er sein Weib, Kind, Gesind fragen, Was bedeut diese oder diese Fabel? und beide, sie und sich darin üben."<sup>24</sup> Folgerichtig empfiehlt die unter Mitarbeit Luthers entstandene "Visitationsordnung" von 1528 die Verwendung äsopischer Fabeln im Schulunterricht. Sie sollen mit moraldidaktischer und sprachpflegerischer Zielstellung eingesetzt werden. Schließlich scheint Luther die Fabel auch dazu geeignet, "die grossen Fürsten und Herrn" zu "betriegen zur Wahrheit und zu jrem nutz, denn das man jnen lasse die Narren die Warheit sagen, dieselben können sie leiden und hören, sonst wollen oder können sie von keinem Weisen die Warheit leiden."<sup>25</sup>

In der Vorrede zu seiner Fabelsammlung entwickelt Luther eine durchaus modern anmutende Fabeltheorie, die essentiell erst von Lessing eingeholt wurde. Insgesamt arbeitet er drei Funktionen der Fabel heraus: (1) Vergnügliche und nützliche Unterhaltung. (2) Getarnte Kritik an sittlich - sozialem Fehlverhalten der Mächtigen. (3) Erziehung zu lebensklugem Wohlverhalten angesichts der zahlreichen Gefährdungen der Welt.

Offenbar ist manches über Luthers Fabeldichtung gefällte Urteil davon bestimmt, daß die überlieferten 13 Fabeln des Torsos monofunktional sind, d.h. kluges Wohlverhalten und Anpassung "in der falschen, argen Welt" anraten. Hier jedoch - wie Hans Friderici es tat - von "Knechtseligkeit gegenüber Gott und den Fürsten"<sup>26</sup> zu sprechen oder den Fabeln jede progressive gesellschaftliche Sinndeutung abzusprechen<sup>27</sup>, ist wohl verfehlt.

Luthers Fabeln sind innerhalb der deutschen Fabeltradition des Mittelalters gleichsam thematische Varianten im Telegrammstil. Der narrative Teil ist auf ein enges Handlungsgerüst beschränkt; ihm folgt - im Epimythion - die moralische Quintessenz. Angeklagt wird die falsche, arge Welt, denn Gewalt geht vor Recht (II. "Vom Wolff und Lemlin"), allenthalten lauern Falschheit und Verrat (III. "Vom Frosch und der Maus"), Betrug ist stets zu argwöhnen (IX. "Vom Kranich und Wolffe"), so daß Klugheit und Bescheidenheit oberste Gebote sind (I. "Vom Han und Perlen").

Trotz äußerster Verknappung ist die Sprachgebung der Fabeln bis heute perzipierbar, ja vergnüglich genießbar. Dies liegt wohl nicht zuletzt daran, daß Luther hier wie selten sonst das volkstümlich wir-

kende Sprichwort einsetzt. So kommt nicht nur Bildhaftigkeit ins Spiel und in den Stil, sondern auch - nicht zuletzt dank grotesker Hyperbolik - erheiternde Komik. Einige Beispiele: "Wenn man dem Hunde zu wil, so hat er das Ledder gefressen." - "Denn welcher Freund den andern vermag, der steckt jn in Sack." - "Es ist mit Herrn nicht gut Kirsschen essen, si werffen einen mit den Stielen." - "Wer einen vom Galgen erlöset, Dem hilfft derselbige gern dran." - "Der Teufel ist gut zu Gast zu bitten. Aber man kan sein nicht wol los werden." - "Wer mit eim dreck rammelt, Er gwinne oder verliere, so gehet er beschissen davon."

Daß Luther sich auch in anderen Zusammenhängen gnomischer Formen bediente und ein offenes Ohr für das volksläufige Sprichwort hatte (das er sammelte), ist bekannt. Er selbst hielt die Verwendung von metrisch geformten und gereimten Sinnsprüchen für äußerst publikumswirksam: "Denn Reyme oder Vers machen gute Sentenz oder Sprichwort, die man lieber braucht denn sonst schlechte rede."<sup>28</sup>

Zurück zum Anfang. Wir bekennen uns zur Korrektur des Philippus Melanchthon, der da meinte, man müsse Luther auch die "Worte" zuschreiben. Sie erklingen besonders eindrucksvoll in seiner Bibelübersetzung, die man wohl in Teilen eine Nachdichtung nennen darf; sie ertönen wohl-lautend in den poesieintensiven Genres des protestantischen Gemeindeliedes und der Fabel. Doch mehr noch. Herbert Wolf hat gemeint, die Rolle Luthers in einer Literaturgeschichte hänge davon ab, ob man einen ästhetischen Maßstab anlege oder nicht.<sup>29</sup> Nun wäre füglich darauf zu verweisen, daß die Kategorie des Ästhetischen nicht auf Produkte der Phantasie beschränkt bleiben darf. Zudem ist mit Recht anzumerken, daß sich der Literaturbegriff wandelt und überdies im Mittelalter eine strenge Trennung zwischen poetischen Texten und Texten der Sachprosa kaum durchzuhalten ist. Bei Bajahung solcher Voraussetzungen muß man Luther wohl zubilligen, daß er ein reiches literarisches Werk mit einer unerhörten Vielfalt von Erscheinungsformen hinterlassen hat. Neben programmatischen Schriften tauchen Kampf- und Streitschriften auf; Andachts- und Erbauungsliteratur stehen neben Tierfabeln; zu seinen Predigten gesellt sich eine reiche Gnomik, vor allem präsent im Sprichwort; neben geistlichen Liedern ist eine umfangreiche Briefliteratur zu nennen; und neben den Tischreden wäre vor allem und immer wieder zu reden vom gewaltigen Werk der Bibelübersetzung.

Ferner muß bedacht sein, daß Luther als Persönlichkeit wie als Schöpfer von Literatur kaum abschätzbare Wirkungen auf die Entwicklung der Literatur ausgestrahlt hat. Herbert Wolf nennt in diesem Balang die Förderung bestimmter literarischer Formen, die Begründung des prote-

stantischen Gemeindeliedes, ja der Reformationsliteratur überhaupt, endlich die in einer enormen Vielgestaltigkeit auftretende Luther-Rezeption seit dem 18. Jahrhundert. "Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß es keinen deutschen Schriftsteller vor L. und auch lange Zeit nach ihm gibt, der einen sprachlichen und literarischen Einfluß ähnlichen Ausmaßes bis zur Gegenwart hinterlassen hat."<sup>30</sup>

Selten wohl war die Persönlichkeit eines Autors so eins mit seinem Werk, selten wohl hat eine Persönlichkeit in diesem Maße durch ihr Werk Wirkungen ausgestrahlt wie die Luthers. Sie verdient vielleicht mehr Beachtung, als ihr im Aufdecken ideologiegeschichtlicher und welthistorischer Zusammenhänge zuteil geworden ist. Es sei daher - auch den Literaten Luther kennzeichnend - ein Teil der eindrucksvollen Charakterstudie Bendlers an den Schluß gestellt: "er liebte die Geselligkeit, schätzte das Einbecker Bier, war ein fröhlicher zecher und lauter Sänger, Freigebig bis zur Verschwendung, sein Kätchen hatte ihre liebe Not mit ihm. Und er war ein starker Hasser, er hielt viel von einem guten, starken Zorn. Um ihn war viel menschliche Wärme, die er auch ideologischen Gegnern nicht versagte. Während z.B. Erasmus dem todkranken Hutten in Basel die Tür wies, nahm Luther 1524 Karlstadt in dessen größter Bedrängnis bei sich auf. Und - auch das sei nicht vergessen - sehr zum Unterschied z.B. von Melanchthon, den meisten Humanisten und vielen Theologen war er frei von Aberglauben, hielt nichts von Astrologie und Zeichendeutung. War selbstverständlich überzeugt von der Existenz des Teufels, schi aber auf ihn im vollen Gottvertrauen. Damit war er - für seine Zeit, dies sei betont - ein moderner Mensch."<sup>31</sup> Wir ergänzen: Und ein Mann des Wortes, an dem Literaturgeschichtsschreibung heute wie morgen nicht vorbeigehen kann und wird.

#### Anmerkungen

1. Weimarer Ausgabe (WA), Abt. II (Tischreden), Bd. 3, Nr. 1619. Prima die Augusti an prandio sedebat in mensa, speculabatur et creta mensae scribebat: Res et verba Philippus, verba sine re Erasmus, res sine verbis Lutherus, nec res nec verba Carolostadius. Dum haec scripsisset, advenit casu Dominus Philippus cum Magistro Basilio, dicens in Erasmo et Carolostadio verum esse, sed sibi nimium tribui, et Luthero verba etiam tribuenda. - Über-

- setzung nach: Dem Luther aufs Maul geschaut. Leipzig 1983<sup>2</sup>, S. 76 f.
2. Sonntag 6/1983, S. 7 (Luther-Ehrung des Kulturbundes der DDR)
  3. G. Brendler: Martin Luther - Erbe und Tradition. In: Wissenschaftliche Mitteilungen der Historiker-Gesellschaft der DDR 1979/I-II, S. 35.
  4. WA, Abt. IV (Briefe), Bd. 2, Nr. 544.
  5. WA, Abt. IV (Briefe), Bd. 7, Nr. 2123.
  6. WA, Abt. IV (Briefe), Bd. 3, Nr. 698.
  7. WA, Abt. IV (Briefe), Bd. 5, Nr. 1686.
  8. M. Wehrli; Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1980, S. 998.
  9. J. G. Herder: Werke, hrsg. von B. Suphan, Bd. 16, S. 231.
  10. W. Stammeler: Von der Mystik zum Barock. Stuttgart 1950, S. 223 f.
  11. G. Brendler, a.a.O. S. 35.
  12. H. Wolf: Martin Luther. Stuttgart 1980, S. 152.
  13. G. Brendler, a.a.O. S. 35.
  14. WA, Abt. I (Werke), Bd. 3, S. 11 ("Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens")
  15. M. Luther: Sendbrief vom Dolmetschen. Hrsg. von K. Bischoff. Halle 1951, S. 23 (Lesung nach dem Wittenberger Druck von G. Rhaw).
  16. Ebd. S. 15.
  17. Ebd. S. 17.
  18. Ebd. S. 19.
  19. Ebd. S. 41 ff.
  20. WA, Abt. III (Deutsche Bibel), Bd. 10, S. 139 ff.
  21. WA, abt. III (Tischreden), Bd. 2, Nr. 1554.
  22. WA, Abt. I (Werke), Bd. 12, S. 218: Cantica velim etiam nobis esse vernacula quam plurima, quae populus sub missa cantaret ... Sed poetae nobis desunt aut nondum cogniti sunt qui pias et spiritualis cantilenas (ut Paulus vocat) nobis consinent, quae dignae sint in Ecclesia dei frequentari.
  23. Evangelisches Kirchen-Gesangbuch. Ausgabe 1975.
  24. Fr. Gaede: Humanismus. Barock. Aufklärung, Geschichte der deutschen Literatur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Bern und München 1971, S. 62.
  25. WA, Abt. I (Werke), Bd. 50, S. 445.
  26. Ebd. S. 453.

27. H. Friderici: Die Tierfabel als operatives Genre. In: Weimarer Beiträge 11 (1965), S. 938.
28. Geschichte der deutschen Literatur von 1480 bis 1600. Von. J. G. Boeckh, G. Albrecht, K. Böttcher, K. Gysi, P. G. Krohn. Berlin 1960, S. 273.
29. WA, Abt. I (Werke), Bd. 35, S. 481.
30. H. Wolf, a.a.O. S. 170 ff.
31. H. Wolf, a.a.O. S. 169.
32. G. Brendler, a.a.O. S. 36.



SIEGFRIED STRELLER

Karibik und Lateinamerika im Werk von Anna Seghers

Der militärische Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940 zwang Anna Seghers, in Mexiko Zuflucht zu suchen, dessen Präsident ihr wie auch anderen politischen Emigranten Asyl angeboten hatte. Die vom Zeitgeschehen erzwungene abenteuerliche Reise über Martinique, San Domingo, die USA und Kuba bereicherte das Erfahrungsspektrum der Dichterin. Sie begegnete einer Welt, in der die Verhältnisse angesichts des weniger entwickelten Standes der Produktivkräfte einfacher und unmittelbarer erschienen als in dem hochindustrialisierten Europa. Andererseits traten hier Probleme der kolonialen und halbkolonialen Ausbeutung auf, die bisher im Werk und im politischen Denken der Autorin kaum eine Rolle gespielt hatten, die alle Formen des Klassenkampfes wieder erheblich komplizierter ausprägten.

Bisher hatte sich Anna Seghers vorwiegend mit der unmittelbaren Gegenwart beschäftigt und dabei verschiedene Darstellungsformen erprobt. Dem "Aufstand der Fischer von St. Barbara" waren knappere Erzählungen gefolgt, in denen genaue Zeichnung eines begrenzten Wirklichkeitsausschnitts subjektive Reflexion oder aber legendärer Bericht jeweils die Dominante bildeten. In ihrem ersten Roman "Die Gefährten" wurde weltumspannend das Verhalten von proletarischen Revolutionären nach der Niederlage der Erhebungen in Ungarn, Polen, Italien, Deutschland und China zum organisierenden Zentrum der Handlungen.

Der Sieg des Faschismus in Deutschland hatte die Dichterin dann veranlaßt, genauer die Wurzeln bloßzulegen, aus denen die Herrschaft der Barbarei in Deutschland hervorgegangen war. Ein genaues Erfassen der besonderen nationalen Situation, des Denkens, Empfindens und Verhaltens in den verschiedenen sozialen Schichten sind bestimmend für die Romane vom "Kopflohn" bis zu "Die Toten bleiben jung." <sup>1</sup> Die Begegnung mit der Karibik und mit Lateinamerika bringt neue Aspekte in das Verständnis des internationalen Klassenkampfes ein. Lateinamerika rückt an den Platz, den in den "Gefährten" und den kleineren Erzählungen Ost-

europa und China einnahmen. War sie dort auf vage Berichte und ihre Phantasie angewiesen, so hatte sie jetzt die unmittelbare Anschauung von einer für sie fremden, neuen Welt. Greifbar bestätigte sich für sie hier, was sie im theoretischen Streit mit Georg Lukács, gestützt auf eine Tagebuchnotiz Lew Tolstois zum künstlerischen Schaffensprozeß hervorgehoben hatte. Dieser sei gleichsam zweistufig. „Auf der ersten Stufe nimmt der Künstler die Realität scheinbar unbewußt und unmittelbar auf, er nimmt sie ganz neu auf, als ob noch niemand vor ihm dasselbe gesehen hätte, das längst Bewußte wird wieder unbewußt; auf der zweiten Stufe aber handelt es sich darum, dieses Unbewußte wieder bewußt zu machen...“<sup>2</sup> Die Begegnung mit den geographischen und den gesellschaftlichen Gegebenheiten in der Karibik und in Mexiko läßt sie gerade diese erste Stufe offenbar tiefgreifend erleben. In einem Brief an eine Studentin schildert sie, wie ihr plötzlich durch das Gespräch zweier spanischer Frauen mit den Negermatrosen "die Größe, die Gewalt der vergangenen spanischen Kolonialmacht" klar wurde, "die Breite der 'Conquista', der einstmaligen spanischen Eroberungen."<sup>3</sup>

Die Verarbeitung dieser neuen Erfahrungen erfolgte freilich nicht sofort. Sie brauchte Zeit. Schilderung mexikanischer Landschaft taucht zuerst in der Verbindung mit tagtraumhafter Erinnerung an die Heimat im "Ausflug der toten Mädchen" auf. Um diese neu erfahrene Wirklichkeit tiefer erfassen, sie begreifen zu können, befragt die Dichterin die Geschichte. Geschichte erhält einen neuen Stellenwert. "... in Mexiko, erhielt ich Bücher über Haiti und San Domingo," teilt sie in dem schon erwähnten Brief mit. "Ich machte mir die Geschichte der Insel klar, die ich mit meinen Augen gesehen hatte. Ich las in englischer Sprache die Biographie des Negers Toussaint l'Ouverture, der einer der bedeutendsten Menschen ist, die sich in der Zeit der Französischen Revolution entwickelt haben."<sup>4</sup> Diese Beschäftigung mit der Geschichte schlug sich zunächst in einer biographischen Skizze nieder, in der sie neben Toussaint Miranda und Bolivar vorstellt. In der Einleitung dieser Skizze "Große Unbekannte" formuliert sie einen Gedanken, der mehrfach in ihrem Werk wieder aufgenommen wird: "Die Geschichte Lateinamerikas, seine Besetzung, auch seine Befreiung sind in Europa verhältnismäßig wenig bekannt ... Lateinamerika enthält unbekannte Gestalten und abgelegene Begebenheiten, in denen sich oft noch greller und schärfer als bei uns unter anderen Sternen ausdrückt, was auch uns in Atem hält."<sup>5</sup>

Geschichte begann hier mit der Zerstörung einer alten, hohen Kultur, die im Halbdunkel mündlicher Überlieferung weiterwirkt. Mythisch-Legendenhaftes und konkret Geschichtliches rücken hierbei eng zusammen.

Die Vorliebe für das Mythisch-Legendenhafte ist ein Zug im Erzählwerk von Anna Seghers, der häufig als eine besondere Art der Poetisierung anklingt wie etwa in "Bauern von Hruschowo" oder auch ganz dominiert wie in den "Schönsten Sagen vom Räuber Woynok", den "Sagen von Artemis", ein Zug, der sich auch im Spätwerk fortsetzt. Die Geschichte Lateinamerikas ist die des schlimmsten Kolonialismus, verbunden mit Raub, mit Rassismus und Völkermord. Sie ist aber auch die Geschichte des Aufstands und Aufbruchs der Völker, eines Aufstandes, der nicht nur die weißen Kolonisten erfaßt wie in Nordamerika, von Erhebungen, die die wirklich Unterjochten einbeziehen und sie zu großen Taten befähigen. Das sind Probleme und Fragestellungen, die im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch des Kolonialsystems in Asien und Afrika nach dem zweiten Weltkrieg weit über den amerikanischen Raum hinaus brennend aktuell werden.

Dies hat Anna Seghers bereits während des mexikanischen Exils erfaßt. Die Begegnung mit der Geschichte dieses Subkontinents sprengt europazentristisches Denken. Lateinamerika und besonders der Karibische Raum werden als Brennpunkte der Weltgeschichte begriffen. Besonders gilt das für Haiti, das sowohl von spanischer wie französischer Kolonialherrschaft geprägt ist.

In San Domingo, dem spanischen Teil der Insel, hatte Anna Seghers auf ihrer Flucht eine Reihe von Tagen verbracht, auf die Geschichte des französischen Teils wurde sie durch die Literatur über Toussaint l'Ouverture aufmerksam, der über Jahre hinweg Napoleon ein ebenbürtiger Gegner war und gegen rassistische Vorurteile bewies, daß auch Schwarzafrikaner zu Heerführern und Staatsmännern befähigt sind.

Haiti war nach Kuba die erste große Insel, die Kolumbus in der Neuen Welt entdeckte. Sie war die erste Kolonie, in der die Urbevölkerung ausgerottet wurde. Und sie war das erste Land, dem die Selbstbefreiung aus kolonialer Abhängigkeit gelang. Diese Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erweckt besonders das Interesse der Dichterin. Zum ersten Male gewinnt die weit zurückliegende Vergangenheit als Stoff und Gegenstand einen Platz in ihrem epischen Werk.

Die drei großen Karibischen Erzählungen, sicherlich gemeinsam konzipiert, wenn auch die dritte erst dreizehn Jahre später abgeschlossen und publiziert wird, setzen sich am historischen Gegenstand mit aktuellen Fragen des nationalen Befreiungskampfes auseinander. Verheißung, Möglichkeiten und Grenzen einer bürgerlichen Revolution werden hier sichtbar. Sie kommen im Widerspruch zwischen Citoyenideal und bürgerlichem Interesse zum Ausdruck. Der Beschluß des Konvents, die Sklaverei aufzu-

heben, kann nur mit Hilfe einer Sklavenerhebung auf Haiti und Guadeloupe durchgesetzt werden. Napoleon macht nach seinem Staatsstreich diesen Beschluß rückgängig, weil die Bourgeoisie auf die Ausbeutung der Kolonien nicht glaubt verzichten zu können.

Die "Hochzeit von Haiti" schildert den Aufstieg und den Untergang Toussaint l'Ouvertures aus der Sicht eines jungen jüdischen Juweliers, der, in Vorbereitung einer Aristokratenhochzeit aus Europa zurückgerufen, ihm noch als Sklaven begegnet. Dann wird er zum Führer der Aufständischen gebracht, um ihn bei einem Brief an die Kommissare zu beraten, die ihn als Verbündeten gewinnen, die Herrschaft der revolutionären Republik auf der Insel durchzusetzen. Der ehemalige Sklave erweist sich nicht nur als begabter Heerführer. Er versteht es auch, die befreite Insel klug zu regieren und kann in dieser Zeit nun als ein Herr selbst Juwelen von dem Juwelier kaufen. "Toussaint war jetzt der unbestrittene Herr. Er war klug genug, um zu wissen, daß eine Schar Neger, die durch Glück und Kühnheit und durch kluge Ausnutzung ihrer Lage auf einer entlegenen Insel zur Macht kam, ohne Hilfe der Weißen nicht lange herrschen konnte. Er wußte auch, was er den Weißen verdankte. Die paar tausend Jahre Kultur, ein paar tausend Jahre Erfahrung."<sup>6</sup> Es ist eine kurze Blütezeit, eine Hoch-Zeit für die Insel, in der die Schäden des Aufstands rasch behoben werden und ein friedliches Zusammenleben der befreiten Sklaven mit den weißen Untergebenen der früheren Herren zustandekommt.

Als Napoleon Toussaint seiner Ämter enthebt, kann die ausgeschickte Flotte diesen Befehl nicht durchsetzen. Die Neger leisten erbittert Widerstand und verteidigen ihre Freiheit. Durch Wortbruch und Verrat gelingt es, Toussaint, der trotz aller Warnungen auf Verhandlungen eingehen will, zu fangen und ihn nach Frankreich zu bringen, wo er bald in der Haft stirbt. Aber die Kolonie muß aufgegeben werden. Sie behauptet ihre Freiheit, ist aber so verwüstet, daß sie sich nie wieder erholen wird.

Poetisches Gleichnis dieser Hoch-Zeit der Insel ist die Lebensgemeinschaft des Juweliers mit einer früheren Sklavin, eine freie Verbindung, die das Motiv der nicht zustande gekommenen Aristokratenhochzeit aufnimmt und weiterführt. Sie hatte die Verbindung zu den Leuten Toussaints hergestellt. Ihr beider Leben bleibt auch weiter mit dem Toussaints verknüpft. Als er gefangengenommen wird, stirbt sie und ihr gemeinsames Kind am Fieber und der Juwelier, der nach London zurückgekehrt ist, stirbt etwa zur gleichen Zeit wie Toussaint. "Bei diesen zwei Toten fallen einem die Bäume ein, die, längs der Heer-

straßen quer durch Europa gepflanzt, zusammen krank werden und verkommen. Ihr Tod, gleichzeitig an verschiedenen Enden der Welt, erscheint einem weniger rätselhaft, wenn man weiß, daß sie derselben Aussaat entstammen."<sup>7</sup>

Anders als in dieser ersten Erzählung, in der die neue Qualität einer Welt des brüderlichen Zusammenlebens der Rassen in Freiheit und Gleichheit für eine kurze Zeit greifbar wird, obwohl die Welt dafür noch nicht reif ist, machen die beiden anderen Erzählungen Probleme und Schwierigkeiten sichtbar, die sich aus dem widersprüchlichen Verlauf der bürgerlichen Revolution ergeben. Die an Zwang gewohnten Sklaven auf Guadeloupe wollen, sobald sie frei sind, nicht arbeiten, empfinden das Land, das man ihnen gibt, als Belastung. Mit geringem Erfolg bemühen sich der Adjutant des Kommissars, der die Insel der französischen Republik erhalten hat, der Kommandant des Forts, ein Mulatte, ein Schmied, der Negersklave war, die früheren Sklaven davon zu überzeugen, daß Freiheit nicht Nichtstun bedeuten kann. Als auf der kleinen Insel die Sklaverei wieder eingeführt wird, leisten nur wenige Widerstand. Der Kommandant sprengt sich mit seinem Fort in die Luft. Zu denen, die sich bewaffnet widersetzen, gehört auch der Adjutant, der zusammen mit den Negern von dem gegen sie vorgehenden Militär niedergemacht wird. Ein Jahrzehnt später sind in Frankreich unter dem Eindruck der ganz Europa überziehenden Kriege Napoleons die Ereignisse in der Karibik fast in Vergessenheit geraten. Ein Oberst, der als junger Soldat an diesem Massaker teilnahm, erinnert sich im Familienkreise und erzählt davon. Dies macht einen tiefen Eindruck auf seinen zwölfjährigen jüngsten Bruder. "An Beauvais hätte sich nie mehr ein Mensch erinnert, wenn unter den Zuhörern nicht dieser Knabe gesessen hätte. Ein Kommandant, der sein eigenes Fort in die Luft sprengt... Was aber den größten Eindruck machte, das waren die letzten paar Sätze: der weiße Mann in dem Haufen von toten Negern. Der Knabe hörte nicht weiter zu. Er grubelte. Die Ahnung von einer ihm unbekanntem Welt machte ihn frösteln. Das war eine Welt, die von seiner vertrauten wie durch einen Vorhang getrennt war. Es gab also noch eine andere Welt. Dort wurde nach anderen Gesetzen gehandelt. Der fremde Mann hatte sein Leben für etwas geopfert, was nichts mit dem Ruhm zu tun hatte, von dem man hier las und sprach."<sup>8</sup> Das Thema der "Gefährten" ist hier wieder aufgenommen: die Bewährung des Revolutionärs in der Niederlage. Wem hilft dieser Tod? Ist es nicht nur ein verzweifelter Protest, in einer Welt nicht weiterleben zu wollen, in der die Würde des Menschen mit Füßen getreten wird? Der Schluß der Erzählung macht deutlich, daß Beauvais

damit eine Botschaft weitergibt von einer neuen anderen Welt, so gering sie scheint: "Der Ruhm des fremden Mannes bestand nur aus einem Frösteln, das über den Rücken des Knaben rieselte."<sup>9</sup> Das Opfer war also nicht nur die Behauptung der Selbstachtung. Die Haltung vermittelt eine kleine Hoffnung. Nur ins Vorfeld der Sklavenbefreiung führt die dritte Erzählung "Das Licht auf dem Galgen", aber das Thema der Bewährung wird fortgesetzt. Drei französische Revolutionäre erhalten den Auftrag, auf der von den Engländern beherrschten Insel Jamaika einen Aufstand vorzubereiten, der auch dort die Sklaven befreien soll. Debuissou, ein Enkel des Arztes und Plantagenbesitzers Bering, der Befreiung aus Gefangenschaft vortäuschen soll, Sasportas, ein jüdischer Arzt spanischer Herkunft, und Galloudec, ein Matrose. Ihre konspirative Arbeit scheint Früchte zu tragen, die Erhebung ist in nächster Zeit zu erwarten. Da ändert Napoleons Dekret über die Wiedereinführung der Sklaverei grundlegend die Situation. Ist der Auftrag jetzt noch legitim? Debuissou will alle Aktivitäten einstellen. Sasportas hält an dem für ihn von seinem Gewissen gerechtfertigten Auftrag fest. Die Verschwörung wird vorzeitig entdeckt. Debuissou gibt die Namen, die er kennt, preis und rettet damit sein Leben. Galloudec gelingt die Flucht nach Kuba. Sasportas bleibt standhaft und wird gehängt. Ein Freund bringt den Bericht Galloudec's, der am Fieber stirbt, nach Paris. Er bringt ihm dem Auftraggeber zur Kenntnis, der sich inzwischen selbst verbergen muß.

Ähnlich wie in der "Wiedereinführung der Sklaverei auf Guadeloupe" steht am Ende ein Licht, das in die Zukunft weist: "Es scheint nicht bloß zurück auf Sasportas' Leben, es scheint auf alle, mit denen Sasportas zu tun gehabt hat; die wären doch sonst spurlos verschwunden in einem tiefen Wasser oder in einem Urwald; ihre Namen stehen in keinem Denkmal; sie hatten vielleicht nicht einmal richtige Namen. Bedford, Cuffee - waren das richtige Namen? Doch haben sie richtige, wichtige Dinge fertiggebracht, genauso richtige, wichtige wie die, die hier in Paris fertiggebracht worden sind."<sup>10</sup>

Die zweite Stufe im Schaffensprozeß, von der Anna Seghers in ihrem Brief an Lukács sprach, leistet sie für die Welt der Karibik erst, als sie diesen Raum wieder verläßt, als ihr nach ihrer Heimkehr die bewußte Verarbeitung der Eindrücke in dem vom Faschismus verwüsteten Deutschland noch nicht oder doch nur sehr schwer möglich ist. Und erst nach der Gestaltung der zeitlich distanziierten geschichtlichen Stoffe tauchen Lebensschicksale aus der lateinamerikanischen Gegenwart im Erzählwerk auf.

Die Erzählung "Crisanta", drei Jahre nach der Heimkehr publiziert, beginnt mit der Frage, wie die Menschen in Mexiko leben und von wem man erzählen soll. Sie nennt die Namen von großen in Europa wenig bekannten Freiheitshelden und erklärt: "Ich will nichts von diesen Männern erzählen und auch nichts von anderen großen Männern, die später in Mexiko lebten. Obwohl sie, fast unbekannt in Europa, nicht nur dort zu den Größten der Großen gehören."<sup>11</sup> Sie erzählt von dem Mädchen Crisanta, das Vater und Mutter nicht kennt, von einer Frau Gonzales zusammen mit deren Kindern aufgezogen wurde und nun sechzehnjährig für sich selbst sorgen muß. In Mexiko-Stadt schlägt sich die Analphabetin mit Gelegenheitsarbeiten durch. Unerfahren gibt sie sich einer großen Liebe leidenschaftlich hin, wird verlassen, stürzt in die tiefste Erniedrigung, wird aber von denen, die sich ihrer als Kind angenommen hatten, wieder herausgeholt und ohne Vorwürfe in den vertrauten Kreis wieder aufgenommen. Härte und Rechtlosigkeit muß sie über sich ergehen lassen. Aber auch die wortlos ohne viel Aufhebens geleistete Hilfe gehört zu ihrem ärmlichen und doch auch in mancher Hinsicht reichen Leben. Für das Gefühl der Geborgenheit, das aus dieser stillen Hilfsbereitschaft erwächst, hat die Dichterin ein einprägsames Symbol gefunden. Crisanta hat die Erinnerung an "ein sanftes und starkes Blau, das es später nirgendwo gab. Die ganze Welt war vorbeigerauscht, doch nicht durch das Blau gedungen."<sup>12</sup> Zufällig entdeckt sie, als sie ihr eigenes Kind vor Wind und Staub schützt, daß dies erinnerte Blau das Umschlagtuch ihrer Pflegemutter gewesen war, "und was dahinter strömte, ihr Volk."<sup>13</sup> Die Erzählung gliedert sich ein in den großen Motivkreis der "Kraft der Schwachen", den Anna Seghers immer wieder variiert hat und 1965 als Titel eines Bandes von neun Erzählungen wählte. Unter ihnen befindet sich auch der legendenhafte Bericht von der "Heimkehr des verlorenen Volkes", die Geschichte eines Indianerstammes, der vor den spanischen Eroberern in den Urwald flieht, ständig auf der Flucht bleibt, sogar fast den Gebrauch des Feuers aufgibt. In der Gegenwart neu entdeckt, gelingt es, Furcht und Mißtrauen zu überwinden. Der Präsident Mexikos ermöglicht es, daß der Stamm auf das Land zurückkehren kann, von dem er seine Flucht vor der Versklavung begonnen hatte. Siebzehn Jahre nach der Publikation der "Crisanta" ist wieder Mexiko der Schauplatz einer Erzählung, die das symbolträchtige Blau in den Titel nimmt: "Das wirkliche Blau". Märchenhafte Züge volkstümlichen Erzählens durchdringen sich mit genauer Fixierung in zeitlicher Gegenwart. Als der Töpfer Benito sein gewohntes Blau einer ganz bestimmten Tönung, das er für seine Arbeit braucht, in der Kunst und Handwerk noch

nicht geschieden sind, infolge des Kriegs in Europa nicht bekommen kann, begibt er sich nach einem Hinweis auf die Suche nach dem, der gerade dieses Blau herstellen kann. Er findet ihn mit Unterstützung vieler, die ihm weiterhelfen. Die Lösung aus der Abhängigkeit verleiht beiden ein neues Selbstbewußtsein, läßt sie sicherer und zukunftsge-  
wisser sich mit dem Leben auseinandersetzen. In dieser Geschichte hat das Blau neue und tiefere Symbolschichten: Treue und Zuverlässigkeit, aber auch Sehnsucht und Suche nach einem im Traum erfahrenen besseren Leben. Anna Seghers knüpft an die blaue Blume der Romantik an, wendet die Träume aber ins Greifbare, wahrhaft zu Gewinnende, ins Wirkliche.<sup>14</sup>  
"Ich habe mein Blau gefunden. Und hol mir's selbst, wenn ich's brauche. Einmal für allemal."<sup>15</sup>

Der Schauplatz gibt mit seinem Nebeneinander von noch fast ur-  
tümlichem Produzieren und den dieses Ursprüngliche Verhältnis stören-  
den Abhängigkeiten imperialistischer Prägung Möglichkeiten, das Verhältnis von Kunst und Arbeit, Arbeit und Persönlichkeit, Tüch-  
tigkeit der Niederen in schlichtem aussagekräftigem Bild zu gestalten, wie es in der heimischen Arbeitswelt kaum zu bewältigen wäre. Er er-  
laubt die Aufnahme märchenhafter Züge ebenso wie die Einbindung ins ganz  
Wirkliche. In den späten Erzählungen kommt Lateinamerika mit unterschied-  
lichem Gewicht für die Aussage noch mehrfach vor. In "Überfahrt" ist  
es wiederum eine Umkehrung der gewohnten Bildbedeutung. Die "Neue Welt"  
(Brasilien) repräsentiert gerade das gesellschaftlich Alte, während in  
der vom Kriege verwüsteten "Alten Welt" der Aufbruch in das gesell-  
schaftlich Neue beginnt, dort die wirkliche Perspektive sich abzeichnet.  
In "Steinzeit" und "Wiederbegegnung" haben die geographischen Gegeben-  
heiten Lateinamerikas keine wesentliche Bedeutung für die Aussage.  
Dagegen bringen die "Drei Frauen aus Haiti" eine aufs äußerste kompri-  
mierte Wiederaufnahme des ganzen mit der Karibik verknüpften thematisch-  
motivlichen Bereichs. Lebensbilder aus drei Zeitaltern setzen Zeichen  
der Hoffnung in finsterner Zeit, werden schmucklos und karg erzählt.  
Die erste berichtet von einer Häuptlingstochter, die, um nicht als  
Sklavin verschleppt zu werden, vom Schiff ins Meer springt, sich am  
Ufer in einer Höhle versteckt, in der sie ihr ganzes Leben verbringen  
muß, bis das Meer die Höhle wegspült. Ihre Flucht wird bald zu einer  
Legende in der Zeit der barbarischen Ausrottung ihres Volkes. Die zweite  
erzählt von der Treue und Anhänglichkeit zweier Neger, die unter Tous-  
saint ihre Freiheit gewannen, nach seiner Gefangennahme in Frankreich  
Arbeit in der Nähe seines Kerkers suchen und dort ausharren, obwohl sie  
weder seine Haft erleichtern, noch seinen Tod verhindern können. Der

Schlüssel, mit dem der Kerker der Negersklavin aufgeschlossen wurde, bleibt Symbol der Hoffnung auf die einstige Befreiung aller Sklaven und wird wie ein Amulett getragen, bis er ins Grab mitgegeben wird. Das dritte Schicksal, in der Gegenwart angesiedelt, macht besonders deutlich, wie lang und mühevoll, wie opferreich der Weg in eine menschlichere Zukunft ist. Das Zeichen, das Toussaint einst gesetzt hatte, ist in anderen Ländern aufgenommen und weitergereicht worden. In Haiti herrscht Duvalier mit brutalstem Terror als Diktator. Immer wieder bedarf es der Bewährung, der Hingabe, der Selbstlosigkeit. Für die dritte der Frauen gibt es keine Erfüllung ihrer Liebe. Ihr Freund muß Haiti verlassen, weil er gefährdet ist. Er hofft seinem Volke dadurch zu helfen, daß er sich durch die Heirat einer reichen Nordamerikanerin Rückhalt und Einfluß verschafft. Aber sein Plan geht nicht auf. Er wird ausgewiesen, und alle, denen er Bildung und politische Aufklärung verschaffen wollte, werden Opfer des Terrors. Auch Luisa. Als er nach dem Tode des Diktators zurückkehren kann, von seiner Frau verlassen, verweigert sie, die von Foltern entstellt und in ihrer Gesundheit erschüttert ist, eine Bindung einzugehen, die von Schuldbewußtsein und Dankbarkeit bestimmt wäre. Ihrer Liebe genügt es, ihn mit einer anderen glücklich zu wissen und sich für seine politischen Ziele, für die Befreiung ihres Volkes aus neuer Knechtschaft aufgeopfert zu haben.

Geschichte wurde in diesen drei Erzählungen erneut Gegenstand, als Bericht von denjenigen, die, wie Brecht sagt, auf dem nackten Boden saßen, als Anprangerung der Gewalt und des Verrats der Herrschenden in der Klassengesellschaft, seien es die Conquistadoren, sei es Napoleon, der als Repräsentant einer räuberischen Bourgeoisie gesehen wird, oder der Lakai des USA-Imperialismus Duvalier. Anna Seghers lenkt die Aufmerksamkeit hier auf den widerspruchsvollen langwierigen Kampf um ein menschenwürdiges Leben für alle Menschen. Sie zeigt den Beitrag des einzelnen in seinen Grenzen, aber auch in seiner Größe gerade in Zeiten der Niederlage. Die Zukunftsgewißheit erwächst den Helden dieser drei Geschichten nicht aus Wissen und theoretischer Einsicht, sondern aus der Überzeugung, daß das Menschliche nicht untergehen darf.

In diesen ihren letzten Erzählungen wird noch einmal deutlich, welche Bedeutung mit der Karibik und Lateinamerika für Anna Seghers gewonnen hat, wie darin das Weltumspannende ihrer Dichtung besonders eindringlich Gestalt gewinnen konnte.

## Anmerkungen

1. Vgl. hierzu I. Diersen: Seghers-Studien. Berlin 1965.
2. Briefwechsel mit G. Lukács, 28. Juni 1938. In: A. Seghers: Über Kunstwerk und Wirklichkeit I, hrsg. von S. Bock. Berlin 1970, S. 175.
3. Brief an R. Francke. In: A. Seghers: Über Kunstwerk und Wirklichkeit II, Berlin 1971, S. 31.
4. Ebd.
5. Große Unbekannte. In: A. Seghers: Über Kunstwerk und Wirklichkeit III, Berlin 1971, S. 217.
6. Die Hochzeit von Haiti. In: Der Bienenstock, Bd. 2. Berlin 1963, S. 177.
7. Ebd. S. 190.
8. Wiedereinführung der Sklaverei auf Guadeloupe. Ebd. S. 249 f.
9. Ebd. S. 250.
10. Das Licht auf dem Galgen. In: Der Bienenstock, Bd. 3. Berlin 1963, S. 374.
11. Crisanta. In: Der Bienenstock, Bd. 2. S. 347.
12. Ebd. S. 349.
13. Ebd. S. 373.
14. Vgl. die Interpretation von E. Kaufmann. In: Probleme der Literaturinterpretation. Leipzig 1978, S. 89-94.
15. Das wirkliche Blau. Berlin und Weimar 1967, S. 107.

ISSN 0418 - 4580

Kossuth Lajos Tudományegyetem  
A kiadásért felelős: Dr. Csikai Gyula  
Felelős szerkesztő: Dr. Gárdonyi Sándor  
Technikai szerkesztő: Dr. Varga József  
Készült a KLTE Könyvtárának sokszorosító  
üzemében rotaprint eljárással 370 példányban.  
Terjedelem: 16 A/5 ív.  
Ny. sz.: 86-1360